

NATHANIEL CROSIER, ESQUIRE, HAT EINE SEHR SCHLAFLOSE NACHT.

Gepflastert mit Gold

oder

Roman und Wirklichkeit

der Strassen Londons.

Von den Gebrüdern Mayhew.

Unter Autorisation der Herren Verfasser in's Deutsche übertragen von

Albert Laßmann.

Vierter Band.

Mit 8 Illustrationen.

Cassel 1858.

Verlag von G. E. Vollmann.

Sechstes Kapitel.

Billy Fortune darf sich nicht selbst überlassen bleiben.

Philipp und Ned waren es müde, auf Billy's Rückkehr zu warten, und überließen sich dem Troste, die Ursache ihres Ungemaches ungenirt beschimpfen zu können. Sie saßen eine Zeitlang, ein Jeder an einer Seite des Feuers, stumm wie Bauerntölpel, und sahen das Feuer sich in weiße Asche verwandeln, und keiner von ihnen hatte die Energie, ein weiteres Stück Holz hinein zu werfen. Dann und wann schob Philipp das verbrannte Holz mit seinem Fuße zusammen, aber selbst diese Anstrengung widerstritt zu sehr seinem Gefühl der Verzweiflung. Die Nothwendigkeit, sich nur zu regen, rührte den Bodensatz seines Zornes auf.

„Ich wünschte nur, Billy jetzt hier zu haben," murmelte er zuletzt. „Ein Griff in sein Haar, und ich wollte ihn blau und schwarz schlagen."

Er sah außerordentlich wild aus und blickte finster wie ein Löwenkopf an einem Thürhammer, aber sein Körper blieb so unbeweglich, wie der eines Indianers in einem Kriegsrathe.

„An ihn wird die Reihe zuerst kommen," brummte Ned.

„Ich wünschte, er wäre gehängt!"

„Oder lebendig gebraten," fügte der Krüppel hinzu, in das verlöschende Feuer starrend.

Der Wind wurde heftiger mit dem Anbruch des Morgens. Als der Horizont sich mit dem wiederkehrenden Tageslichte säumte, gleichsam als öffne der neue Tag seine Jalousien, um die Dämmerung durchschimmern zu lassen, fegte der Wind, wie ein losgelassener Hund heulend, über die Ebene hin, um die häßliche Nacht zu verscheuchen. Zusammengekauert unter den großen Steinblöcken des Druidentempels, verfluchten die Betteljungen den Wind, als er im Kreise um sie wehte und ihre Zähne schnattern machte. Er lüftete die Aermel ihrer Röcke, indem er sie rund und stramm wie Kanalröhren aufschwellte. Oftmals blies er die todte, schwarze Asche ihres Feuers auf und die Kohlen schimmerten wieder, oder fegte die Asche und den Staub hinweg, und kehrte den Feuerherd sauberer, als eine alte Jungfer. Fremdartige Töne ließen sich mit diesen heftigen Windstößen vernehmen. Sie hörten die Thurmuhr von Drudeshurst schlagen, und beide Jungen

öffneten weit die Ohren, allein beim dritten Schlag hatte der Windzug den Ton der Glocke mit sich gerissen. Das stoßende, knirschende Getöse schwerer Räder — vielleicht meilenweit entfernt — schien so nahe, als wenn ein stark beladener Marktwagen des Weges entlang über die Ebene hinkeuche, oder das Bellen von Hunden zog an ihren Ohren vorbei, indem es immer deutlicher und deutlicher vernehmbar wurde und dann langsam erstarb, als ob die Thiere selbst eine Hetzjagd durch die Lüfte hielten.

Sie horchten mit erheucheltem Muth dem heulenden und stöhnenden Orkan zu, wie er durch die Fichtenbäume des fernen Hügels sauste.

„Es ist doch gerade, als ob Jemand ermordet würde," sagte Philipp.

„Auf mein Wort! ich glaube, so ist es auch," erwiederte Ned, seine Krücke ergreifend.

Nach einigen Minuten wurde derselbe geheimnißvolle Schall umhüllter Trommeln, welcher sie schon früher gestört hatte, auf's Neue vernehmbar — ein rollendes, ersterbendes Getöse, was von allen Seiten her zu kommen schien. War es unterirdischer Donner oder ein Erdbeben, welches die Steinblöcke wie Kegel stürzen wollte? Sie hielten ihren Athem an und horchten. Es schien, als ob das Tageslicht nicht kommen wollte.

Der Krüppel begann sich zu beklagen, daß die Kälte in den Stumpf seines Beines gedrungen sei und ihn schmerzen mache, als wenn er eine Quetschung erlitten habe. Er fing an, ihn zu bewegen und ihn hin und her zu wiegen, als wenn er ein Kind in seinen Armen hielte. Er würde gar bald durch die wiegende Bewegung eingeschlafen sein, denn sein Stöhnen erstarb bereits allmählich, als gerade im Augenblick, wo er in den Schlaf sinken wollte, sein Arm heftig gefaßt wurde. Aus seinem Schlummer erwachend, sah er Philipp, weiß wie Mondschein, und starren Blickes in die schwarze Ferne stierend.

„Ned, Ned!“ keuchte der Junge, „das ist ein verfluchter Spectakel, 's ist schaurig. Steh' auf — es nähert sich.“

Ned hörte ihn ebenfalls. Derselbe verhüllte Schall — dasselbe keuchende Getöse. Es schien entlang zu rollen, und die Erde, auf welcher sie saßen, schien zu beben. Der Krüppel versuchte aufzustehen, fiel aber wieder zuckend zu Boden, während Philipp, die Krücke ergreifend, sich tapfer zur Wehr stellte. Sie hatten sich schon für verloren gegeben, als der ganze Raum des Tempels sich plötzlich, wie durch Zauberei, mit unzähligen Schafen anfüllte — und als die Thiere still standen, um die Jungen anzustieren, schwieg das Getöse. Ihr Trampeln beim Laufen über den Rasen hatte ihnen diesen Teufelsstreich gespielt.

Da waren Hunderte dieser gelbwolligen Thiere. Sie stellten sich in einem Kreise um die Jungen auf, und die Köpfe emporrichtend, stierten sie dieselben unverwandten Blickes an. Einen Augenblick nachher machte ein Hund seine Aufwartung, der knurrend und mit einem kriechenden, wolfähnlichen Schritt um die Fremden herumging. Er bleckte seine Zähne so bösartig, daß Ned froh war, als der Schäfer auf sie zukam.

Der Mann begann zu kichern, als er sich den Landstreichern näherte, und sagte: „Nu, 'n bischen Feuer is kein schlechtes Ding in so kalten Nächten,“ und seine Hände öffnend, hielt er sie an die glimmende Asche. Er war ein Zutrauen erweckender Mensch und bereits gewohnt, dergleichen Feldlager unter den großen Steinblöcken zu sehen. Als ihm die Jungen erzählten, welche Angst sie ausgestanden hätten, lachte er und sagte, sie seien nicht die Ersten, und fügte dann erläuternd hinzu, der Erdboden der Ebene sei unterminirt, uud das verursache diesen Schall.

„Wer unterminirte ihn denn?“ fragte Ned.

„Ah, das war, ehe man an uns dachte,“ antwortete der Mann, welcher sich gesetzt hatte und die wenigen übriggebliebenen Stückchen Holz sorgsam in die glimmende Asche steckte. Der Hund näherte sich und kroch zur Seite seines Herrn, während die Schafe rund herum zu weiden und das Gras abzuknappern begannen.

Ihrer eigenen Gesellschaft überdrüssig, waren die Jungen nur zu froh, einen Gesellschafter zu haben.

„Weshalb unterminirte man das?“ fragte Ned lernbegierig.

„Sie thäten besser, zu fragen, wer jene Steine hier hingestellt hat,“ erwiderte der Mann, indem er auf die Granitblöcke zeigte.

Ned erkundigte sich natürlich nach dem Namen.

„Nun, der Teufel sicherlich,“ war die Antwort. „Hörten Sie denn niemals davon, daß er Stonehenge baute?“

Ungleich vielen anderen gebildeten Menschen, schämten sich die Jungen nicht, ihre Unwissenheit zu gestehen. Ned bemerkte, daß es ihm vorkomme, als ob die Steine da von selbst aufwüchsen.

Der Schäfer, welcher die ganze Nacht über allein gewesen war, schien froh zu sein, ein wenig schwätzen zu können.

„Was ich Euch jetzt sage, ist so wahr, als wenn's erst gestern vorgefallen wäre — wir Alle in der Umgegend glauben's wenigstens, und es sind uns einige Tausende, wir können doch nicht Alle im Irrthume sein. Vor vielen, vielen Jahren war ein Zauberer Merlin, der sagte zum Teufel (er kannte ihn sehr genau), geh' 'mal nach Irland, und bring' einige Steine, wie du solche dort finden wirst, hierher. So macht sich denn der Teufel auf die Wander-

schaft — denn er hatte Todesangst vor diesem Zauberer. Als er nach Irland kommt, kleidet er sich auf's Properste, und geht zu der alten Frau, der diese Steine angehörten — ganz dieselben, die Sie da sehen — und spricht zu ihr: Sie sollen so viele Geld für Ihre Steine hier haben, wie Sie nur auszählen können, während ich sie fortschleppe. Sie war schön erfreut, und denkt so bei sich selber: was für ein Narr der Teufel doch sein muß, diese Steine sind doch eben nicht von der Sorte, daß man sie in eine Rockzipfeltasche stecken kann. Er gibt ihr einen Sack mit Geld; aber gerade, wie sie anfangen will zu zählen, ruft er aus: sieh scharf, alte Frau! die Steine sind verschwunden! Sie glaubte, er wolle sie nur necken, aber sie fand gar bald ihren Irrthum. Die Steine waren fort, und Alles, was sie dafür bekommen hatte, waren vier Pence, obgleich sie den Leuten hier in der Umgegend gar manchen rechtschaffenen Sovereign einbringen, denn sie ziehen eine Welt von Fremden hier nach Drudeshurst."

„Nun, das nenne ich aufschneiden!" sagte Philipp lachend.

Der Schäfer fühlte sich beleidigt. Er würde sich geweigert haben, mit der Erzählung seiner Legende fortzufahren, wenn Ned, welchen er um seine Meinung fragte, ihm nicht den vollsten Glauben zugesprochen hätte.

„Als der Teufel nun diese schweren Steine zum Zauberer bringt, sagt' er: wo soll ich sie hinstellen? Sie wurden hier aufgestellt, weil's luftig und offen ist, und hier werden sie nun wohl wahrscheinlich stecken bleiben, wenigstens so lange, als wir leben!"

„Glaubst Du an diesen Unsinn," fragte Philipp.

„Glaubst?" erwiederte der Schäfer. „Ich kann Euch sagen, daß in jeder Unze dieser Steine Schwefel zu finden ist. Ei, gehen Sie nur nach Bulford, und Sie werden da einen dieser Blöcke sehen, den der Teufel in den Fluß fallen ließ, als ihm die Schnur, mit welcher er seinen Sack zugebunden hatte, aufging."

Philipp rief entrüstet aus: „Geht doch los — Ihr könnt mir nichts aufbinden!" Ein Streit entstand, in welchem der Schäfer die jungen Vagabunden „ein paar hundsföttische Spitzbuben" nannte, und zur Erwiderung einen „Schafskopf" einstecken mußte. Der Mann pfiff seinem Hunde und entfernte sich aus einer so ungläubigen Gesellschaft.

Sie lachten über die Erzählung von Stonehenge und den einfältigen Schäfer, welcher sie zum Besten gegeben hatte, nicht ahnend, daß es nicht der einfache Landmann, sondern Jeffery von Monmouth (A. D. 1130.) war, welcher für diese sonderbare Geschichte ihren Tadel sich zuzog. Gerade in dem Augenblick, wo die Erregbarkeit des Streites nachließ, hörten sie einen leisen, zitternden

Pfiff, welchen sie auf der Stelle als das oft gebrauchte und besondere Signal William Fortune's, Esquire, anerkannten.

Dieser junge Bursche, lustig und munter, als wenn er eine Fünfpfundbanknote gefunden hätte, schritt so gleichgültig auf seine Freunde zu, als ob er nicht länger als eine halbe Stunde abwesend gewesen wäre. „Hier kommt der Präsentirteller mit dem Abendessen," rief er, „und der Bursche, der's Euch verschafft hat."

Keiner grüßte ihn, sondern sie blieben so mürrisch, als wenn sie in einem spanischen Bock gespannt säßen. Der empfindliche Billy fühlte sich beleidigt über diesen kalten Empfang. „Schneidet Gesichter!" schrie er. „Halloh! was hat das Alles zu bedeuten? Wem ist seine Ruhe krepirt, he?"

„Ich will Dir's sagen, was dies Alles zu bedeuten hat," erwiderte Ned. „Weshalb lässest Du uns so warten?"

„Und glaubst Du vielleicht," erwiderte Jener, „daß ich mich belustigt habe, he? Ihr seid mir schöne Kameraden! Sind wir nicht Alle in der Tinte? Bin ich nicht beinahe erwischt und um ein Haar gepackt worden?" Er strippte seine Hosen auf und zeigte ihnen eine Wunde im Bein. „Was denkt Ihr von der Sorte von Vergnügen? Wunderschön, he?"

Man begann den Verwundeten zu bemitleiden. Ein Dutzend Fragen wurden ihm vorgelegt, ehe er nur eine

beantworten konnte, wie und auf welche Weise ihm dieser Unfall zugestoßen sei.

„Wartet bis wir gegessen haben," war des Opfers einzige Antwort. Während er in seinen Taschen suchte, fragte er sie: „Na, was möchtet ihr am liebsten essen — Hühner?"

„Und wenn sie einen Monat lang todt gelegen haben, so esse ich sie," rief Philipp aus.

„Ein junges Hähnchen?" fuhr Billy fort.

„Gar nicht bitter, ein Essen, was durchaus nicht zu verachten ist," antwortete Ned.

„Nun, hier ganz junge Hühnchen, noch nicht entwickelt," fuhr Billy fort, indem er aus seiner zerlumpten Rocktasche mehr als ein Dutzend Eier holte — „Hühnchen, die nie leben und in dieser unserer hartherzigen Welt das Tageslicht nicht erblicken werden." Ohne von ihren getäuschten Blicken Notiz zu nehmen, fügte er hinzu: „Schiebt sie ins Feuer und bratet sie. Sie sind so süß wie die Unschuld, und ihre Federn werden Euch nicht im Halse stecken bleiben."

Um die Mahlzeit vollständig zu machen, hatte er einige Aepfel und Kartoffeln mitgebracht, welche letztere noch in der frischen Erde hingen. Die jungen Burschen aßen bald, als wenn der, welcher am schnellsten verschlingen könne, am meisten haben solle. Sie begannen mit den

Aepfeln, gingen dann zu den halbgekochten Eiern über und endigten mit den Kartoffeln.

Billy's Abenteuer war das Salz, welches der Mahlzeit Würze gab. Er erzählte ihnen, ein Hund, so groß wie eine Kuh, mit Zähnen wie Waschklammern, habe ihn im Hühnerstall erwischt und ihn daselbst zu bleiben genöthigt. Er schilderte ihnen seine Angst, als er die Fenster des Pachtgutes öffnen und Stimmen ausrufen hörte: „Wer ist da?" Er versuchte, ein Huhn in des Hundes Maul zu stecken und sich dann zu flüchten, allein das Thier war zu verständig, um sich auf diese Weise zum Schweigen bringen zu lassen. Sieben Hühner mit verdrehten Hälsen lagen bereit, um fortgetragen zu werden. Die Eier waren in seiner Mütze, als der Hund ihn überraschte. Er bemächtigte sich der Hühnerstange als Vertheidigungswaffe, allein die „verfluchten Thiere" machten einen solchen Lärm, als man ihnen ihre Stange nahm, daß sie meilenweit hätten gehört werden können. Zuletzt hörte er Männer auf den Hühnerstall zukommen. Er hörte einen den andern fragen, ob die Flinte geladen sei, und des Hundes Zähne einer Ladung Schrot vorziehend, entschloß er sich, auszureißen. „Ich schmiß die Stange auf den Hund und riß aus; aber die Bestie war im Augenblick wieder hinter mir und biß mich in's Bein. Versteht Ihr jetzt, was Alles dies bedeutet — he?"

Die Entschuldigungen, welche ihm nunmehr gemacht wurden, waren sehr aufrichtig, und Herr Fortune hörte sie mit großer Sanftmuth und Befriedigung an. Er borgte selbst Philipp's Halstuch, um seine Wunde damit zu verbinden, indem er zuvor einen Umschlag zusammengepreßten Grases und ein Eigelb darauf gelegt hatte, um das Gift aus dem Bisse zu ziehen. Nicht etwa, daß Herr William in irgend einer Weise etwas von Medicin verstand, sondern er glaubte einfach, daß etwas Feuchtes und Salbiges ein ausgezeichnetes Heilmittel für alle Arten von Wunden sei.

Der Morgen brach allmählich an. Das blasse Licht im Osten erhob sich wie ein Nebel am Horizont. Nur im Westen waren noch Sterne sichtbar. Die Wolken zogen rasch wie Holzspähne in einem Mühlenstrome vorbei, und die Luft zwickte der Jungen Nasen, wie es nur die frühe Morgenluft thun kann. Alle drei bückten sich über das Feuer und fühlten eine so grimmige Kälte, daß sie eine Hütte einzig und allein aus dem Grund, um sich zu wärmen, in Brand gesteckt haben würden, wenn eine dagewesen wäre.

Ein Hund bellte — ein lautes, tiefes Bellen, welches aus einem mit einer Reihe scharfer Schneidezähne versehenen Gebiß kam — Billy Fortune's Kopf drehte sich plötzlich um, als wenn sein Name genannt worden wäre. Er kannte den Laut und hatte das Gebiß gefühlt. Er warf sich zu

Boden und horchte mit emporgerichtetem Kopfe dem Bellen zu, während seine Augen vor Furcht und Angst schwollen. Da war kein Zweifel. Er erkannte den Feind, welcher sich auf sie zustürzte.

„Wenn wir nicht jämmerlich geprügelt sein wollen,“ sagte er in einem Tone, welcher überzeugend war, „so müssen wir uns eiligst auf die Beine machen. Kommt schnell, ehe uns dieser Höllenhund faßt. Sie sind hinter uns her. Renn' nur vorwärts, Ned, und spring, als wenn Du ein Frosch in Tanzschuhen wärest.“

Die Jungen sprangen in ein nahes Kornfeld, von dem Hunde verfolgt, wobei der Krüppel sich seiner Krücke mit einer verzweifelten Energie bediente und Sätze machte, daß er seinen Kameraden beinahe immer voraus war. Sie kamen an ein Tannenwäldchen, in welches sie Billy's Rath zufolge drangen, um den „Kerlen zu Pferde“ einen Strich durch die Rechnung zu machen, wie er sagte. Es war schwierig, einen Weg durch die Baumstämme zu bahnen, und das Bellen schien sich den Fliehenden immer mehr zu nähern. Auch konnte Ned sich seiner Krücke hier nicht so vortheilhaft wie im freien Felde bedienen. Sie beschlossen, in diesem Gehölz versteckt zu bleiben, und kamen überein, daß Billy eine Recognoscirung versuchen solle, um sich zu überzeugen, ob man wirklich hinter ihnen her jage. „Denn,“ sagte dieser kecke junge Landstreicher, „vielleicht laufen wir uns die Beine um nichts ab, und es

sind am Ende nicht einmal die Pächterburschen. Wenn Etwas passirt, so treffen wir uns in Salisbury.“ Aber Billy war ein schlauer Spitzbube. Er war nicht um seiner Freunde Rettung, sondern um seine eigene besorgt. Er beschloß, sich aus dem Staube zu machen. „Ich bin der einzige, gegen den man Beweise liefern kann,“ dachte er. „Sie könnten mich vor Gericht bringen, aber Ned und Philipp haben nichts zu fürchten. Während die beim Kragen gefaßt werden, schleiche ich mich ganz sachte weg.“ Von Neugierde getrieben, verließ er das Gehölz und ging den Fahrweg entlang. Er sah einen Haufen Männer mit Heugabeln, welche von einem Reiter geleitet wurden, während der fürchterliche Kettenhund vor ihnen herlief. Auf dem höchsten der kleinen Hügel der Ebene stand eine Gestalt, welche den Verfolgern den zu nehmenden Weg zeigte. Es war der Mann, welcher die Legende vom Druidentempel erzählt hatte.

Meister Billy entkam, während die zwei anderen Jungen gefangen wurden. Der Reiter war äußerst erzürnt, und schwor, daß er ihnen sechs Monate Tretmühle geben wolle. Er schleppte sie dann mit sich zu dem nächsten Magistrat, um sie in Haft zu geben.

An diesem Morgen war Sir William Hatcher gerade in tiefer Berathung mit seinem Banquier — Herrn Nathaniel Crosier — in Bezug auf gewisse Gelder, welche er auf Hypothek zum augenblicklichen Gebrauch zu borgen wünschte. Da die Bürgschaft nichts zu wünschen übrig ließ, so war das Geschäft bald abgemacht. Sie unterhielten sich von anderen Dingen, als man den Baron in der Eigenschaft eines Magistrates zu sprechen wünschte, um unsere zwei jungen Herren wegen Diebstahls in das Bezirksgefängniß zu senden. Da Sir William über des Banquier's prompte Verfahrungsart, Geld vorzustrecken, höchst erfreut war, fragte er Crosier, ob es ihm Spaß machen würde, den Casus mit anzuhören. „Diese Verhöre sind oft höchst amüsant,“ sagte Sir William.

Der Banquier lächelte.

Aber der freudige Gesichtsausdruck verließ bald Herrn Crosier's Lippen und der Casus hörte auf, Amüsement zu versprechen, als ihm einer der Angeschuldigten zu Gesicht kam. Er schreckte zurück, als wenn ihm jemand einen Schlag versetzt habe. „Guter Gott!“ sagte er zu sich selbst, „dieser Junge darf nicht in's Gefängniß, was er auch immer begangen haben mag.“

Trotz aller gegentheiligen Versicherungen des Herrn Simcox sen. fühlte der Banquier dennoch, daß Philipp Merton seiner Tochter Kind sei. Er hörte den Jungen,

als er nach seinem Namen gefragt wurde, denselben kühn nennen, und obgleich er ein Mann von starken Nerven war, so konnte er doch nicht ein Zucken seiner Lippen verhindern. Sein beklommenes Herz wurde erleichtert, als es sich herausstellte, daß ein Hühnerdiebstahl die einzige Anklage gegen ihn sei. „Zwanzig Pfund Sterling werden die Sache wohl in Ordnung bringen," dachte er.

Der Sohn von Katharine Merton sah den feierlichen Banquier mit den strengen Gesichtszügen und erkannte augenblicklich den Vater des lachenden Schulmädchens in ihm, welchen er in seinen Eseltreibertagen kennen gelernt hatte. Er glaubte, daß der alte Herr sich seiner Gesichtszüge nicht mehr erinnere. „Ich möchte nicht gerne, daß sie etwas von dieser Geschichte erführe," dachte Philipp.

Der Pächter konnte nicht beschwören, daß diese Jungen den Diebstahl begangen hatten, während sie im Gegentheil auf das lebhafteste ihre eigene Unschuld beschworen, worauf hin der Casus — mit Hülfe einiger Bemerkungen von Nathaniel Crosier, Esquire — zu Gunsten der Gefangenen abgeurtheilt wurde. Der Banquier schöpfte einen Athemzug, welcher seine nett gefaltete Hemdkrause wie ein Accordeon ausdehnte.

„Jungen!" schrie der Magistrat pomphaft aus, „laßt Euch dies eine Warnung sein. Kehrt zurück zu den Eurigen und seid rechtschaffen. Bedenkt, daß manche, welche jetzt im üppigsten Reichthum leben, so arm wie Ihr das

Leben begonnen haben. Habt Ihr Eltern oder Verwandte?"

"Mein Herr," antwortete Philipp, "ich kenne Ihnen nicht eine einzige Person in der Welt, die sich nur so viel wie das um mich bekümmert," und er schnalzte seine Finger.

Der Banquier fühlte, daß der Junge wahr spreche.

Sie waren freigelassen und entfernten sich jetzt so raschen Schrittes aus dem Orte, als ob sie fürchteten, der Magistrat möchte seinen Ausspruch vielleicht ändern und sie wieder zurückholen lassen. Sie erkundigten sich nach dem Wege, welcher nach Salisbury führe, wo sie Billy antreffen sollten. "Wie wird der über dieses Abenteuer lachen," sagten sie, "und seinen Sternen danken, daß er nicht beim Wickel gekriegt worden ist."

Sie waren bereits einige drei Meilen Weges gegangen, als sie einen rasend rasch fahrenden Einspänner hinter sich herkommen sahen. Sie stellten sich zur Seite, um den Wagen vorbeifahren zu lassen. Das von Schweiß triefende Pferd schien durchzugehen, als sie zu ihrem Erstaunen bemerkten, daß sich sein Lauf mäßigte, je mehr es sich ihnen näherte und der Einspänner anhielt, als er sie erreicht hatte. Es war der feierliche Banquier mit den strengen Gesichtszügen, welcher in dieser unbegreiflich sorglosen Weise gefahren war. Er stieg aus und winkte Philipp zu sich.

„Du bist mit knapper Noth entkommen, junger Bursch," begann er, „und ich bin froh, daß Du Deine Freisprechung erlangt hast. Du sagst, Du hast keine Eltern oder Verwandten. Ich fühle Interesse für Dich, und würde Dich gern vom sichern Ruin retten. Angenommen, daß ich mich veranlaßt fühlen sollte, Dir beizustehen — ich sage angenommen — glaubst Du alsdann, ein rechtschaffenes Leben führen zu können?"

Die Versicherungen, welche folgten, schienen aufrichtig gemeint. „Wenn ich nur Arbeit hätte ꝛc."

„Wenn, wie Du sagst, Arbeit so schwer zu finden ist, warum gehst Du nicht in andere Länder, wo es an Händen fehlt? Würdest Du sofort auswandern, wenn man Dir die Reise bezahlte?"

Die Angst, mit welcher Herr Crosier auf die Antwort wartete, war sichtbar. Röthe überzog seine Wangen, als Philipp schwor, am nächsten Morgen abzureisen.

Er gab dem Jungen ein hastig geschriebenes Blatt Papier, das er aus seinem Taschenbuche riß, addressirt an Simcox, und — was Philipp noch mehr gefiel — einen Sovereign, um nach London reisen zu können. Dann stieg er wieder in seinen Einspänner und fuhr fort, aber diesmal in einem sehr mäßigen Schritte.

Die Geschichte war Ned bald erzählt. „Wirst Du wirklich auswandern?" fragte der Krüppel.

„Denke nicht d'ran," erwiderte Philipp.

Sie lasen den Brief an Simcox vom Tempel. Mit Bleistift geschrieben waren die Worte: „Das ist der Junge."

„Er kennt Dich!" schrie Ned.

„Es ist komisch?" antwortete Philipp.

Am nächsten Morgen empfing Herr Simcox einen Brief, welcher ihm Philipp's baldigen Besuch im Tempel ankündigte, und ihm vollständige Instructionen gab, um ihn nach Australien einzuschiffen. In Herrn Simcox nächster Kostenrechnung befand sich dieser wichtige Punkt: „Instructionen, in Bezug auf den Jungen Merton empfangen, drei Tage deshalb zu Hause geblieben, ohne indessen weder etwas von ihm gesehen noch gehört zu haben: 9 Pfund 9 Schillinge."

Siebentes Kapitel.

In welchem wir für den Hauptmann erröthen.

Wenn ein Mann von dreißig — Hauptmann Crosier war ein und dreißig Jahre alt — sich verliebt, so ist er so ganz und gar verloren, als wenn er sich von der Shakespeareskklippe [1] herabstürzt. Das Herz eines Mannes von dreißig ist zähe und fest. Es hat sich von Gips in Backstein umgewandelt, hart gebacken von Erfahrung.

Was ein Junge von achtzehn Jahren ein Herz nennt, ist weiter nichts, als eine weiche, teigige Masse, welche mit dem leisesten Druck der Hand oder der geringsten Berührung des Fußes gepreßt und eingedrückt werden kann. Eines Jungen Liebe ist wie die Flamme einer Spirituslampe — im Augenblick angezündet, im Augenblick ausgeblasen — wenig Licht gebend und schnell ausbrennend. Eines Mannes Liebe ist ein Haus in Feuer, schwer anzustecken — aber, wenn es einmal in Brand steht, so können weder alle Spritzen der Philosophie, noch alle Schläuche und Stöpsel des Entschlusses die Flamme bemeistern. Sie

[1] Eine ungeheure Felsenklippe in Dover.

will wüthen und lodern, bis das Haus zusammenstürzt, und Staub zu Staub und Asche wieder zu Asche geworden ist.

Daß Hauptmann Crosier verliebt war, war so gewiß, wie London in der Grafschaft Middlesex liegt, und daß seine Liebe ehrlos und voll niedriger Denkungsart war, schien eben so gewiß, wie daß London nicht in einem Tage erbaut wurde. Er schämte sich beinahe, daß Bertha solche Macht über ihn gewonnen habe. Nicht eine Stunde verging, in welcher er sich nicht selbst fragte, ob er das Mädchen wirklich liebe. Er suchte sich zu überreden, daß seine Neigung nur eine wunderliche Laune, eine einfältige Grille sei, welche er nach Belieben mit so wenig Mühe verlassen könne, wie er einen Pantoffel vom Fuße wegschleudere. Wenn er sich zu sentimental fühlte, rief er seine rauhere und gröbere Natur zu Hülfe, und begann alsdann, um seine Schwäche zu besiegen, das Mädchen mit gemeinen Reden zu überhäufen, indem er sie eine Dienstmagd und eine Sclavin à 10 Pfund Sterling pro Jahr nannte. Er fand jedesmal große temporäre Erleichterung, wenn er einen Widerwillen für sich selbst annahm, nicht „nach höherem Wildpret zu schießen." Er liebte es, sich zu überreden, daß er ein großes Opfer bringe, Bertha seine Zuneigung zu schenken. Er konnte dreißig junge Mädchen aufzählen, welche nur zu froh sein würden, an die Stelle dieses zögernden Dienstmädchens zu treten.

Einige dieser jungen Damen konnten singen, das Piano spielen, französisch sprechen, und dergleichen mehr. Alles was Bertha thun konnte, war hübsch aussehen und Leinen flicken. Ohnedies, sie war nicht dankbar.

Woher wissen wir, daß Hauptmann Crosier verliebt war? Ging er vielleicht wie Herr Proteus ohne Strumpfbänder? Nein! er trug Socken und bedurfte daher keiner Strumpfbänder. Kreuzte er seine Arme wie ein Unzufriedener? Nein! sie hingen gewöhnlich so gerade und schlank an ihm herab wie Schellenzüge, denn er war ein träger Mensch und von wenig Energie. Entzückte ihn ein Liebesgesang? Wenn eine Drehorgel die sanfte Arie: „Still so gently“ [1] unter seinem Fenster spielte, so verfluchte er sie. Seufzte er oft? Nur nach langen Zügen aus Bitteralekrügen. Er hatte nicht den mindesten Geschmack für Poesie, denn er war von einer rohen Natur, und, wenn nicht vom Trinken aufgeregt, nur höchst wenig dem Gefühl ergeben. Beim Beschreiben seiner Leiden — denn er litt wirklich — würde es absurd sein, Blumen der Rhetorik verschwenden zu wollen.

Dieser langbeinige Officier konnte sicherlich und gewiß nicht mit einem gefangenen und die Freiheit suchenden Vogel verglichen werden, der seine zarte Brust gegen den grausamen Käfig anschlägt, wie man bildlich von Bertha

[1] Arie aus der Nachtwandlerin.

hätte sagen können. Wir würden selbst den schnurrbärtigen Jüngling nicht als einen elenden Hund sinnbildlich darstellen, der wimmernd heult, um von seiner Kette befreit zu werden, und seinen Kopf vergeblich durch sein steifes Halsband zu zwängen sucht — eine andere Anspielung auf das grausame Mädchen. Wir ziehen, thatsächlich sprechend, bei weitem vor, zu sagen, daß, seitdem sein Geist von Bertha's durchbohrenden Augen zur Lebhaftigkeit angespornt und durch ihre langen Augenwimpern in hübsche Bewegung gepeitscht worden war, er seit dieser Zeit an etwas Anderes als Preiskämpfe, Pferdewettrennen und Rattentödten zu denken hatte; sein Körper war träger und unthätiger geworden, als wenn sein Organismus nicht Energie genug besitze, die Muskeln sowohl, wie das Gehirn in gleicher Zeit in Thätigkeit zu setzen. Er lag vom Morgen bis zum Abend auf dem Sofa, unbeweglich wie ein Bündel. Seine Cigarre ging wohl zwanzig Male aus, ehe er sie zu Ende geraucht hatte. Er sah bei weitem mehr einem Manne ähnlich, welcher an Selbstmord denn an Liebe denkt, es schien, als ob er seinen Geist mit Rasirmesser und Gift, anstatt mit Bertha und einem Häuschen in der Nähe eines Gehölzes beschäftige.

Seine Betrachtungen waren manchmal so schmerzlicher Natur, daß er genöthigt war, ihnen eine andere Richtung zu geben. Sobald er an seinem Erfolge verzweifelte, pfiff er. Wenn ihm je in den Sinn kam, daß

das Mädchen ihm später zur Last fallen könnte und er wünschen müsse, sie los zu sein, pfiff er. Wenn er über die Schuld und Schlechtigkeit eines solchen Aufgebens nachgrübelte und des strengen Urtheiles gedachte, welches die Welt über eine solche ehrlose Aufführung fällen würde, so pfiff er. Je trauriger der Gedanke, je leiser sein Pfeifen. Manchmal war es nicht vernehmlicher, als der durch ein Schlüsselloch sausende Wind.

Dieser verführerische junge Officier hatte alle Anlagen, ein Schurke zu werden, aber es fehlte ihm an Muth, und vielleicht an Geschicklichkeit. Er hatte große Furcht vor der Welt. Um einen vollendeten Schurke auszumachen, muß ein Mann zu neun Zehntheilen ein Genie sein. Er muß ein erfahrener Diplomat sein, muß Complotte zu machen verstehen und sie kühn in Ausführung zu bringen wagen, nicht den Werth eines faulen Eies achtend, was seine Nachbarn darüber sagen mögen. Konnte Crosier im Blicke eines Auges Gedanken lesen? Er konnte sie kaum in guter, deutlicher Druckschrift entziffern. Hatte er Geistesstärke? Er war schwach wie ein Damenhutdraht. Konnte er sich standhaft einem Vorhaben weihen? Er war so leicht davon abgebracht, wie Flaum von polirtem Marmor geblasen werden kann. Was die öffentliche Meinung der Welt anbelangt, so fürchtete er die Kritik eines Gassenjungen. Er hörte auf, einen weißen Hut zu tragen, in Folge einer rohen Bemerkung eines gemeinen zwölfjährigen Schlingels.

Dieser verführerische Krieger war ein schwacher, furchtsamer Mann, welcher, wenn er eine böse That in einem Augenblicke beging, sie im nächsten schon wieder bereute. Obgleich er thierischen Muth genug besaß, alle die kriegerischen Dienste eines activen Militärlebens auszuhalten, so war er doch nicht fest genug, den Versuchungen zu widerstehen, welche das faule Leben eines Soldaten in Friedenszeiten bietet. Sein höchster Ehrgeiz war, sich durch verschiedene übertriebene Acte von Freundschaft dergleichen wüsten Klingen, wie Tom Oxendon oder Charley Sutton, würdig zu zeigen. Wäre er in seiner Familie geblieben, anstatt in die Armee zu treten, so würde Crosier wahrscheinlich einfachere Vergnügen geschätzt und Ergötzen in den angenehmen Zeitvertreiben gefunden haben, in Sonntagsschulen Unterricht zu geben und zahme Kaninchen zu halten. Er würde religiös geworden sein, nicht etwa aus innerer Ueberzeugung, sondern um die Achtung der alten Damen in der Nachbarschaft zu gewinnen.

Er argwohnte fast, daß seine adeligen Waffenbrüder mit halber Verachtung auf ihn herabsähen, weil er der Sohn eines Banquier's sei. Es kränkte seinen Stolz ganz außerordentlich, einen Banquier einen Kaufmann nennen zu hören. Um diesen unangenehmen Vorurtheilen zuwider zu handeln, that er alles Mögliche, seine tapferen Freunde zu überzeugen, daß er ein lockerer, verschmitzter und zu jeder Schurkerei stets bereiter Taugenichts sei, wie toll-

kühn und gefährlich deren Ausführung sein mochte. Um ihre gute Meinung zu gewinnen, trank er zwei Gläser, während sie eins tranken, und, obgleich sein Einkommen bedeutend geringer war, so gab er doch mehr Geld aus, als sie. Es war ihm bei weitem mehr um ihre Achtung zu thun, als seine eigenen Wünsche zu befriedigen, daß er zuerst seine Belagerungsgeschütze auf Bertha richtete. Wenn Lord Oakes oder Vicomte Ascot, als er diesen Liebesfeldzug unternahm, ein einziges herabwürdigendes Wort hätten fallen lassen, so würde er Bertha in Frieden gelassen haben. Um einem Edelmanne gefällig zu sein, würde er jedes Opfer gebracht haben. Er glaubte stets, daß England's Hoffnung seine Aristokratie sei.

Es gibt Leute, welche eine Frau nur deshalb bewundern, weil Andere von ihr gefesselt werden. An dem Tage, wo Bertha an ihrem Fenster nähend bemerkt wurde, war der Hauptmann förmlich erstaunt darüber, daß seine Freunde sie so schön fanden. Er hatte sie gar oft vorher gesehen und sie für ein hübsches, schlechtgekleidetes Ding gehalten, aber von dem Augenblicke an, wo seine hohen Freunde sich in Lobpreisungen über ihre Schönheit ergossen hatten, fühlte er eine heftige Zuneigung für sie. Seine Liebe begann mit Neid. Weil sie in einem Hause wohnte, das ihm gegenüber lag, betrachtete er sie als sein Eigenthum, und der Gedanke verursachte ihm das höchste

Vergnügen, daß das, was er besitze, von seinen Freunden ihm beneidet werde.

Es war eine Zeit, wie wir gesagt haben, wo ein einziger Tropfen kalten Wassers, von dem edlen Lord oder Vicomte vergossen, den kleinen Liebesfunken, welcher in Crosier's Herz gefahren war, völlig gelöscht haben würde. Diese Zeit war nun vorüber. Es war jetzt zu spät. Sein Herz, einem aufgethürmten Heuschober gleich, wenn er feucht ist, war erwärmt und dampfend, und wenn die sämmtliche Genossenschaft jetzt ihre Eimer voll eiskalter Vorwürfe auf den heißen Jüngling gegossen hätten, so würden sie seine Liebe nicht erkaltet haben.

Er gedachte Bertha's stets und ständig, während er sich rasirte oder seine Stiefeln anzog, in Cabs oder in Wirthshäusern. Er ging in Juwelenläden, um nach den Preisen von Broschen, Armbändern und Ohrringen zu fragen, nur an Bertha denkend. Wenn seine Liebe dem Opfer der geforderten zehn oder zwanzig Guineen nicht gleich kam, so war es nur, weil sein Erfolg bis jetzt noch zweifelhaft und die Spekulation ihm zu gewagt schien. Weil er in einem dreißig Schilling-Kupferstiche einige Aehnlichkeit mit Bertha's Augen fand, kaufte er ihn und ließ einen kostspieligen Rahmen dafür anfertigen. Es war ein ausländisches Erzeugniß, mit dem Titel in drei verschiedenen Sprachen, dessen deutscher „Die Rückkehr vom Tanze" war. Er repräsentirte ein junges Mädchen von hübscher

Figur, welche sich einer großen Erkältung aussetzt, indem sie sich nach den Abmüdungen eines Balles auf dem Sofa en déshabillé ausruht. Bilde man sich nicht ein, daß der Hauptmann diesen Kupferstich seines Werthes wegen, oder weil er ein elegantes Stück Möbel war, einen so prachtvollen Rahmen gab, denn er behandelte mit gleicher Ehre eine gemeine Schilling-Lithographie, betitelt „Ein Glas Gin, junger Mann?“ und dies einzig und allein aus dem Grunde, weil der Mund und das Kinn des dargestellten Schenkmädchens einige Aehnlichkeit mit denen seiner geliebten Bertha hatte. Wenn ihm der Kunsthändler, welcher diese Schilling-Lithographie verkaufte, in Antwort auf seine Frage erwiderte, daß man das Bild sehr bewundert habe und daß es ganz außerordentlichen Absatz finde, fühlte er ein Ergötzen in der Nähe seines dritten Westenknopfes, das ganze britische Publikum hatte also seinen Geschmack und lobte sein Gesicht, welches solche Aehnlichkeit mit seiner Angebeteten hatte.

Des Nachmittages pflegte Crosier, wenn er sich einsam fühlte und doch gerade nicht zum Schlaf geneigt war, ein Buch in die Hand zu nehmen und über eine oder zwei Seiten hinzugehen. Er pflegte irgend eine sentimentale Phrase, welche ihm ganz besonders zärtlich schien, mit Bleistift zu unterstreichen. Früher übersprang er immer, was er „albernes Liebesgeschwätz“ nannte. Jetzt fühlte er aber große Linderung, diese liebenswürdigen Leiden zu lesen,

welche denen so ähnlich waren, die er selbst empfand. Er verfolgte sympathisirenden Herzens die Beschreibungen der Prüfungen des Geliebten, und rief sogar mitleidsvoll aus: „Armer Teufel!“ wenn die Pein besonders groß war. Während er auf diese Weise las, sehnte er sich nach Bertha, wünschte sie herbei, damit ihre Seufzer sich mit den seinigen über die qualvollen Theile dieser Herzensgeschichte mischen, oder ihr Prima-Donna-Lachen sich mit seinem basso profondo-Glucken bei den komischen Stellen mengen möchten. „Wenn sie traurig ist,“ murmelte er, „sieht sie so donnerwetterisch schön aus, obgleich sie ebenso bezaubernd ist, wenn sie lacht.“ Er sagte oft, daß sie ein süßeres Lächeln habe, wie irgend eine Frau, welche er je gesehen habe, und seine Bekanntschaft war sehr ausgedehnt. Es that ihm wohl, einen Blick auf diese fehlerlosen weißen Zähne zu werfen, welche einen kleinen leichten Schimmer auf dem glänzenden Email sehen ließen. Zu solchen Zeiten fühlte er vom Uebermaß der Bewunderung ein Gewicht auf seiner Brust, dem ähnlich, welches durch schlechte Verdauung verursacht wird, aber bei weitem befriedigender.

Die bemerkenswertheste Wirkung, welche dies auf den verliebten Hauptmann hatte, war, daß diese Liebe seinen Geist läuterte und ihn von seiner dicken, äußeren Rinde von Rohheit reinigte. Die Mitternacht-Schlupfwinkel begannen ihn anzuekeln, späte Stunden machten ihn schläfrig, und selbst das Trinken verlor viele seiner Reize für ihn — denn

schon beim zweiten Glase fühlte er sich etwas berauscht. Es lag ihm nichts mehr daran, Frauen anzustieren, sein Liebesblick verlor ganz und gar seine gewinnende Schärfe, und er konnte nicht mehr lächeln, wie er zu lächeln gewohnt war. Wenn eine elegant gekleidete Dame vorbeiging, so warf er wohl einen Blick auf ihren Anzug, kümmerte sich aber nicht um ihr Gesicht. Wo konnte er irgend ein holderes Geschöpf sehen als Bertha? Nachdem er ihr Aeußeres examinirt hatte, dachte er jedesmal, wie wunderbar strahlend seine Bertha sein würde, wenn ihr die Vortheile einer feinen ihren natürlichen Formen zu Hilfe kommenden Toilette zu Gebote ständen. Einmal — es war in Curzon-street, — stand er zehn Minuten lang still, um hinter einem wohl getragenen Shawl herzusehen, und während dieser ganzen Zeit bewunderte er die schön geordneten Falten auf der Schulter und die bewundernswürdige Weise, in welcher der Kasimir in der Taille eingezogen war, um ihn auf dem Rücken glatt anliegend zu machen und ihm einen sanften Schwung zu geben, da wo er über den Saum des Kleides hing, so daß er zu sich selbst sagte: „Das ist Kunst, nicht Natur; diese Frau hat, ich bin überzeugt, Stunden damit zugebracht, ihren Shawl zu arrangiren. Aber für Bertha würde es das Werk eines Augenblickes sein. Sie braucht nur einen Shawl einfach überzuwerfen, und er würde fünfzig Mal besser aussehen. Sie hat die ausgesuchtest proportionirte

Figur, die rundeste, best modellirteste, schönst gestellteste.“ Wollten wir des Hauptmanns Lobespreisungen in ihrer ganzen Länge geben, so würden wir zum wenigsten einer vollen Seite bedürfen.

Es würde eine große Linderung für diesen liebenden Mann gewesen sein, wenn ihm der Himmel einen intimen Freund gegeben hätte, dem er die Gefühle hätte mittheilen können, welche seinen Geist erfüllten. Dieser intime Freund würde unzweifelhaft zu Tode ennuyirt worden sein, und gar oft gewünscht haben, daß entweder der Geliebte oder die Geliebte aus der Welt sein möchten. Man kann leicht begreifen, daß, nachdem er öffentlich erklärt hatte, des Mädchens herzlich satt zu sein, und selbst bereit war, sie für seinen Antheil um den Preis eines Pfundes Cigarren zu verkaufen, er jetzt die Ohren Tom Oxendons, oder irgend eines seiner Cumpane schicklicher Weise nicht mehr mit seinen Liebesklagen beschweren konnte. Es war eine Linderung für ihn, allein in seinem Zimmer, die Tische und Stühle anzureden und diesen Möbeln zu erzählen, wie groß seine Zuneigung für die unvergleichliche Bertha sei. Des Morgens beim Ankleiden repetirte er sich häufig alle schönen Liebesphrasen, welche er dem Mädchen zu sagen beabsichtigte, wenn er sie das nächstemal sehen würde, und, von seiner Imagination fortgerissen, sagte er sie laut her, indem er die Worte mit vielem Gefühl und unter lebhaften Gestikulationen aussprach und sein Rasirmesser in den Lüften

herumfahren ließ, während sein Knie mit einer dicken Masse Seife bedeckt war, höchst unromantisch anzuschauen. Wenn während diesen Monologen zufälligerweise Jemand an seine Thür klopfte, kehrte des Hauptmanns Vernunft im Augenblick zurück, und halb beschämt über ein solch kindisches Benehmen wandelte er die glühende Liebeserklärung in eine schlechtgebrummte Opernmelodie um, in der Hoffnung, den Zudringlichen glauben zu machen, daß er nicht halb liebesverrückt, sondern nur ein großer Liebhaber klassischer Musik sei. Wie viele witzigen Einfälle hatte Bertha nicht in den Zusammenkünften mit ihm gehabt, alle so gegeben, als ob dem Mädchen deren geistiger Werth gänzlich unbekannt sei, sie waren nun für die Welt verloren, weil er Niemand kannte, dem er sie hätte mittheilen dürfen. Da erinnerte er sich einer Bemerkung in Bezug auf den Thee, welche sie das letzte Mal machte, als sie denselben ihm präsentirte. Wie witzig war das nicht! — wie wahr! Welch eine Kenntniß der menschlichen Natur! Er hatte sie scherzhafterweise gefragt, weßhalb Damen beim Theetrinken stets so häßlich eine über die andere raisonniren? Sie hatte mit einem Engelslächeln geantwortet: „Weil Damen selten vor Dämmerung Thee tränken, und dies die Zeit sei, Leuchter anzuzünden.“ Er schwur darauf, daß sie habe sagen wollen, leichter dann zu sünden und nannte das wahren Witz. Er sandte das Wortspiel einem komischen Tageblatte, damit es sich desselben als Schwank bedienen

möge. Aber er kannte Niemand, zu welchem er, in ein Cab stürzend, hätte eilen können, um ihm dieses wundervolle mot zu erzählen. Er fühlte sich um die Lobespreisungen betrogen, welche ihn berechtigten, seine Zuneigung einer Dame von solchem Witz und Verstand zu geben. Unsere Meinung ist, daß Bertha nicht daran dachte, komisch zu sein und es nie zu sein suchte. Es war der Hauptmann, welcher das Wortspiel machte, nicht sie, das arme, unschuldige Mädchen!

Trotz einer ausgezeichneten Erziehung machte es dem Hauptmann große Schwierigkeit, einen Brief zu schreiben. Er verbarg einen großen Theil seiner schlechten Orthographie in dem absichtlichen Geschmier seiner Handschrift, so daß ein Tintenklecks in der Mitte eines Wortes für ein oder mehrere m oder n gelten sollte, wie es nun gerade die grammatikalischen Regeln der englischen Sprache verlangten. Er indessen, — so mächtig ist Liebe — kaufte ein elegantes Album, in welches er die herrlichen Dinge schrieb, mit welchen ihn Bertha zu verschiedenen Zeiten begünstigt hatte und zierte mit diesem kostbaren Bande sein Schreibpult. Jede darin notirte Maxime und Sentenz erklärte er vortrefflich: „Wenn sie nicht witzig sind, — obgleich ich denke, daß sie es sind — so sind sie sicherlich ganz v . . . . . . t gefühlvoll, und das ist nichts Geringes.“ Die ersten Worte, welche er einschrieb, waren: „Wie jammervoll muß es doch sein, keinen Freund zu besitzen! Es ist des Herzens Exil.“

Am Schlusse dieses Denkspruches hatte der anbetende Crosier die Worte hinzugefügt: „Sehr wahr, bei Jupiter! und poetisch nicht minder. — M. C." Eine andere Linie trug die folgenden Worte: „Soldaten und Matrosen sind niemals Freunde, weil Feuer und Wasser sich nicht zusammen vertragen können." Dieses Mal war des Hauptmanns Bemerkung etwas kräftiger. Er schrieb darunter: „Verflucht stark; aber beim Blitz! sie hat Recht! — M. C." Die kräftige Sprache, welche der militärische Anmerker gebrauchte, mag durch den Umstand erklärt werden, daß der galante Hauptmann seine souvenirs der am Abend abgehalteuen Conversation gewöhnlich erst beim Nachhausekommen einschrieb, eine Begebenheit, für welche keine feste Stunde existirte. Je später die Rückkehr, desto kräftiger seine Commentare.

Achtes Kapitel.

Des Hauptmann's Complott.

Seiner eigenen Liebe für Bertha fühlte sich der Hauptmann vollkommen gewiß, aber er war nicht ebenso positiv in Bezug auf die Gegenliebe, welche sie für ihn fühlte. Er hätte viel darum gegeben, — sage fünf Pfund Sterlinge — um den wahren Zustand ihres Herzens zu kennen. Er fühlte seine Zuneigung gehemmt, da er nicht wußte, ob sie erwiedert wurde, denn er mochte nicht gern eher die ganze Fluth seiner Leidenschaft ausströmen lassen, bis er gewiß war, daß die Brunnen und Cisternen ihres Herzens bereit seien, diese plötzliche Fluth in sich aufzunehmen. Er fühlte, daß es eine herabwürdigende Verschwendung von Zärtlichkeit und ein zu erniedrigendes Experiment sein würde, wenn sie nach einer derartigen Entfaltung seiner Liebesgefühle immer noch ihren Kopf hoch und trocken über der Liebesüberschwemmung halten sollte. Wäre er ihres Sinkens sicher gewesen, so würde er seinen Worten Fluß gegeben haben.

Viele unserer freundlichen Leser werden ausrufen: „Ei,

wenn der Hauptmann denn so ungemein verliebt in Bertha war, warum schlug er ihr denn nicht eine Heirath vor?" Wir wollen es ihnen sagen. Dieser Gedanke hatte ein oder zweimal seinen Kopf gekreuzt und wollte er sich des Mittels auch bedienen, wenn alle anderen fruchtlos sein würden, allein der galante Herr hatte die Idee gar bald wieder aus seinem Geiste verscheucht und sie mit derselben ärgerlichen Eile verjagt, mit welcher er eine fremde Katze aus seinem Schlafzimmer getrieben haben würde. Wir wissen, daß Frau Hazlewood eine Arbeitshausamme und daß Bertha nur eine etwas höhere Art von Dienstmädchen gewesen war. Herren von angesehener Familie lieben keine Leute aus dem Arbeitshause. Sie bemitleiden sie vielleicht, sehen sie aber selten in einem den Ehestand begünstigenden Lichte an. Es ist ein Vorurtheil und ein sehr starkes. Der Hauptmann war nicht abgeneigt, viele Jahre in Bertha's Gesellschaft zuzubringen; er wollte ihr erlauben, seinen Namen zu tragen und würde sich sehr beleidigt gefühlt haben, wenn seine Freunde sie etwa mit Geringschätzung behandelt hätten; aber er konnte keinen Augenblick daran denken, sie zu seiner Gattin zu machen. Das würde ihm Schimpf und Schande bringen; das andere Verhältniß gereichte nur ihr allein zur Schande. Er konnte den letzteren Schimpf bei weitem eher ertragen wie den erstern. Ohnedem, er war nie fähig, das Hinderniß zu überwältigen, welches er in der Person von Bertha's Mutter sah. „Bilde man sich

nur ein, sie Schwiegermutter nennen zu müssen," sagte er, eine Grimasse schneidend und dann über den Unsinn lachend. „Ich glaube eher ein Maß ihrer verwünschten Arbeitshaus-Haferkrütze verschlingen zu können." In seinen mehr pathetischen Augenblicken — zum Beispiel, wenn er den Abend über in Gesellschaft seiner Vielgeliebten zugebracht hatte und völlig entzückt zu Hause ankam —, wollte Crosier jede Idee, Bertha nicht zu seiner Frau zu machen, mit der schlechten Entschuldigung beschönigen, „daß er kein heirathsliebender Mann sei." Er sah nicht die Albernheit einer solchen Folgerung. Er plädirte großmüthigerweise nur ihr eigenes Elend, indem er folgern ließ, daß die Thatsache, nicht kopulirt worden zu sein, ihre Glückseligkeit sichern würde. Er war kein sehr glänzendes Genie, wie wir bereits zu verstehen gegeben haben. Bertha hatte außer ihrer Mutter weder Freund noch Freundin, den Jungen nannte sie ihren Mitbruder. Da war Niemand, um Explicationen zu verlangen oder um mit geballten Fäusten und zürnendem Blicke von Rache zu sprechen. Er war sehr froh, daß die Hazlewood'sche Familie so beschränkt war. Er hatte keinen Geschmack für Brüder im Schreinerhandwerk oder in der Grobschmiedeprofession, welche, obgleich sie auch ein wunderliches Englisch sprechen, doch einen starken Arm haben und boshaft sind.

Eine andere Einsprache gegen die Heirath war die, daß er jetzt noch nicht fest von des Mädchens Liebe überzeugt sei.

Die größte Schwierigkeit lag für ihn darin, irgend einen Plan zu finden, wodurch er den wahren Zustand von Bertha's Herz kennen lernen möchte. Er war, obgleich ein Soldat, der Strategie nicht sehr kundig und hatte keine Idee, wie in dieser Angelegenheit zu verfahren sei. Er nahm schlauerweise die Hilfe seiner Freunde in Anspruch. Er begegnete Tom Garden in Regent-street auf der Promenade und frug ihn im Laufe der Unterhaltung, welches die beste Methode sei, um zu erfahren, wenn ein Mädchen einen Mann liebe. Dieser Tom Garden war ein roher Mensch, dessen einziger Rath der war, das Mädchen zu ersuchen, dem Manne eine gute runde Summe Geldes zu leihen, „und wenn sie das Geld leiht," fügte er hinzu, „so magst Du überzeugt sein, daß sie vernarrt ist." Der Gedanke, Bertha um Geld anzusprechen, schien dem Hauptmann so komisch, daß er sich Kopfweh lachte. Bei einer anderen Gelegenheit stellte er Fred Tattenham dieselbe Frage. Diesesmal war die Antwort weiser, aber nicht tröstender. „Frag' sie, ob sie mit Dir durchgehen will," erwiederte Tattenham. „und wenn sie sich Deiner Ehre anvertraut, so magst Du ihrer Liebe versichert sein." Dies war gerade, was Crosier von Bertha verlangte, aber er zweifelte, daß sie einer solchen Bitte Gehör geben würde.

Nachdem er eine Woche lang darüber zu Rath gegangen — während welcher er nicht einen Besuch in Camberwell abgestattet hatte — beschloß der Hauptmann, den folgenden

Plan zu adoptiren. Die Hazlewood's, wußte er, hatten kein Geld. Die ein oder zwei Pfund Sterlinge, welche er ihnen gegeben hatte, konnten schwerlich, und wenn sie auch noch so sparsam leben würden, länger wie vierzehn Tage dauern. Er wollte sie fühlen lassen, was Geldmangel sei. Die wildesten Bestien, meinte er, können durch Hunger gezähmt werden. Bertha möge vielleicht auf dieselbe Weise besiegt werden.

Dieses Experiment glückte ihm theilweise. Die Mutter und Tochter sahen ihre kleine Summe Geldes immer geringer und geringer werden, und geriethen nach und nach in äußerste Besorgniß. Sie flehten jede Nacht den Himmel an, daß er ihnen doch einzelne Herren schicken möge, welche die erste und zweite Etage miethen und eine Woche im Voraus bezahlen möchten, allein es kamen keine Miethsleute. Zuletzt wurde es eine positive Nothwendigkeit, den Bäcker und Metzger um Credit anzusprechen. Diese Herren wußten aber sehr wohl, daß das Haus möblirt vermiethet worden war, und von der persönlichen Sicherheit dieser Kunden nicht überzeugt, schlugen sie ihnen ihr Ersuchen rund ab. So standen die Sachen, als die Mutter den Entschluß faßte, dem Hauptmann einen Besuch abzustatten. Er war im Rückstand mit der Miethe seines Zimmers in ihrem Hause und sie hielt es daher für nothwendig, etwas zu thun. Sie ging am frühen Morgen und kam in der Dämmerung wieder nach Haus. Bertha entging es nicht, daß ihre

Mutter sich für nichts und wieder nichts abgemattet hatte. Der Hauptmann befand sich auf dem Lande und kehrte nicht vor einer Woche nach London zurück. Statt von Fleischgerichten, lebten sie diesen und den nächsten Tag von Thee. Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß sie mit einem herrlichen Appetit wieder von der Tafel gingen.

Aber der Hauptmann war nicht auf dem Lande. Er hörte mit großem Ergötzen, daß Frau Hazlewood bei ihm gewesen sei. Er fühlte große Lust, sich in ein Cab zu stürzen und ihr aus der Noth zu helfen, denn ein fürchterliches Bild stieg vor seinem Geiste empor, daß Bertha vielleicht vor Hunger abgemagert und zu einem Skelett herabgesunken sei. Doch widerstand er zwei Tage lang diesem Antriebe und erst am dritten siegte sein besseres Gefühl.

Als er am Fenster stand, bemerkte er eine arme, elende Katze in einer Ecke des offenen Küchenraumes seines Hauses, welche hoffnungslos ermattet dem Krepiren nahe war. Ein federloses Huhn konnte seinen Bau nicht deutlicher zeigen. Die Haut hing in losen Falten am Körper herab. Es schien Crosier, als wenn der Geist der sterbenden Bertha vor ihm stehe, um ihn anzuklagen. Er wollte zu seiner Geliebten fliegen und sie mit Nahrung trösten. In verzweifelnder Hast zog er die Schelle so heftig, daß Herr

Cutler anfänglich glaubte, irgend ein Muffinjunge [1] habe es gewagt, das Haus zu betreten. Cutler ward befohlen, sogleich ein Cab zu holen und dann der Katze im offenen Küchenraume etwas zu fressen zu geben. Der erste dieser Aufträge ward von Herrn Cutler befolgt, den zweiten vernachlässigte er. Es sollte ihm nicht einfallen — um von seinen eigenen Worten Gebrauch zu machen — irgend einem Menschen zu Liebe einen Katzenfleischmann [2]) zu spielen.

Wie froh waren nicht Bertha und ihre Mutter, ihn wieder zu sehen! Wie ihre Augen strahlten, als sie der Hausthür zueilten, um ihn zu begrüßen! Sie erkannten seinen Hammerschlag im Augenblick. Der Hauptmann fühlte sich ganz gerührt über diesen Empfang. Aber ein plötzlicher Gedanke kreuzte sein Gehirn und versauerte ihm seine Freude. Hieß man ihn willkommen um seiner selbst willen, oder weil man mit ihm nur so oder so viel Nahrung in's Haus kommen sah? War es ein Laib Brod, war es eine Hammelskeule, oder war es Crosier, welche Bertha's Augen entzückten und sie strahlen machten? Lächelte sie ihm, oder dem Fantasiebilde eines warmen Mittagessens? Schreckliche Ungewißheit!

Auf die delikateste Weise zahlte er an Frau Hazlewood den Betrag seiner Miethe. Auf das Höflichste bat er um

[1] Man nennt Muffin's eine Art kleiner runder Gebäcke, welche am Feuer geröstet und mit Butter beschmiert zum Thee gegessen werden.

[2] Leute, welche Pferdefleisch zur Nahrung für Katzen und Hunde in den Straßen verkaufen.

Entschuldigung, die Angelegenheit nicht früher in Ordnung gebracht zu haben. Er war hoch erfreut, Bertha, der in dem offenen Küchenraum entdeckten hagern Katze nicht blos unähnlich, sondern im Gegentheil ungemein hübsch aussehend zu finden. Das verlängerte Fasten hatte sie bezaubernd zart scheinend gemacht und den unteren Theilen des Auges einen besonderen blauen Schimmer gegeben, welcher ihr sehr wohl stand.

„Dieser Mann ist unser Schutzengel," sagte Frau Hazlewood, als der Hauptmann sich wieder empfohlen hatte.

„Wer kann wohl umhin, ihn zu lieben?" fügte Bertha hinzu.

Der Hungerversuch war, wie der Hauptmann einsah, mißlungen. Als ein sehr zu Extremen geneigter Mann beschloß er nun, zu versuchen, was plötzlicher Ueberfluß thun würde, um Bertha's Herz zu erweichen. Er wollte ihnen Wein und Luxussachen aller Art senden — Dinge, welche sie nie zu genießen hoffen konnten — und sie in einer wollüstigen Trägheit leben lassen. Hierauf wollte er das Hungersystem auf's Neue anwenden. Sie würden es dann nach einer solchen ungemeinen Ueppigkeit um so mehr fühlen.

Die Küchenschelle war den ganzen Tag über in Bewegung. Kaum war Frau Hazlewood auf der oberen Treppe des Hauses, so mußte sie schon wieder herunter kommen. Ein Mann mit einer gelben Flanellschürze ließ eine Steinbutte zurück — einen dicken, weißen Fisch, und so frisch,

daß der Bindfaden, welcher seinen Kopf und Schwanz zusammenhielt, so stramm wie eine Violinsaite angezogen war, auf welcher Paganini hätte spielen können. Dann kam eine Wildpretpastete, so groß wie ein Austernkübel, und Fortnum's[1] Bursche sagte, daß nichts zu bezahlen sei. Ehe es Nacht war, hing ein Fasan in der Speisekammer und ein Korb mit Wein stand in der Hinterküche.

Wollte Crosier, der Lebemann, die köstlichen Speisen, für welche er zu zahlen hatte, mit genießen, oder war seine Zuneigung für Bertha in Wahnsinn übergegangen? Er aß eine ganze Woche in Camberwell. Er suchte sich außerordentlich gesellig und liebenswürdig zu machen. Wenn er mit der Mutter sprach, so adoptirte er ein Benehmen, welches zurückhaltend, ehrfurchtsvoll und äußerst schmeichelhaft für der Dame Selbstachtung war. Bertha hingegen suchte er die Idee beizubringen, daß er ihr Sklave, ihr Opfer sei. Er wünschte ihr glauben zu machen, daß seine Gesundheit langsam von seiner Liebe zerstört werde. Seine Seufzer waren stark genug, ein Gaslicht auszublasen.

Eines Abends brachte er ein in Papier gewickeltes Paket von beträchtlichem Umfange mit sich. Es schien, der sorgfältigen Weise nach zu urtheilen, in welcher er es trug, etwas von großem Werth zu enthalten. Er wollte Niemanden erlauben, dieses Paket anzurühren, sondern brachte

[1] Fortnum und Mason, eine berühmte Firma, welche ein bedeutendes Exportgeschäft in Delicatessen der feinsten Art betreibt.

es selbst in die Wohnstube, wo sie gewöhnlich zu Mittag aßen. Während der Mahlzeit war er außerordentlich aufmerksam mit der Mutter und gab ihr soviel Wein, daß sie sich zuletzt genöthigt sah, die Bemerkung zu machen, er sei ihr in den Kopf gestiegen. Sie lachte unmäßig und warf eine Wassercaraffe um.

Beide Damen waren sehr neugierig zu wissen, was sich in dem Pakete befinde. Ihre Neugierde entging ihm nicht. Sobald eine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, wandten sie ihre Augen auf das geheimnißvolle Bündel. Sie mußten sich geduldigen, bis das Tischtuch abgedeckt war. Der Hauptmann erhob sich nun und sagte mit einer zitternden Stimme, daß, als er Regent-street herabgegangen sei, er ein ungemein elegantes Kleid in einem Laden bemerkt habe. Als ob er fürchtete, daß seine nächsten Worte Beleidigung erwecken möchten, bat er, mit angenommener großer Verlegenheit, die Mutter um Erlaubniß, dieses Kleid ihrer Tochter zum Präsent machen zu dürfen. Röthe überzog Bertha's Schläfen und ihre Augen senkten sich voll Bescheidenheit. Frau Hazlewood hatte natürlicherweise nichts einzuwenden. Sie war selbst thöricht genug, zu verstehen zu geben, daß das Geschenk ganz ungemein annehmbar sei. Das verschämte Mädchen erhob nur ihren Kopf, um dem generösen Hauptmann zu danken und überließ sich dann ihrer Verwirrung.

Ein wahrhaft prachtvolles Kleid. Ein Rockschoß mit

drei Garnirungen, welche sich wie enorme Federwischer ausspreizten. Seide so dick wie Leder — welche wie Wind durch Takelwerk rauschte, wenn die Hand darüber herstrich. Die einzigen Worte, welche Frau Hazlewood aussprechen konnte, waren: „Wie wunderschön!“ und sie faßte es mit beiden Händen, als ob sie fürchte, daß es sich wieder fortbewege. Der Hauptmann sah auf den ersten Blick die Wirkung, welche er erzeugt hatte und begann Vortheil davon zu ziehen.

Er nahm Bertha's Hand und sagte, die Mutter anblickend, mit einem süßen Lächeln, daß er darauf dringen müsse, für das Kleid bezahlt zu werden — daß er ein sehr geiziger Mann sei und nie etwas umsonst gebe. Während die Mutter über dieses alberne Geschwätz kicherte, nahm er Bertha's Kopf zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirne. Es war in einer so brüderlichen Weise gethan, daß es absurd gewesen wäre, irgend eine Einwendung dagegen zu machen. Es war ein poetischer Gruß. Er blickte so gerührt, daß er anstatt Tadel vielmehr Trost zu verdienen schien.

Als er fortgegangen war — er erbat sich stets um zehn Uhr seinen Hut — besahen Mutter und Tochter das Kleid noch einmal und eine Unterhaltung entspann sich, wie der Leib gemacht werden sollte. Die Länge des Schoßes ward gemessen, um zu sehen, ob er für Bertha's Höhe passe. Der Hauptmann hatte absichtlich die Rechnung des

Kleides in dem Pakete gelassen und mit kluger Berechnung den Betrag von 4 Pfund Sterling 5 Schilling in 4 Pfund Sterling 15 Schilling umgewandelt. Er schloß, daß Leute wie Hazlewood's nur Präsente nach dem Preise, welche sie gekostet, schätzen und beurtheilen würden.

Frau Hazlewood hegte ehrgeizige Gedanken. „Ich sah mein Lebtag nicht einen so verliebten Mann, wie diesen guten, lieben Hauptmann," sagte sie zu Bertha. „Etwas — ich kann nicht sagen was — aber 'n gewisses Etwas überzeugt mich, daß Dir großes Glück bevorsteht. Du hast 'n Muttermaal auf dem linken Backen, liebes Kind, und das ist stets 'n Zeichen von Glück. Dein armer Vater sagte oft, daß Du geboren seiest, um einst 'ne Dame zu werden, und, auf mein Wort, ich glaube, 's trifft richtig zu."

Sie war höchst unbesonnen, dies zu sagen, denn Bertha's Gedanken galopirten bereits schnell genug, ohne eines weiteren Anspornens zn bedürfen. Sie begann, den theuern Hauptmann anzubeten.

„Armer Mensch!" fuhr die Mutter fort, „ich wünschte nur, Du hättest seinen lieben Blick sehen können, als er Dich küßte. Und auch die Stirne noch dazu. Na, wenn meine Zeit wieder kommen sollte, so kann ich sagen, daß das die Sorte Mann für mich wäre, von dem ich träumen würde."

Des Hauptmanns Betrachtungen waren mehr männlich und weniger tugendhaft. Er murmelte zu sich selbst: „Dank

dem Himmel, ich habe Küsse eingeführt! Es war theuer, aber nach und nach werde ich so viele bekommen, wie ich nur verlange — ah! mehr selbst, wie ich verlange — umsonst. Ein Dreißig-Schilling-Kleid würde höchst wahrscheinlich dasselbe Resultat geliefert haben; aber ich übertreibe Alles, ich bin einmal ein Narr."

Als der Hauptmann das nächstemal einen Besuch in Camberwell abstattete, brachte er einen Damenhut, frisch von der Burlington Arcade [1], mit sich. Ein einfacher Strohhut mit Sammet eingefaßt und mit Veilchen geschmückt. Die Bänder waren breit und lang. Es war ein Hütchen, welches eine Prinzessin hätte tragen können, so einfach und geschmackvoll war es. Wenn dieses neue Präsent nach Tisch anprobirt worden war, erlaubte man Merton noch einmal sich als Bruder zu betrachten und gab Bezahlung in Küssen. Diesmal wählte er die Wange.

„Ich komme nach und nach herab zur Lippe," dachte er. Er beschloß, daß wenn er seinem Idol das nächstemal wieder ein Geschenk anbieten werde, er das große Experiment versuchen wolle. Er machte sich nicht viel aus Stirn und Wangen. „Für was zum Henker sind die Lippen denn geschaffen?" fragte er sich selbst. „Komme was will, ich werde den Versuch riskiren. Nimmt sie es ruhig — gut

[1] Die Burlington Arcade ist eine prächtige, bedeckte Passage in Piccadilly, in welcher sich prachtvolle Läden und besonders geschmackvolle Modemagazine befinden.

und schön; macht sie aber Lärm, so mag sie sehen, wie sie ohne mich fertig wird.“

Was sollte er ihr bringen? Handschuhe? Das würde wohl nicht genug scheinen. Einen Shawl? Das war zu viel. Der thörichte Mensch glaubte, daß Bertha's Küsse gekauft werden müßten, und er war klug genug, sie für einen möglichst billigen Preis zu kaufen. Er wählte eine Sammetmantille mit gesteppten Atlasfutter und Seidenfransen, welche so lang wie eine Pferdemähne waren. Das Präsent sah ganz erstaunlich kostspielig aus, und als er das Geld dafür bezahlte, dachte er, daß es in gleicher Zeit auch ganz erstaunlich theuer sei.

Er küßte sie. Das Mädchen mit der Mantille auf ihren Schultern erlaubte ihm ihre Lippen zu berühren. Er fühlte, oder bildete sich ein zu fühlen, daß sie zittere. Er würde ihr zwanzig Mantillen für solch einen andern Kuß versprochen haben, allein die Mutter — der Henler hole sie — stand dabei und er getraute sich nicht.

Diese alte Amme Hazlewood war ein gutherziges Geschöpf, welche so wenig von der Welt kannte, daß sie alle seine Betrügereien längst vergessen hatte. Sie erinnerte sich nur, daß wenn ihr Mann ihr den Hof machte, er sie jedesmal küßte, wenn er ihr ein Geschenk brachte. Sie betrachtete Crosier als den edelmüthigsten und besten aller lebenden Männer und sah in der Thatsache, daß er Bertha — in ihrer Gegenwart — geküßt hatte, den Beweis, daß er sie

zu seinem Weibe zu machen wünsche. Die alte Amme war so kindisch geworden, wie die Kleinen, über welche sie in der Ammenstube des Arbeitshauses die Aufsicht hatte. Sie wunderte sich einzig nur darüber, daß ein so vornehmer Herr sich herablasse, ein so armes Mädchen, wie Bertha, zu beachten.

Das Sopha in Harley-street war während dieses Tages wieder einmal mit der stämmigen Form des langbeinigen Offiziers bedeckt. Er war wieder in die Gewohnheit gefallen, seine Cigarre ausgehen zu lassen, während er mit offenen Augen von Bertha träumte und darüber nachdachte, was er nun zunächst thun solle. „Bei meinem Backenbarte,“ [1] dachte er, „meine Mittel erlauben mir keine ferneren Küsse. Ich fühlte die kleine Hexe zittern. Sie muß mich gern haben und sollte es von Rechtswegen thun, nachdem ich sie mit Präsenten, im Werthe von zehn Pfund Sterlinge, beglückt habe. Wie zum Henker kann ich sie dahin bringen, daß sie mich anbetet. Ich verlange, daß sie mir zu Liebe zu essen und zu trinken aufhört und beinahe wahnsinnig wird. Es ist verwünscht schwer dahin zu bringen und dauert lange. Ich wünschte, sie würde romantisch und ließe sich entführen.“

Schon lange war der Hauptmann unschlüssig gewesen, ob er seinen Koffer packen und für eine oder mehr Wochen

[1] Die Herren Offiziere der englischen Armee wenden gewöhnlich gar viele Sorgfalt auf ihre buschigen Backenbärte und pflegen sie fast mehr wie Schnurrbärte.

seine Zimmer in Camberwell beziehen solle. Nur der Gedanke, „von der alten Mutter geplagt zu werden,“ hatte ihn davon abgehalten. Da waren gar manche Vortheile, wie die, stets in der Nähe der Tochter und von ihr bedient zu sein. Aber die Mittagsessen en famille erschreckten ihn. Frau Hazlewood wollte darauf bestehen, die Teller zu wechseln, und er konnte die Störung und den Mischmasch nicht ausstehen; es kam ihm stets vor, als speise er in der Küche. Sie war ferner so verwünscht höflich, und füllte ihm die Ohren mit ihrem Geschwätz. In alle dem sah er die Schattenseite seiner Glückseligkeit. Er wünschte oft, daß die alte Amme doch so gut sein möchte, zu sterben und Bertha allein und ohne Freunde in der Welt zu lassen, damit er ihrer warten und sie pflegen könne.

Nun war aber der unglückliche Mensch ein Opfer zügelloser Leidenschaft. Seine Liebe war so angreifend, daß er sich oft wunderte, wie sie nur in seinem Busen Platz habe. Er war berauscht von parfait amour. Was konnte er thun?

Während vier Jahren hatte sich der Hauptmann nie länger wie eine Stunde lang auf einmal mit einem Buche beschäftigt. Er sah in dem Lesen eine angenehme Weise, Opium einzunehmen. Langes Lesen machte ihn schläfrig. Jetzt war er aber von einer plötzlichen Liebe für Literatur beseelt. Er schickte Herrn Cutler zur nächsten Leihbibliothek und es wurden nun dreibändige Romane hin und her geschleppt. Er konnte einen ganzen Roman in einem Morgen

zu Ende bringen, vielleicht hier und da nur eine Reihe lesend, aber die Erzählung doch stets verfolgend. Er lief Schlittschuh durch die Bücher.

Gänzlich ohne Einbildungskraft bediente er sich des Gehirnes anderer. Er wünschte gern eine oder zwei Liebeslectionen zu lernen und war ganz besonders wißbegierig, wie diese Helden, deren Prüfungen stets so hart, deren Neigungen beständig in der Knospe erstickt seien, es dennoch immer einzurichten wüßten, ihre Schönen zu gewinnen und die Geschichte glücklich zu Ende zu bringen. „Diese Romane", dachte der Hauptmann, „sollen sich auf wirkliche Ereignisse aus dem Leben stützen; vielleicht können sie mir in Beziehung auf Bertha einen Einfall geben."

In der bei weitem größeren Zahl der Romane fand Crosier, daß die schöne Dame nur dann erst ihre jungfräuliche Schüchternheit vergaß und ihre Liebe gestand, wenn irgend eine große Gefahr ihrem Bewunderer drohte. Zum Beispiel, in „Lucy d'Egbert, oder ein Leben," behandelt sie (Lucy) Henry Sinclair mit entschiedener Geringschätzung, bis zu dem Augenblick, wo er im Duell mit Alfred Holbrook verwundet ward. „Als er am dritten Tage zum Buwußtsein zurückkehrte" — wir citiren die Worte des Romanes — „schien eine Wolke sein Gehirn zu verdunkeln und seinen Blick zu verhüllen. In der Mitte dieses verworrenen Schattens sah er ein holdes Gesicht und zwei mitleidsvolle Augen, feucht von Sympathie, wie zwei halb von einer

Mondscheinwolke verborgene Sterne, welche ihn zurück in's Leben zu winken schienen. Träumte er, oder war es Wirklichkeit? Nach und nach verschwand der fieberische Nebel, die Gesichtszüge wurden deutlicher bemerkbar und er erkannte das Engelsgesicht der einst so stolzen, aber jetzt ergebenen Lucy d'Egbert. Mit der ganzen Kraft, welche ihm geblieben war, rief er laut aus: „Lucy, meine Geliebte! ist's möglich?" „Es ist Zeit, Deine beruhigenden Pulver einzunehmen," antwortete sie, in einem Tone der äußersten Zärtlichkeit. Sie liebte ihn."

Nach dem Lesen einer solchen Stelle überließ sich der Hauptmann gewöhnlich seinen Gedanken. „Das ist Alles ganz schön und gut," sagte er dann zu sich selbst, „aber ich will Bertha lieber Gott weiß wohin wünschen, ehe ich mich in einem Duell erschießen lasse, einfach nur um zu sehen, ob sie mich liebe. Das ist denn doch ein Bischen zu stark, zum Henker damit!"

Dieses Buch ward zur Seite gelegt und ein anderes aufgenommen. Eine Stelle in „Freude und Schmerz, oder Schein und Schatten" hatte ihn ganz besonders ergriffen. In diesem populären Romane ist Sir Herbert Brompton von seinem Pferde geworfen und von Ellen Trevor völlig unbewußt, und mit einem Bein über einem Abgrund hängend, aufgefunden. Sie hat ihn nach Trevor Castle befördert, wo sein gebrochener Arm wieder eingesetzt ist und sie ihn in seiner gefährlichen Krankheit pflegt. Während

sie den Verband von seinem Arme nimmt, erklärte er sich ihr. „Trotz der Schmerzen, welche er litt, trotz der Qual, welche seinen Körper folterte, trotz der Höllenpein seines Geistes, konnte Sir Herbert doch nicht ohne Gefühle der lebhaftesten Freude dieses holde Gesicht seiner zärtlichen Wärterin betrachten. Wie sorgsam handhabte sie nicht das gebrochene Glied. Er fühlte kaum die kleinen spitzig zulaufenden Fingerchen, welche auf dem nunmehr unnützen Gliede herumspielten. Dann bemerkt er eine Thräne auf seine Hand tropfen und dies überzeugt ihn, daß er geliebt ist."

Crosier dachte eben so wenig daran, eine solche Probe, wie Sir Herbert, zu versuchen. Er zog vor, nicht von seinem Pferde geworfen zu werden, nicht seinen Arm zu brechen. „Zum Teufel," sagte er zu sich selbst, „es könnte mir den Hals kosten und wo würde ich dann sein? Nein, nein, ich liebe Bertha außerordentlich, aber was hat meine Liebe mit gebrochenen Armen zu thun? Ohnedem, ein Mann, der sich in einer staubigen Straße und vielleicht gar mit zerrissenen Beinkleidern herumwälzt, ist lächerlich."

Er las und las und fand keins der Beispiele nach seinem Geschmacke. Diejenigen, welche ihm am Besten gefielen, waren solche, wo die Heldin sich in großer Gefahr befand und der Geliebte sie aus derselben befreite. Aber selbst dann hatte man da entweder eine Feuersbrunst, oder ein übergeschlagenes Boot, oder einen wüthenden Stier zu

riskiren, und er wollte weder gesenkt, noch untergetaucht oder durchbohrt werden. Nachdem er daher einige Dutzende dieser Bücher durchwatet hatte, schwur er, daß es alle nur Romane seien und nicht des Angreifens werth. Er fand, daß er am Ende doch seinem eigenen Scharfsinne vertrauen müsse und erkannte die ganze Schwierigkeit dieser Lage.

Er war entschlossen, irgendwo, hier oder da, krank zu werden, und dann nach Camberwell zu eilen und Bertha zu bitten, ihn zu pflegen. Er wollte etwas einnehmen, was ihn blaß und interessant aussehen mache, und die Krankheit selbst dann erdichten.

Er erinnerte sich, einst Brechwurzelpastillen gekauft zu haben, um einen bösen Husten zu kuriren, bei welcher Gelegenheit der Apotheker ihn gewarnt hatte, ja nicht mehr wie eine auf einmal zu nehmen, indem sie ein Gefühl von Uebelsein erzeugten. Diesem Apotheker sandte der galante Hauptmann seinen Bedienten, welcher bald nachher mit zwei Schilling-Schachteln voll zurückkehrte. Den nächsten Tag packte er seinen Reisesack und begann alsdann, da alles zur Abreise bereit war, seine Pastillen hervor zu holen und dieselben zu essen. Sie schmeckten gar nicht übel und sechs waren bereits verzehrt. Er fing an, den Apotheker für einen Betrüger zu halten. Er schwur, dem Lanzet[1] einen Brief senden zu wollen, um den infamen Betrug an den Tag zu bringen. Ehe er indessen seine siebente Pa-

[1] Die Lanzette — Name einer Londoner medicinischen Zeitung.

stille zur Hälfte vollendet hatte, fühlte er sich vollkommen überzeugt, daß kein wahrhaftsliebenderer Mann in der Welt existire, wie der Apotheker, welcher ihn gewarnt hatte, nicht mehr wie eine zu nehmen.

Das Brechmittel versagte seine Wirkung nicht. Mit seiner Stirn im kalten Schweiß gebadet und mit einem Gesicht so weiß wie das eines Clowns, warf sich der Hauptmann auf das Sopha und begann zu zittern und zu beben. Ein schrecklicher Gedanke, der Gedanke, sich vergiftet zu haben, stieg plötzlich in seinem Geiste auf. Er wünschte beinahe, daß seine Augen Bertha nie gesehen hätten. Oh! wie unwohl fühlte er sich. Er stürzte auf den Spiegel zu, um sich darin zu betrachten, und bebte vor seinem eigenen Gesicht zurück. Ein oder zwei rothe Eiterbläschen glühten auf seinen blassen Wangen wie Erdbeeren auf einer Crêmetorte. Er konnte nicht daran denken, sich mit solch einem Gesichte vor Bertha zu präsentiren — sie würde sich ekeln.

Gegen drei Uhr fühlte er sich etwas besser, aber er hatte fürchterlich gelitten und war entschieden unwohl. Er besaß kaum hinreichende Energie, um seine Locken vor dem Spiegel in Ordnung zu bringen und stieg dann in ein Cab.

Neuntes Kapitel.

Wie Philipp seine besten Jahre vergeudete.

Vor einigen Jahren machten die Vorsteher der Arbeitshäuser in ganz England die Entdeckung, daß eine Bande Vagabunden das Land durchstreiche — eine organisirte Bande unter der Anführung eines Hauptmanns, welcher ihre Handlungen leitete und volle Macht ausübte, der die Häuser bestimmte, wo sie sich treffen, und die Städte nannte, welche sie bearbeiten sollten. Die Polizei war äußerst wachsam, um diese Bande zu fangen, aber, obgleich einige von ihnen arretirt wurden, so entwischten doch die meisten. Diese Arrestationen verminderten die Zahl der Vagabunden nicht, denn der Hauptmann fand mehr Rekruten als er wünschte.

Der Name dieses Hauptmannes war Philipp Merton. Er kam auf folgende Weise zu dieser Ehre. Er zählte beinahe achtzehn Jahre, als er mit Fortune und Purchase das Landstreicherleben begann. In verschiedenen Städten knüpften sie Bekanntschaften an. Vier andere Wanderer schlossen sich den Schulkameraden bei. Da er ein ruhiger, gedankenvoller Junge war, so fürchtete man Philipp einiger-

maßen und haßte ihn. Sie warfen ihm oft vor, daß er niemals stehle oder wie sie „arbeite". Wenn sie vor der Thüre eines Hüttenbewohners bettelten und selbst nur eine Scheuerbürste oder ein Stückchen Seife irgendwo liegen sahen, so steckten sie es zu sich. Aber Merton „nahm niemals Knochen"[1] und galt fast für einen Spion. Umsonst wendete Philipp ein, daß diese Moralität durchaus nichts mit tugendhaften Skrupeln zu thun habe, sondern er halte es für lumpig, solche nutzlose „Pennyartikel" mit sich fortzuschleppen. Sie behaupteten — und hatten Recht in ihrem Sinne — daß der Junge, obgleich er es ihnen nicht zu gestehen wagte, Diebstählen aus Princip abgeneigt war, weshalb er den Spitznamen „Amenkreischer"[2] empfing und ihm gerathen wurde, zur „Brummbüchse"[3] seine Zuflucht zu nehmen, indem sich das besser fär ihn passe, als Diebereien. Auf's Lebhafteste über diese beständigen Stichelreden angespornt, gab Philipp endlich nach. Sie bearbeiteten Preston gerade zu dieser Zeit. „Ich will Euch zeigen, ob ich mich fürchte," rief er aus, sie plötzlich verlassend. Einen Augenblick nachher kehrte er mit einem großen Korbe reiner Wäsche zurück. Er hatte einen Mann diese Wäsche in ein Haus in ihrer Nähe bringen sehen und an die Hausthür klopfend, hatte er erklärt, daß man irrthümlich den unrechten Korb gebracht habe. Das einfältige Dienst-

[1] Dinge von geringem Werth.
[2] Pfarrer. [3] Kanzel.

mädchen hatte ihm den Korb zurück gegeben. „Glaubt Ihr nun," sagte Philipp, „daß ich ein Brummkopf bin?" Sie antworteten mit Jubelrufen, denn das Leinen war wenigstens fünf Pfund Sterling werth. „Und nun," fügte Philipp hinzu, „will ich was anderes thun, woran zu denken keiner von Euch den Muth haben würde." Den Korb nehmend, entfernte er sich wieder und seine Genossen sahen ihn denselben seinem rechtmäßigen Eigenthümer einhändigen. Diese Handlung und eine gehörige Tracht Prügel, welche er Billy Fortune zukommen ließ, waren Ursache, daß man Philipp als einen ungewöhnlichen Sterblichen betrachtete. Er konnte lesen, schreiben, stehlen und ehrlich sein. Er konnte singen, wunderbare Geschichten erzählen und alte Weiber besser mit seiner glatten Zunge und seinem hübschen Gesicht betrügen, als irgend einer in der zerlumpten Genossenschaft. Sie wählten ihn zu ihrem Hauptmann.

Er erwies sich als ein genialer Anführer. Er lernte die lange Liste der Arbeitshäuser von ganz England bis zur schottischen Grenze auswendig und konnte sagen, welche Rationen Speisen in einem jeden derselben gegeben würden — wo Käse verabreicht wurde, oder das Brod entweder sauer war oder schlecht zugewogen ward. Er wußte, welche Bettlersäle Betten enthielten, wo die wollenen Decken warm waren, oder wo nur Stroh verabreicht wurde. Um Verwirrung beim „Bearbeiten" einer Stadt zu verhindern, veranlaßte er seine Bande, sich gewisser Zeichen zu bedienen.

Ein Kreidestrich an einem Hauspfeiler war hinreichend, anzuzeigen, daß es sich für den zunächst Kommenden der Mühe lohne, in diesem Hause zu betteln, oder ihn zu warnen, daß es gefährlich sei, den Versuch zu wagen. Selbst für die Straßenecken, Meilensteine oder Wegweiser hatte er verschiedene Zeichen, damit, im Falle durch irgend ein Mißgeschick die Bande etwa gesprengt werden sollte, die Glieder derselben in den Stand versetzt seien, sich wieder zu vereinigen.

Gar merkwürdig waren die in diesen Arbeitssälen zugebrachten Nächte. Außerhalb der Stadt trennte sich die Bande. Einer nach dem Andern bat alsdann um Einlaß an der Arbeitshausthür. Um nicht in ihren Wanderungen so leicht entdeckt zu werden, gaben sie selten ihre wahren Namen beim Eintritt in „das Haus“. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte Philipp sich Joseph Hume, Arthur Wellington und Richard Turpin genannt. Wenn irgend ein Arbeitshausvorsteher diese Bande beleidigte, so statteten sie kurze Zeit nachher dem Arbeitshause einen neuen Besuch ab, warfen aus Rache die Fenster ein und zerstörten was sonst nur zerstörbar war. Sie trugen stets Schwefelhölzer bei sich, welche sie in ihren Taschen verborgen hielten und nicht selten kurze, dicke Stöcke.

Diese Bande lebte in beständigem Krieg mit den irischen Vagabunden. Es war Gesetz, daß kein Junge von der Schwesterinsel in ihre Bande aufgenommen werden sollte.

Sie gingen manchmal sogar absichtlich von ihrem Wege ab, um ein Arbeitshaus zu besuchen, wo sie wußten, daß sich viele irländische Landstreicher befänden, um Schlägereien mit ihnen anzufangen und sie aus dem Hause zu jagen. Dann erfolgten oft die fürchterlichsten Kämpfe. In der Nacht verließen Philipp und seine Genossen geräuschlos ihre Betten. Mit Stöcken bewaffnet fielen sie über die harmlosen Irländer her, um sie grausam zu mißhandeln. Es war unnütz, um Hilfe zu rufen; kein Aufseher oder Vorsteher würde es gewagt haben, während einer solchen Prügelei in's Mittel zu treten. Manchmal zog die Bande den Kürzern in diesen Kämpfen — und es geschah ihnen recht. Eine andere infame Gewohnheit dieser jungen Taugenichtse war die, einen schlafenden Mann im Bette zu überfallen und ihn, während einige ihn hielten, seines Geldes zu berauben, welches er vor dem Eintritt in das Arbeitshaus in seinen Kleidungsstücken verborgen haben mochte. Da war alsdann keine Hülfe für den Leidenden, um wieder in den Besitz seines Geldes zu kommen, denn er selbst hatte an der Eingangsthür des Arbeitshauses zugestanden, ein „Armer ohne einen Penny in der Welt" zu sein. Oft pflegten diese Banditten in der Nähe eines Arbeitshauses herumzustreifen, um irländischen Landstreichern aufzulauern. Der arglose Wanderer suchte gewöhnlich, wenn er im Besitze von Geld war, irgend ein verborgenes Plätzchen auf, um das Geld während der Nacht über darin zu verbergen,

welches er am Tage in Empfang genommen hatte. Unter Wasserröhren, unter Zaungräben, oder in Höhlungen zwischen Backsteinen versteckten sie die wenigen Schillinge auf das sorgfältigste, um dann von den lauernden Spitzbuben dennoch bestohlen zu werden.

Wenn sich diese jungen Vagabunden ein Zimmer für sich allein sichern konnten, verging die Nacht auf das fröhlichste, und nur wenig Schlaf kam über ihre Augen. Häufig erzählten sie sich Geschichten von Thaten berühmter Räuber, oder den Inhalt eines Romanes in eine zwanzig Minuten lange Erzählung abgekürzt. Wenn einer von ihnen aufgefordert ward, eine Geschichte zum Besten zu geben, so zwangen ihn die Gesetze der Bande eine zu erfinden, wenn er sich keiner erinnerte, welche er gelesen hatte. Der Anfang dieser Erzählungen begann gewöhnlich mit den folgenden Worten: „Es war 'mal eine Zeit, Genossen, nicht Euere oder meine Zeit, sondern eine längst vergangene gute Zeit," ꝛc. Wenn sie der Erzählungen von Geschichten müde waren, begannen sie zu singen oder zu declamiren, „Des Betrunkenen Selbstgespräch" hatte ihren ganz besonderen Beifall. In diesem war, was Schauspieler nennen, sehr viel „zu thun." Es begann folgendermaßen: „Nu, hier bin ich, eben erst aus dem Wir — Wirthshause kommend; ich habe nur vierzehn Gläser Grog (taumelt) getrunken, und bin so besoffen wie 'n Pf — pfa — pfarrer! (niesend) Der Pfarrer erinnert mich an den Teufel, und

der Teufel an mein Weib (niesend)" ꝛc. Die Lieder, welche Philipp sang, und für welche er ganz besonderen Beifall erntete, waren „des Sclaven Traum," „O welch ein Anblick für eine Mutter," und „Liebste, schlag die Castagnette." Die einzige Sache, von welcher Billy Fortune sprechen konnte, war von Penny-Theatern.[1] Er war ein beständiger Besucher von Narrenspossen und hatte eine ganz besondere Kenntniß der darin spielenden Komödianten, indem er stets zu sagen wußte, wann diese Herren ihre erste Vorstellung gegeben hatten, und in welchen Rollen sie „famos" waren. „Hat einer von Euch Madam Mossi in ihrem Tablowiwang (tableau vivant) gesehen? Ist sie nicht wundervoll, eine Venus, umgeben von ihren Sirenen — zum Verrücktwerden schön!" Oder er theilte der Gesellschaft mit, daß Jimmy Byson,[2] „der Original-Affe", in drei Wochen in Oxford sein würde und schlug vor, daß die Bande sich dahin begeben möchte, um das Vergnügen zu genießen, seine merkwürdigen Possenreißereien mitanzusehen. „Ihn eine Stange 'naufklettern zu sehen, ist ein Anblick, um sich vor Lachen auf der Erde zu wälzen!" fügte er hinzu.

[1] In London existiren Theater, deren Eintrittspreise für Parterre ꝛc. nicht höher wie 1 Penny und die der Logen 2 Penny sind. Man nennt sie Pennytheater; das Repertoir dieser Theater besteht nur aus Räuber- nnd Bandittenstücken, um dem Geschmacke des lediglich nur von Spitzbuben und Taschendieben der niedrigsten Classe anwesenden Publikums zu entsprechen. Außerdem ist daselbst oft Ballet, Concert, Seiltanz ꝛc.

[2] Dieser Byson wußte sehr gut Affen nachzuahmen.

Auf diese Weise brachte Philipp seine Jugend hin. Er wuchs zu einem Manne heran, aber die einzigen Vortheile, welche ihm von seinem Alter erwuchsen, waren größere Körperstärke und größere Verschlagenheit. Er konnte kühnere Pläne entwerfen wie in seinem Knabenalter und seine Glieder waren kräftig genug, um jeder Gefahr, welche sein bewegtes Leben zur Folge haben konnte, in's Antlitz zu schauen. Einige fünfzig Landstreicher waren bereit, sein Lob zu singen und ihn Hauptmann zu nennen, aber für die übrige Welt war er ein Spitzbube und ein Vagabund.

Zehntes Kapitel.

Bertha benimmt sich würdig einer Frau.

Die gutherzige Frau Hazlewood fiel beinahe auf der Thürmatte in Ohnmacht, als der Geist des Hauptmanns Crosier ihrem Blick zuerst begegnete. Sie schrie nach Bertha und rief dann aus: „Guter Gott, was ist denn vorgefallen?“ Der Hauptmann, welcher die Geschichte, die er zu erzählen beabsichtigte, in seinem eigenen Geiste bereits vorbereitet hatte, so wie die Art und Weise, in welcher er handeln wollte, stützte sich hülflos auf der alten Dame Schulter und flüsterte mit schwacher Stimme: „Lassen Sie mich niedersetzen auf's Sopha.“

Beide Frauen standen in der höchsten Angst an seiner Seite, als er mit geschlossenen Augen auf dem Sopha lag und keuchte. Er hörte Bertha schluchzen, und drehte seinen Kopf, als koste ihm diese Anstrengung sehr großen Schmerz, nach ihr zu, indem er ihre Hand ergriff und murmelte: „Weine nicht.... ich werde..... bald..... wieder..... wohl..... sein.“ Nach einer Weile schien er seine Kräfte wieder zu erlangen, denn er äußerte, — obgleich nur mit

Anstrengung — den Wunsch, sich in's Bett zu begeben. Im Nu entfernte sich Frau Hazlewood, um ihres lieben, guten Freundes Bett in Ordnung zu bringen. Allein mit Bertha, begann er auf's Neue zu keuchen, und hatte die Genugthuung, sie noch einmal schluchzen zu hören. Es war höchst rührend, diesen armen Patienten anzusehen, wie er jetzt, einer Forelle auf dem Grase gleich, nach Luft schnappte, dann wieder seine Lippen fieberhaft bewegte und um Wasser bat. Man brachte ihn zu Bett und befestigte den Schellenzug an einem nahen Stuhl, damit er im Augenblick schellen könne, wenn er etwas verlange.

Er begann den Apotheker, welcher ihm die Pastillen verkauft hatte, zum hundertsten Male zu verwünschen. Er blieb ungefähr eine Stunde lang im Bett, während welcher Zeit er jedes Stück Möbel im Zimmer anstierte, und sich wunderte, wo sie nur zum Henker diesen Toilettentisch erwischt hätten, oder wessen Portrait es sei, welches über der Kommode hing. Gegen 10 Uhr hörten die Hazlewoods die Schelle klingeln, und die Küchentreppe herauf eilend, begaben sie sich zu dem Patienten, um zu sehen, was er wünsche. Er war aufgestanden — sehr unvorsichtigerweise wie sie sagten — und saß in einen eleganten Schlafrock gehüllt, mit seinem Hemdkragen à la Byron, in einem bequemen Armstuhle vor dem Feuer. „Er fühle sich besser, „ja . . . . viel . . . . . besser," sagte er, in einer Stimme, welche klang, als wenn er schlimmer, viel schlimmer sei. Man bat

ihn flehentlich, doch die Ursache seines Unwohlseins mitzutheilen, im Falle er sich stark genug fühle, dieß thun zu können. In wenigen Worten erzählte er seine Geschichte:

„Von eines Freundes Haus nach seiner Wohnung zurückkehrend,“ so sagte er, „hatte er das Unglück einen betrunkenen Lohnkutscher zu miethen. Der Kerl fuhr höchst unbesonnen. Gerade als das Fuhrwerk um die Ecke von Oxfordstreet bog, stieß es mit einem schwer beladenen Marktwagen zusammen und er ward aus dem Hanson Cab auf des Pferdes Rücken geschleudert.“ Seine Stimme wurde jetzt schwächer, als er hinzufügte: „das Thier trat mich in die Seite,“ er keuchte einen Augenblick und blickte wild um sich her, fügte dann aber, als die Frauen aufgehört hatten ihre Gesichter in ihre Schürzen zu verhüllen und ihren Athem vor Entsetzen einzuhalten, fort: „Dank Gott, Knochen..... sind nicht..... gebrochen..... aber..... die inneren Verletzungen..... sind.... wie man mir sagt.... be.... deutend.“ Dann fiel er ermattet in den Stuhl zurück. Er war heuchlerisch genug, Bertha zu bitten, die Stelle an seinen Rippen zu fühlen, wo das grausame Pferd ihn mit seinem eisernen Huf hingetreten habe, und, mit Furcht und Zittern erlaubte sie ihrer Hand, sich nach der Wunde hin leiten zu lassen. Sie erklärte, daß es fürchterlich geschwollen sei und sich so anfühle, als ob ein tiefes Loch daselbst wäre.

„Ich hielt es fürs Beste, hierher zu kommen,“ sagte

der Hauptmann mit einem schmachtenden Blick, als er später eine Tasse Thee trank und ein wenig geröstetes Butterbrod zu essen versuchte. „Ich habe kein Recht, Sie mit meinen Leiden zu belästigen und Wärterinnen aus Ihnen zu machen, aber ich bin ein armer, einsamer Junggeselle, Frau Hazlewood, und glaubte, Sie würden in Gnaden nicht verweigern, mir in meiner Wiederherstellung beizustehen.

Die Mutter antwortete: „O, mein Herr, wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie uns einer solchen Aufgabe würdig halten;" und die Tochter, obgleich sie nicht sprach, nahm eine Miene an, als ob sie gern bereit gewesen wäre, alle seine Leiden ihm abzunehmen und selbst zu dulden, wenn dieß hätte möglich sein können.

Am nächsten und den darauf folgenden Tag befand sich der Hauptmann besser. Die hübsche Bertha bediente ihn, indem sie ihm sein Frühstück, sein Zwischenessen, seine Mittagsmahlzeit, oder was er sonst verlangte, brachte. Er schellte alle zehn Minuten nach ihr. Die Mutter bemerkte mit großem Vergnügen die außerordentliche Sittsamkeit seines Benehmens. Er schloß seine Schlafzimmerthür jedesmal so regelmäßig ab, als wenn er Angst vor Dieben gehabt hätte. Wenn er vor Aufstehen irgend etwas verlangte, so ließ er es außen vor die Thür stellen, und schob seine weiße, mit einem goldenen Siegelring an seinem dritten Finger geschmückte Hand einen Augenblick nachher

zwischen die Thüre, um den verlangten Gegenstand in's Zimmer zu bringen. Wäre er ein junges Mädchen von sechszehn Jahren gewesen, so hätte er nicht sittsamer und schicklicher sein können.

Nachdem er einige Tage im Hause zugebracht hatte, lernte er die Stunden kennen, in denen Frau Hazlewood gewöhnlich ihre häuslichen Bedürfnisse einkaufte. Wenn sie keine Ursache hatte das Haus zu verlassen, war er geschickt genug, eine zu finden. Entweder verlangte er Gelee, und bestand darauf, solches nur vom Pastetenbäcker Gunter haben zu wollen, oder er wollte keinen Fisch anrühren, welcher nicht von Groves in Bondstreet komme. Ein Cab wurde geholt, um die Mutter dahin fahren zu lassen, und Bertha dann gebeten, dem kranken Manne bis zu ihrer Rückkehr Gesellschaft zu leisten.

Er sah deutlich genug, daß ihn das Mädchen gern habe. Es entging ihm nicht, wie sie ihn mit dem zärtlichsten Ausdruck anblickte. Das erste Mal, als er in seinem Zimmer schlief, hatte sie ihn in der Mitte der Nacht stöhnen zu hören geglaubt, und ihr Kleid überwerfend, hatte sie sich an seine Thür geschlichen, um zu hören, ob sie sich nicht getäuscht habe. Er wußte dies nicht — wir wissen es aber.

Fragen Sie sich selbst, geschätzte Leserinnen, ob es nicht natürlich war, daß sie diesen Mann anbetete. Wir haben Ihnen Falschheit und Betrügereien dieses Haupt=

manns, seinen Charakter und sein Benehmen vor Augen gestellt. Bertha glaubte, das, was er sage oder thue, sei wahr und rechtschaffen. Er, ein Gentleman in der Armee, mit adeligen Freunden, reich und generös wie der Prinz einer Feengeschichte; sie hingegen ein armes Nähmädchen, mit einer Mutter im Armenhause! Erinnern Sie sich ferner, daß dieser Crosier in Allem was er that, niemals die von der guten Gesellschaft angenommenen Gebräuche bei Seite setzte, sondern ihr so ehrerbietig den Hof machte, als wenn sie ein kleines Russelquare-Fräulein [1] gewesen wäre. Die Gesellschafter, welche man als ihres Gleichen betrachtete, waren die Diener des Hauses, dennoch aber hatte sie Erziehung empfangen und war von Natur begabt genug, um sich kenntnißreicher wie sie zu fühlen. Sie zog die feinere Unterhaltung eines Menschen, welchen man einen Gentleman nannte, dem albernen Geschwätz in der Küche vor und fühlte sich dankbar gestimmt, daß er sie der Beachtung würdig halten sollte.

Sie hatten jedesmal eine wunderliche Unterhaltung zusammen, wenn die Mutter zu dergleichen Gelee- und Fischeinkäufen geschickt worden war. Der Hauptmann wünschte ganz außerordentlich, Bertha zu einem Geständniß ihrer Liebe zu zwingen.

„Sie haben ein liebes, gutes Herz, Bertha,“ sagte er

[1] Russelsquare ist ein Stadttheil, welcher hauptsächlich von den zurückgezogenen reicheren Kaufleuten bewohnt wird.

eines Tages, in einer noch von der Wirkung des Pferdetrittes schwachen Stimme. „Ich werde nie den süßen Blick des Mitleides an dem Tage vergessen, wo ich krank hierher kam. Sie haben mich nun geheilt, schöne Bertha. Ich werde nun bald wieder meinem Berufe nachgehen und Sie nicht mehr incommodiren.

„Sie sollten es nicht incommodiren nennen, Hauptmann," war die Antwort.

„Liebes, gutes Mädchen! Gott segne Sie für diese süßen Worte!" fuhr er fort. „Ich hätte ohne Ihre Sorgfalt sterben können, Bertha. Ich werde Ihrer ewig gedenken, Bertha. Wissen Sie, daß, als ich unter diesem ausschlagenden Pferde lag und seine eisernen Hufe in dem Mondschein blitzen sah, ich an Sie dachte? Warum kam mir mein Vater oder meine Schwester nicht in den Sinn? Es hätte doch so sein sollen. Weßhalb gedachte ich Ihrer, holde Bertha?"

Sie konnte ihm schicklicher Weise nicht sagen, weßhalb.

Er nahm daher ihre Hand, und sie ließ ihn gewähren.

„Bertha, sagen Sie mir!" fuhr er erregten Tones fort, „ist es, weil ich Sie liebe? Sie wissen, wie sehr ich Sie stets bewundert habe — wie ich Ihretwegen Beleidigungen und Verleumdungen Trotz geboten habe. Ja, ich liebe Sie unaussprechlich — mehr, wie ich Ihnen zu sagen wage,

denn es übersteigt allen Glauben, und Sie möchten mir vielleicht Gegenliebe verweigern."

In diesem Augenblick kehrte die Mutter zurück, und der Hauptmann, ärgerlich darüber, daß er die Unterhaltung nicht früher begonnen, war genöthigt, seinen zitternden Engel loszulassen.

Einmal schickte Crosier die Mutter, um sich einer langen Abwesenheit zu versichern, nach seiner Wohnung in Harleystreet, um etwas daselbst zu holen, was er nicht nöthig hatte, und versäumte es, der alten Dame das Geld für ein Cab zu geben. Er wußte sehr wohl, daß sie ihn nicht darum fragen würde.

Sobald er allein war, bat er sich das Vergnügen von Fräulein Bertha's Gesellschaft aus, um seine Einsamkeit zu erheitern, und ehe nur eine Viertelstunde vergangen war, schilderte er ihr in glühenderen Farben, wie je vorher, seine Liebe. Er war entschlossen, daß sie dieses Mal auf irgend eine Weise ein Geständniß machen solle.

Seit die Welt eine gebildete Welt ist, hat man dieselbe Methode, dasselbe Benehmen, ja beinahe selbst dieselben Liebesphrasen angewandt. Sie scheinen so herrlich zu reüssiren, daß Junggesellen es nicht der Mühe werth achten, neue zu erfinden. Der Hauptmann erklärte Bertha noch einmal, daß er sie anbete, und prägte ihr hiermit, indem er dasselbe Gefühl in funfzig verschiedenen Phrasen wiederholte, den Glauben ein, daß jede Erklärung eine

neue sei. Sie blickte sprachlos in das Feuer und hörte ihm zu. Er sah den Schein der flackernden Flamme in ihren Augen. Die Hand an den Lippen, als ob sie in ernste Gedanken vertieft sei, hatte sie nie schöner ausgesehen. Die Kohlenhitze hatte ihre Wangen geröthet und des Hauptmanns Erklärung einem jeden anderen Theil ihres Gesichtes ein aschfarbiges Colorit gegeben.

Da sie nicht von freien Stücken antworten wollte, beschloß er auf irgend eine Weise eine Antwort zu erzwingen. Er schwieg während einiger Sekunden, und dann ihre Hand fahren lassend, legte er seine eigene auf sein Herz, als wenn er schrecklich leide. Er blieb einige Minuten lang in Gedanken vertieft, während welcher Zeit er laut seufzte und seinen Athem durch die Nase zog. Als er zuletzt sprach, war es in einer schüchternen, zögernden Stimme, als ob sein Leben von der Antwort abhinge. „Bertha! sagen Sie mir aufrichtig, hintergehen Sie mich nicht — das würde zu grausam sein! — Lieben Sie einen andern?“ Sie drehte sich um und blickte ihn mit ihren großen Augen an, sagte aber nichts. „Sie lieben,“ schrie er vom Sitze aufspringend. „Jetzt weiß ich, weßhalb Sie mich verschmähen. Warum haben Sie ein falsches Spiel mit mir getrieben?“ Als ob er gänzlich ermattet wäre, fiel er in seinen Armstuhl zurück und keuchte. Er wußte sehr wohl, daß das arme Mädchen keinen Menschen kannte und für Niemand als ihn selbst Sorge trug. Ausgenommen das

Portrait Georg III. kam ihr nie ein einem Manne ähnliches Wesen zu Gesichte.

Sie hatte ihre Augen vom Feuer gewandt und blickte ihn an. Er bewegte sich nicht. Während fast einer Viertelstunde regte er keine Muskel und fühlte einen Krampf im Anzuge. Eine Hand war auf seine Schulter gelegt. Es war ein stummes Geständniß, das einzige, welches sie zu machen wagte. Er blickte sich um, und rief, indem er ihren Kopf zwischen seine Hände nahm, mit einem Lächeln der vollendetsten Glückseligkeit aus: „Sie lieben mich? Oh! lassen Sie mich diese Worte hören, Theuerste!" Anstatt zu sprechen, füllten sich ihre Augen mit Thränen. „Jetzt," rief er, „bin ich bereit für Sie zu sterben! Jetzt bin ich meines Glückes gewiß. Sagen Sie mir, liebe Seele, lieben Sie mich schon seit lange, und wie und auf welche Weise habe ich Ihre Zuneigung gewonnen?" Er verlangte alle Einzelnheiten dieses Falles so genau wie ein Arzt zu wissen.

Es war Abend, und das Flackern des Kaminfeuers warf auf die umherstehenden Gegenstände des dunkelen Zimmers nur ein mattes, träumerisches Licht. Familienmütter, beachtet den guten Rath: laßt euere Töchter niemals mit Officieren in der Abenddämmerung allein. Die geheimnißvolle Dunkelheit gibt dem Ganzen einen Schein der Vertraulichkeit, und manches Liebesgeständniß ist unter ihrem träumenden Einfluß gemacht worden, welches die

Lippen sich geschämt haben würden, in Gegenwart von brennenden Leuchtern auszusprechen. Eine Lampe in einem Schlafzimmer lockt keine Diebe an. Ein Gaslicht ist, wie man sagt, eben so gut wie drei Policemen. Aber es gibt noch andere Diebe außer denen, welche in Häuser brechen, und diese lieben ebenfalls nicht gesehen zu werden. Die Flamme des kleinsten, bescheidensten Wachslichtes würde Bertha jedenfalls verhindert haben zu antworten, wie sie that, mit niedergeschlagenen Augen und einem Beben der Lippen: „Ja, ich liebe Sie, ich liebe Sie schon seit lange. Ich hatte Angst, daß Sie es wissen möchten, und das machte mich sehr unglücklich. Ich weiß nicht warum, aber ich schämte mich — Sie gern zu haben.“ Sie sprach so viel, weil sie weinte. Ein wenig mehr würde sie in einen Anfall von Hysterie versetzt haben.

Anstatt in eine Extase von Wonne zu fallen, begann der Hauptmann ruhig über sein Glück nachzusinnen. Das Geständniß, daß sie ihn schon seit lange liebe, ärgerte ihn ungemein. Er berechnete, eine schöne Summe Goldes und viele werthvolle Wochen verschwendet zu haben. „Welch ein schüchterner Narr bin ich doch,“ dachte er. „Ich bin so delikat. Wenn ich nur wenigstens Hirn genug gehabt hätte, diese Erkundigungen vorher einzuziehen; welche Mühen und Kosten würde ich mir nicht erspart haben.“

Nachdem Bertha ihm ihre Liebe gestanden hatte, glaubte er sich berechtigt, vertrautere Manieren anzunehmen. Er

schlang seinen Arm um ihre Taille und küßte oft ihre Schläfe, oder er glättete ihr Haar mit seinen Händen. Dabei entschlüpfte dem Hauptmann sehr häufig ein unterdrücktes Seufzen, aber das Mädchen blieb regungslos und gedankenvoll. Vielleicht bedauerte sie schon jetzt, zu viel gesagt zu haben. Sie hatte ihre Freiheit verloren und einen Herrn und Meister über sich gestellt; selbst schon jetzt zog der neue Herr Vortheil von seiner Autorität, indem er sie mit Zärtlichkeiten überhäufte. Zwei Stunden vorher war er so ehrerbietig wie ein Leinwandhändler; jetzt war er so unverschämt wie ein Lehnsherr.

Zu Ende der ersten Woche erkundigte sich der Hauptmann, anstatt Camberwell zu verlassen — mit einer anmuthigen Erniedrigung — bei Frau Hazlewood, ob es ihm erlaubt sein würde, seinen Aufenthalt um vierzehn Tage zu verlängern. Seine Seite, klagte er, schmerze ihn immer noch sehr, besonders, wenn er huste. „Er fühlte sich,“ sagte er, „bei ihr ganz wie zu Haus, und das stille Glück, das er hier empfinde, thue ihm wohler wie alle Medicin.“ Wie verschieden war sein Benehmen gegen Bertha, im Vergleich mit dem, was er früher beobachtet hatte. Er nannte sie jetzt „sein Leben“, „seine Schönheit“, und gebrauchte viele andere süße Liebesworte. Häufig drückte er sie an sein Herz, meistentheils wenn sie den Präsentirteller mit dem Frühstück in ihren Händen hielt und nicht widerstehen konnte.

Der Mutter gegenüber nahm er ein streng sittliches Betragen an. „Sie ennuyirt mich zu Tod mit ihrer Gesellschaft," klagte er leise, und um sie aus seiner Gegenwart zu treiben, predigte er ihr während ihrer Anwesenheit die Ohren voll. Er wählte gewöhnlich die Gräuel der Unmäßigkeit zu seinem Texte, einen Gegenstand, welchen er am besten kannte. Manchmal sagte er zu ihr: „Wann wird die englische Nation eine im Trinken mäßige werden, Frau Hazlewood? Ein besonderer, meistentheils nur vom niederen Volke gebrauchter Ausdruck hat mich oft frappirt; die Leute nennen es — ‚einer dem andern Etwas zu trinken, zum Besten zu geben.' Wie viel geeigneter würde es nicht sein, wenn sie sagen würden ‚zum Bösen zu geben', das Kopfweh, die brennende Stirn, die harte, trockene Zunge, der verdorbene Magen, alles das verdient diesen Ausdruck." Die alte Dame — welche ernster Stimmung war — fühlte, daß sie ihm stundenlang zuhören könnte. Er theilte mit dem Arbeitshauskapellan ihre bescheidene Bewunderung. Ein anderes Mal wollte er sagen, „Trinken ist, Frau Hazlewood, eine Grausamkeit, welche uns vom Gebrauch auferlegt worden ist. Wenn ich eine Pistole an meines Freundes Kopf halte und ihm sein Hirn zerschmettere, so würde mich die Welt einen herzlosen Mörder nennen; wenn ich aber ein volles Glas an seine Lippen halte und sein Hirn mit Dünsten von Alkohol vergifte, so lächelt die Welt und nennt mich einen angenehmen Ge-

sellschafter. Dennoch ist die Gefühllosigkeit der Trunkenheit ebenso schrecklich für mich, wie die Stille des Todes." Die bewundernde alte Dame dachte im Traume nicht daran, daß dieser Prediger, in seinem Reisesacke versteckt, vier Bouteillen des stärksten Cognacs in ihr Haus gebracht hatte, welche gar bald geleert waren.

In seinen Liebesunterhaltungen mit Bertha war er ganz außerordentlich auf seiner Hut, nie ein Wort von Heirath zu sprechen. Er bildete sich ein, daß wenn er ihr nicht förmlich verspreche, sie zu seinem Weibe zu nehmen, seine Ehre ihn alsdann auch nicht verpflichte, sie zu heirathen. Das einzige Mal, daß er darauf die Rede brachte, geschah es, um ihre Meinung über diesen Gegenstand zu hören, und, wo möglich, sie zu überreden, daß die Ceremonie am Altar ein unphilosophischer und nutzloser Gebrauch sei. Wie andere unschuldige Mädchen glaubte auch Bertha, daß Liebe und die Kirche gleichbedeutend seien.

Aus Furcht, daß sie ihre Liebesscenen ihrer Mutter erzählen möchte, empfahl er ihr Schweigen unter Versprechungen und Drohungen. Er schilderte ihr, welche Nachtheile ihm erwachsen könnten, wenn seine Familie von seiner Neigung für ein Mädchen von so niedrigem Stande wie sie, hören sollte.

„Diese absurde — diese thörichte Welt!" rief er unwillig aus, „besteht darauf, daß wir, statt nach unserem eigenen, nach ihrem Willen handeln sollen. Was kann nun

wohl absurder sein, als eine Heirath? Ein Mann liebt eine Frau so herzlich, daß er nicht ohne ihre Gegenwart leben kann. Sie in seiner Nähe zu haben, ist sein theuerster Wunsch. Sie muß an seiner Seite sein, damit er nur die Hand auszustrecken braucht, um die ihrige zu drücken. Ist es natürlich, daß ein Mann in einem solchen Gefühlszustande je daran denken würde, diese Frau im Stiche zu lassen? Nein; es würde sein Tod sein. Ich würde sterben, wenn Sie, theuere Bertha, mir je entrissen würden. Was sagt aber die alberne Welt? Du mußt zur Kirche gehen, ein Geistlicher muß gewisse Stellen aus einem gewissen Buche lesen, auf welche man der großen Erregtheit wegen gar nicht Acht gibt. Du mußt in einem Wagen nach Haus fahren, eine besondere Art von Kuchen, den man Hochzeitskuchen nennt, essen und dann mögt ihr als Mann und Frau zusammenleben. Lächerlich! lächerlich!"

Während er so redete, wunderte sich das Mädchen, warum er die Ceremonie für so lächerlich halte. Von ihr war dieselbe stets als das feierlichste Ereigniß im Leben eines Mädchens betrachtet worden. Sie fühlte sich besonders unangenehm überrascht, den Hochzeitskuchen mit Geringschätzung behandelt zu hören.

„Wie bei weitem ehrbarer," fuhr der Hauptmann fort, „ist dahingegen der Bund, welcher ohne Fesseln der Gesetze treu und beständig bleibt."

Weil er sie anblickte, nickte Bertha zustimmend, fügte

dann aber hinzu, „ich habe mir sagen lassen, daß einer den andern oft im Stiche läßt, und dann — o, die arme Frau! Da war Eine, welche meine Mutter kannte, auf diese Weise verlassen worden — ihr Lebensglück war auf ewig vernichtet — und er war eines Gentleman's Sohn und befand sich in sehr guten Umständen."

Die Unterhaltung endete hier. Aus Furcht, daß sie ihm dieselben Absichten unterschieben möge, hörte er auf zu sprechen und begann, sie zu caressiren, indem er ihre Hände strich und ihre Augen pries — sie bittend, ihm dieselben zu geben, um sie als Vorhemdknöpfchen zu gebrauchen.

„Sie ist noch nicht ganz zahm," sagte der Hauptmann zu sich selbst, als er am Abend vor dem Feuer saß und darüber nachdachte, wie er das Mädchen wohl am besten entführen könne. „Noch nicht ganz zahm, nähert sich diesem Ziele aber mit starken Schritten. Es würde jetzt nicht unmöglich sein, sie zum Durchgehen mit mir zu bewegen. Ich muß ihr Zeit geben, und sie wird schon von selbst herumkommen. Schlage niemals ein kolleriges Pferd — Du magst Deine Peitsche in Stücke hauen und dennoch keinen Schritt vorwärts kommen. Geduld, Geduld soll meine Tugend sein!"

Elftes Kapitel.

Die herumziehenden Kunstreiter.

Die Stadt Elbury ist ein stiller Ort mit einigen zweitausend Einwohnern, und es schien Monsieur le Cobbe, dem berühmten Kunstreiter und verwegensten Ueberschläger in der Welt, der Mühe werth, sein Zelt, wenn auch nur eine Nacht, in der Nachbarschaft aufzuschlagen. Er stattete Sir Frederick Wigwam einen Besuch ab, um ihn um seine Gönnerschaft zu bitten. Er empfing ein indirectes Versprechen von Dr. Pinnock von Milton House Academy, daß seine vierzig Schüler kommen würden und Alles zusammen genommen zeigte sich die Spekulation, wie Monsieur le Cobbe sagte „gesund".

Die Zettel erschienen. Lange blaue an Pastetenbäckerläden; lange rothe an der Bibliothek. Arbeitsleute brauchten nur die Hälfte des Eintrittpreises der Standespersonen zu zahlen. Die Einwohner von Elbury waren in der größten Aufregung und die Metzger- und Müllerjungen sowie die Apothekerlaufburschen begannen sich auf ihre Köpfe zu stellen.



PHILIPP WÜNSCHT ER WÄRE VERHEIRATHET.

Um den Enthusiasmus noch zu erhöhen, machten Monsieur le Cobbe und seine tallentvolle Truppe ihren Einzug in Elburg in großer Procession. Die Herren mit ihren dicken, blosen Hälsen und ihrem langen hinter die Ohren gebundenen Haar trugen romantische Costüme, während die Damen höchst lieblich in ihren Sammetkleidern und Goldbesetzungen aussahen. Die Musik spielte in dem reich verzierten Wagen mit einem solchen Eifer, daß die bunt gesprenkelten und isabellfarbigen Pferde inspirirt wurden und anfingen zu tanzen. Es war gewiß nicht der am wenigsten wunderbare Theil des ganzen Schauspiels, die Gewandtheit zu beobachten, mit welcher Monsieur le Cobbe ein Zehngespann leitete. Er fuhr so leicht um die Ecke des Marktplatzes, als habe er einen Schubkarren zu dirigiren.

Herrn Barton, dem Zimmermann, war bereits der Auftrag ertheilt worden, so und so viele Säcke Sägespäne an einem gewissen Tage bereit zu halten. Vier Karrenladungen voll feiner Gartenerde waren in Daddy's Gärtnerei bestellt worden. Die Errichtung des schönen und bequemen Cirkus zog Hunderte von Zuschauern an — in der That, der Bierjunge des Wirthshauses „zur fleischfarbigen Sau" rannte mit großen Kannen Ale beständig ab und zu. Im Laufe des Tages beehrten Sir Frederick Wigwam und seine Dame die Ställe des Monsier le Cobbe mit einem Besuche und legten ihren höchsten Beifall über die außergewöhnliche Schönheit des zahlreichen Marstalles an den Tag.

Es gab an diesem Abend solch ein Gedränge, daß es ein Wunder war, daß das Zelt nicht zusammenbrach, oder wie ein Regenschirm zufiel. Die Schillingsplätze waren in einer halben Stunde gepfropft voll. Das jüngste Kind des Herrn Waters, des Gemüsehändlers, hatte man wieder nach Haus schicken müssen, um es zu waschen, indem es in einen Schlammhaufen gefallen war, in welchem es wie eine Taube in einer Pastete lag und seine Händchen emporstreckte.

Was Philipp Merton in Elbury zu thun hatte, gibt sich bis jetzt noch nicht kund. Vielleicht ist es besser, allzu genaue Erkundigungen über diesen Gegenstand ganz zu unterlassen. Gewiß ist indeß, daß er sich da befand, und gut gekleidet war. Wie er diese schönen Kleidungsstücke bezahlt oder sonst erlangt hatte, wollen wir unerklärt lassen.

Das Innere des Zeltes war würdig zum Gegenstande eines Gewölbes genommen zu werden. Die Oellampen warfen ein schwaches Licht und die buntgestreiften Flaggenverzierungen waren mit vielem Geschmack angebracht. Ein gemischter Geruch von Pferden, Sägespänen, Oel und Orangen erfüllte den Raum. In der Mitte des Zeltes war der Cirkus, der einer ungeheuren, mit schwarzem Tabak angefüllten Schnupftabaksdose ähnlich sah und auf einem Gerüste, unmittelbar über dem Eingang, welcher den Pferden zum Kommen und Gehen diente, hatten die Musikanten ihren Platz.

Sobald der edle Gönner seinen Sitz eingenommen, begann die Vorstellung. Zuerst gab man ein Reiterdrama, betitelt: „Das schöne Mädchen der Sahara, oder das Araberroß und des Geliebten Gelübde.“

Neben Philipp saß ein junges Fräulein — augenscheinlich unter dem Schutz ihrer Dienstmagd, einer grimmig aussehenden, ältlichen Frauensperson, welche jedesmal, wenn der junge Mensch ihre Herrin ansah, demselben wahre Mörderblicke zuwarf und dabei den Henkel ihres großes Handkorbes so fest in die Hand schloß, als wenn es ein Stock wäre, womit sie den Zudringlichen abzuwehren gedächte. Aber das Gesichtchen war so schön, daß alle Dienstmägde in der Welt Philipp nicht hätten zwingen können, seine Augen von ihm abzuwenden. Eine runde Stirn, auf welcher sich ein kleiner Lichtschein von solcher blendenden Weiße gerade über den Schläfen verbreitete, daß Perlenpulver ihn beschmutzt haben würde. Die Augenwimpern waren so lang, daß sie die Augen wie ein Lichtschirm bedeckten und einen Schatten werfend, den Augäpfeln eine Sammetsänfte verliehen. Die Bänder ihres Hutes spannten sich, wenn sie lachte, denn sie hatte das zierlichste Kinn, welches sich bei solchen Gelegenheiten dehnte und wunderbar reizend und lieblich aussah.

Sie hörte dem Drama mit großer Aufmerksamkeit zu, und schien jedes Wort für wahr zu halten. Der Held zeigte sich stets zu Pferd und stieg nie ohne sanfte Musik auf

oder ab. Er sprach oft mit dem Thiere und nannte es „sein schönes sternäugiges Schlachtroß“. Er wollte der ruhig zusehenden Menge sagen, „daß es ihn auf Blitzesfüßen gar kühn inmitten des Schlachtengewühles geführt habe.“ Diese Lobpreisungen veranlaßten die junge Dame zunächst Philipp, ein über das andere Mal auszurufen: „O das hübsche Thierchen!“ Sie bebte vor Angst, als der Kerl des Drama's von seinem sich bäumenden Pferde herabbrüllte: „Verwirft sie mich, so soll meine Rache in der That für-r-rch-terlich und schr-r-recklich sein.“ Wie erfreut war sie aber, als der kühne Geliebte sich in den Steigbügeln erhebend, ausrief: „Wenn wir zusammentreffen, so falle sein Blut auf sein eigenes Haupt zurück.“ Philipp, der alle ihre Bewegungen beobachtete, fühlte sich ganz eifersüchtig auf den Schauspieler, welcher diese Rolle spielte. Dieses Stück, welches in dem Cirkus aufgeführt wurde, hatte keine Decorationen, aber es befriedigte das Publikum ganz ungemein, denn Pferde und Schauspieler wurden am Ende desselben stürmisch applaudirt.

Während der Scene in dem Cirkus blickte Philipp mit so gespannter Aufmerksamkeit nach dem jungen Fräulein, daß die Dienerin vorschlug, den Platz mit ihrer jungen Herrin zu wechseln. Das plötzliche Erscheinen der Mademoiselle Vanille, in dieser anmuthigen scène d'équitation genannt „das Blumenmädchen von Florenz“, rettete Philipp von diesem Unheil. Jedes Auge im Cirkus verfolgte das

Blumenmädchen, als sie in der Bahn herumritt. Es war eine hübsch ersonnene Scene. Zuerst reichte man ihr einen Spaten, mit welchem sie am Sattel herum zu graben begann, als wenn es ein Gartenbeet wäre. Dann lief ein Stallknecht hinter ihr her und tauschte den Spaten für einen Rechen aus, mit welchem sie die eingebildete Erde um den Sattel herum ebnete. Jedesmal, wenn der Stallmeister seine lange Peitsche zwickte, zitterte die Schöne von Elbury vor Angst, daß das Blumenmädchen von Florenz auf den wirklichen Erdboden fallen möchte. Der mit der gestickten Decke belegte Sattel war so breit wie ein Theepräsentirteller, aber was ist das, wenn sich ein jagendes Pferd darunter befindet? Zu Ende dieser reizenden Scene, wo „hopp, hopp!" gerufen wurde, um das Pferd schneller und schneller galoppiren zu machen, als die Reiterin in einer Geschwindigkeit in der Bahn herumsauste, daß der Wind ihren Atlasrock beinahe in Stücke riß, schien die sammetäugige Schönheit in großer Angst, daß das Florentiner Mädchen ihren Hals auf englischem Grund und Boden brechen möchte.

Ein vortrefflicher Clown, welcher zuerst seine gymnastischen Uebungen producirte, hielt das Publikum in den Pausen durch seine Witze in beständig heiterer Laune.

„Wie befinden sie sich, mein Herr?" fragte ihn der Stallmeister. „Sehr unwohl, danke Ihnen recht sehr, mein Herr," erwiederte der Clown, indem er die Ecken seines

Mundes verzog. „Wie kommt denn das, mein Herr?“ — „Ach, ich habe die Henn’-flog-in’n-Zahn gehabt, mein Herr.“ „Was ist denn das, mein Herr?“ — „’s ist ’ne Art starker Guitarre mit Kopfwarzen und dramatisch Mus, mein Herr.“ „Sie meinen die Influenza, mit einem Katarrh, Kopfschmerzen und Rheumatismus, mein Herr? — „Ja, mein Herr; aber ich trinke meine Arznei regelmäßig — ein Weinglas voll Senfumschlag dreimal des Tages und meine Füße in eine Hustenmixtur vor Schlafen gehen.“ Als das hübsche junge Mädchen hierüber lachte, that Philipp desgleichen und als sich dabei ihre Augen begegneten, lachten beide heftiger als zuvor.

Da waren ferner einige Acrobaten in Flittertricot, welche wie neue Heringe flimmerten. Diese Männer hatten Beine so biegsam wie Reitpeitschen und hoben sich einer den andern in allen möglichen Positionen; da war eine junge Dame, welche über Fahnen und durch Papierreife sprang; da war ein anderes Mädchen mit schwächlichen Knieen, das bei jeder Bewegung des Pferdes einknickte, gleichwohl aber hübsche Stellungen mit einem Flor ausführte. Jedesmal wenn die Zuschauer applaudirten, sahen sich Philipp und das junge Fräulein einander an, als ob sie Vergleiche anstellten und Meinungen über das Verdienst der Vorstellung austauschten.

Die Excentricitäten des Clowns amüsirten die alte Dienerin so sehr, daß sie ihre junge Herrin vergaß.

Herr Spaßmacher erzählte dem Stallmeister, daß die

Lebensmittel jetzt sehr theuer seien. — „Es thut mir leid dieß zu hören, mein Herr," antwortete jener. „Ja, mein Herr," fuhr der Clown fort, „Milch ist so gestiegen, daß der Rahm nicht auf die Oberfläche derselben kommen kann." Diese Art Witze schienen nicht aufhören zu wollen. Er bemerkte, daß ein's der Pferde ganz vorzüglich gut geschult und noch ein Pennybrödchen mit in den Kauf werth sei. Ja, er lud den Stallmeister selbst ein, eine Woche mit ihm in seinem Hause zuzubringen. „Mit dem größten Vergnügen, Herr Spaßmacher," antwortete der Herr. „Wo wohnen Sie denn?" — „An demselben Orte, wo ich wohnte, ehe ich an den Ort zog, wo ich zuletzt gewohnt habe." „Ei, das ist ja eine wunderliche Adresse, mein Herr!" — „Ich habe oben und unten auf der andern Seite gegenüber gewohnt." „Ich bin noch immer nicht klüger, mein Herr." — „Sie können das Haus nicht verfehlen, mein Herr, denn die Hausthüre desselben öffnet sich, wenn Sie hereingehen." Während sich Alle vor Lachen kaum zu bergen wußten, flüsterte Philipp dem jungen Fräulein auf das unverschämteste in das Ohr: „Er ist wirklich sehr gut, meinen Sie nicht auch?" und sie antwortete laut lachend: „O, sehr amüsant, in der That!"

Nach einer Weile rieth der Stallmeister dem Herrn Spaßmacher nicht vor ihm herzugehen, hinzufügend: „Ich folge nie Narren;" worauf hin der Clown hinter ihm herging und eine Grimasse machend, sagte: „Ich thue es."

noch zu vermehren, indem er einige neue Lieder aus dem „kleinen Sänger" lernte. Er konnte jetzt auch seine Verabredungen für den Abend, ohne fürchten zu müssen, sie nicht halten zu können, feststellen. Hätte er es gewagt, sich einen Schnurrbart stehen zu lassen, so würde seine irdische Glückseligkeit vollkommen gewesen sein.

Die Bewohner von Camberwell lebten gut und befanden sich recht wohl daselbst. Der Hauptmann wurde so merkwürdig häuslich, daß es fast schien, als sei er eine Wette mit der Katze eingegangen, wer von ihnen Beiden am längsten im Hause bleiben würde. Der einzige Ausgang von irgend einiger Bedeutung, welchen er unternahm, war der nach den Bureaux des Herrn Edward Dancer in Holborn, um diesen Herrn zu ersuchen, ihm doch wenige Wochen Frist zur Bezahlung einiger kleinen Schulden vergönnen zu wollen. Wenn er zurückkehrte, sagte er Bertha, daß es ihm scheine, als sei er Stunden lang abwesend gewesen. Zugleich benutzte er diesen Ausgang als Vorwand, um seine Vielgeliebte so herzlich zu küssen, als wenn er nach Indien ginge oder von dort zurückkäme.

Der galante Hauptmann fand indessen in der Blüthe seines Glückes einen Wurm, welcher an den zartesten Blättern derselben nagte. Er war gekommen, er hatte gesehen, aber, anstatt ebenso rasch auch zu siegen, hatte er eine äußerst hartnäckige Schlacht zu liefern. Die anderen Kameraden — seine wilden und verwegenen Freunde — wür-

den nichts mehr mit ihm zu thun haben wollen, wenn sie wüßten, welch ein Mischmasch er aus diesem Geschäfte gemacht habe. Bei ihnen war das Entführen eines Mädchens entweder die Sache von einer oder höchstens zwei Wochen, oder sie mochte bleiben wo sie war. Charley Sutton war mit einer Bäckerstochter in Cheltenham durchgegangen, ehe sie ihm nur zehn Pfund Sterlinge während der Dauer des Kurmachens gekostet hatte. Fred Tattenham konnte zwanzig höchst amüsante Liebesgeschichten erzählen und in keinem einzigen Falle hatte er selbst unter den schwierigsten Verhältnissen länger als zwei Monate zu seinem Siege gebraucht. Der Hauptmann fühlte die Jämmerlichkeit seiner Lage. Ja, hätte er selbst Bertha entführt, so wußte er kaum, was er mit ihr anfangen sollte. Es war sein Ideal, charmante kleine Diners in ihrer Villa in St. Johns Wood zu geben. Er wünschte, seine Kameraden über seine bonne fortune neidisch zu machen. Aber dann würde mit diesen deliciösen Bissen von Großthuerei die Wahrheit an den Tag gekommen sein, daß es ihm Jahre der angestrengtesten Mühe und Aufmerksamkeit gekostet habe, ein Dienstmädchen zu gewinnen. Er schämte sich vor sich selbst und besah sich gar oft im Spiegel, um in seinem Gesicht vielleicht irgend eine Ursache für die Langsamkeit des Erfolges entdecken zu können.

Wenn man Erklärungen über des Hauptmanns Furcht vor der Welt und Angst vor der Bloßstellung wegen seiner

langsamen Methode von uns fordern wollte, so würden wir sie nur einem übertriebenen Abenteuer zuschreiben können. Dieser Herr war selbst jetzt in großer Herzensangst, daß irgend ein Gerücht von seinem beabsichtigten Complott gewissen Leuten in Swanborough zu Ohren kommen könne. Er fürchtete ganz besonders die Bemerkungen, welche seine Mutter über solch ein Thema machen möchte. Sie war dergleichen liebenswürdigen Unbedachtsamkeiten sehr entgegen. Selbst wenn sein Vater, ein über alle menschlichen Schwachheiten, außer denen von Diebstahl und Dishonoriren eines Wechsels, leicht hinwegsehender Mann, die Bemerkung gemacht hätte, junge Leute seien junge Leute, so würde die gestrenge Frau Mama höchst wahrscheinlich entgegnet haben, es sei nicht nöthig, daß sie zugleich auch Schurken zu sein brauchten. „Diese Frau,“ dachte der Hauptmann, „ist im Stande auf einer wirklichen Heirath zu bestehen.“

Die in den Morgenzeitungen berichteten Vorfälle des täglichen Lebens hatten ebenfalls einen hemmenden Einfluß auf des Hauptmanns Keckheit. Er öffnete niemals die „Times“ ohne Furcht und Zittern. Sein Auge fiel auf die Columnen mit der Geschwindigkeit eines Steines. Wenn er etwas dergleichen wie „Herzlose Verführung Seitens eines Mannes von Vermögen“ sah, so runzelte er die Stirn und biß die Lippen. Es schmerzte ihn stets, in solchen Fällen zu sehen, daß es gewöhnlich die Mutter des Mädchens war, welche den Magistrat um Rath fragte, was

sie unter solchen Umständen zu thun habe. Einer dieser Berichte lautete: „Ein anständig gekleidetes Frauenzimmer, welches äußerst erregt schien, betrat den Gerichtshof, als die Verhandlungen eben zu Ende waren und beschuldigte ꝛc. ꝛc.“ Der kühne Hauptmann murmelte zu sich selbst: „Donnerwetter, diese Mutter Hazlewood! Das ist gerade das Spiel, welches sie in einem solchen Falle treiben würde. Das Weib würde sich die Augen aus dem Kopfe schreien, um einen fürchterlichen casus daraus zu machen.“ Der Bericht variirte manchmal ein wenig: „Eine Frau, welche ärmlich, aber rein gekleidet war, und welche, obgleich von ihren Gefühlen überwältigt, ihren Namen anzugeben verweigerte —.“ Dies konnte er mit freierem Athem lesen. Die Weigerung ihren Namen zu nennen, barg viele Hoffnung. Von dem Uebermaß der Gedanken mit seinen Augen schielend, wunderte er sich dann, „ob die alte Frau wohl Schicklichkeit genug besitze, ihrer Tochter Schande geheim zu halten.“ Aber die Weise, in welcher er die arme alte Amme augenblicklich nachher „eine Schindmähre und eine weinende Heuchlerin“ nannte, zeigte, daß er nicht viel Vertrauen in den Familienstolz der Hazlewoods setze. „Es ist Alles nur deshalb gethan, um Geld zu erpressen,“ war seine gewöhnliche Kritik in solchen Polizeifällen.

Wenn die Tage dennoch angenehm über die Köpfe der glücklichen Bewohner Camberwells hinwegtanzten, so konnte Niemand argwohnen, daß auch nur ein Busen einen Dorn

in sich habe. Die glückliche Mutter mochte vielleicht am Morgen träumend erwachen, daß Berthas Brautkleid entweder zu spät für die Hochzeit nach Haus gebracht worden sei, oder daß die Haken und Oesen nicht passen wollten; aber selbst ein Schweinebraten-Abendessen konnte sie nicht mit schrecklicheren Besorgnissen in ihrem Schlummer beunruhigen. Die beabsichtigte Braut träumte aber fast nie. Sie schlief gewöhnlich erst gegen drei Uhr Morgens ein, indem sie sich zu dieser Zeit ihres Prinzen, ihres Königs, ihres Halbgottes — des schlanken in seinem Hinterzimmer schnarchenden Mertons völlig müde gedacht hatte. Wenn sich irgend ein unbehagliches Bewußtsein in dieser bescheidenen Wohnung regte, so war es in der Brust des schuftigen Kriegers zu finden. Er mochte seine Bettdecken vielleicht in Unordnung treten und stöhnen, indem er seinen Kopf in das Kopfkissen steckte und ihn darin hin und her wand, um einen bequemen Platz zu finden. Aber selbst ihm erschienen weder des Nachts noch des Morgens Traumbilder. Er träumte gewöhnlich bei brennendem Lichte, seine Augen auf die Bettvorhangringe richtend, während er seine letzte Cigarre im Bette rauchte. Er malte sich mit schrecklichen Farben die Scene vor Augen, welche an dem Tage stattfinden müßte, wo Bertha entdecken würde, daß er sie hintergangen und seine Maitresse aus ihr gemacht habe. Der Angstschweiß machte seine Vorderlocken auf seiner Stirn

festkleben, wenn er sich das Trauerspiel im Geiste vorstellte, welches alsdann folgen möchte.

Er bildete sich ein, sie in einer Ecke des Zimmers sitzen zu sehen — eine pose plastique des bittersten Schmerzes — ihre Augen mit einem schrecklichen Blick auf einen einzigen Punkt fixrt, ein Blick, welcher durch die Mauer des Hauses und weiter und weiter auf die andere Seite der Straße der Häusermassen entlang drang. Er mochte sie anreden und sie wollte ihn nicht hören. Wenn er sie berührte, drehte sie sich um wie Jemand, der eben erwacht und sah ihn dann mit runzelndem Kinn und vor Angst bebenden Lippen während einen oder zwei Augenblicken fest an, als sei ihr sein Gesicht nie im Leben vor Augen gekommen. Er setzte sich zu ihr, mit Rath und That an Hand gehend, sie aufmunternd, ihre Prüfung mit Geistesstärke und Ergebung zu ertragen, aber, wie beredt er sie auch zu trösten suchte: „Es hat ja nichts zu sagen, Liebe, sei ein Weib, Holde 2c.," so empfing er dennoch keine Antwort. Er bildete sich ein, die dicken Thränen schwerfällig auf das kleine seidene Schürzchen fallen zu hören, welches sich so zierlich um ihre schlanke Taille schmiegte. Wenn er ausging und noch so spät des Nachts zurückkehrte, fand sein Geist sie nicht etwa im Bette, sondern stets in derselben Stellung. Das Dienstmädchen, welches ihm in das Zimmer folgte, erzählte ihm schluchzend, daß ihre Herrin keinen Bissen über die Lippen gebracht und

keine Lichter gewollt hätte, sondern ihren Kopf verborgen habe, als sie mit denselben in's Zimmer gekommen sei. Oder er stellte sich vor, eine jämmerliche Geschichte mit anhören zu müssen, wie eine Tasse Thee an ihre Lippen gebracht worden war, den sie selbst nicht einmal habe schmecken wollen, und nachdem einige Theelöffel voll desselben ihr aufgezwungen worden seien, so habe sie ihn nicht herunterschlucken wollen, sondern wieder ausgespieen und auf die Brust herabtröpfeln lassen. Dann hätte der Hauptmann mit einem Seufzer, welcher den Tabaksdampf in alle Ecken und Enden des Zimmers blies, ausrufen mögen: „Es würde mich wahnsinnig machen, wenn ich bleiben und sie nicht im Stich lassen wollte. Zum Henker! diese tragische Aufschneiderei würde mir nicht behagen, das kann ich ihr sagen.“

Die convulsivische Weise, in welcher er einen kleinen Schrank aufschloß und eine Bouteille Brandy daraus hervorholte; das eigenthümliche Zittern der Hand, als er das Reizmittel einschenkte, und die sorglose Art, in welcher er das starke Getränk die Gurgel hinunter stürzte, waren hinreichende Beweise, daß diese warnenden Trugbilder seinen Geist ganz schrecklich störten. Brandy bewies sich in solchen Fällen stets als helfender Freund. Sobald er die Wirkung desselben fühlte, kehrte sein Muth zurück und er schlief ein, sich einen Idioten und einen schwachen Narren nennend, daß er solch alberne Fantasiebilder in seinem Geiste auf-

kommen lasse, um aus einem so starken Manne, wie er sei, ein Kind zu machen.

Es war des Hauptmanns Wunsch gewesen, während seines Aufenthaltes in Camberwell den Blicken der Welt verborgen zu bleiben. In Allem, was er that, behielt er stets die Chancen einer gerichtlichen Handlung vor Augen, und traf alle Vorsichtsmaßregeln für den Fall, daß seiner Flucht mit Bertha ein gerichtliches Verfahren folgen würde. Der Hauptmann liebte das Geheimnißvolle. Er mochte glauben, daß er eine große Personage sei. Er bemerkte, daß er wegen Mangel an gehöriger Leibesübung täglich dicker und fetter wurde, blieb aber demungeachtet stets zu Hause. Wie mußte es ihn daher nicht ärgern, als er die Entdeckung machte, daß trotz aller seiner Vorsorgen gerade er die Person sei, von welcher man in der Nachbarschaft am meisten spreche und die man am meisten beobachte. Er war wüthend, daß, sobald er sich auf die Straße wagte, er jedesmal ein Gegenstand großen Interesses für alle Nachbarn war. Wenn er die Hausthür hinter sich zuschlug, stürzten die Dienstmädchen von Nr. 6, des nächsten Hauses entweder an die Fenster, oder wohl gar in das Wohnzimmer gleicher Erde, um das Fenster darin aufzuschieben und hinter ihm herzublicken. Beim Metzger gegenüber kam der junge Meister und seine junge Frau bis auf den Fußweg getrippelt und sahen höchst unverschämt hinter ihm her. Ladenmädchen verließen ihre Kunden, um einen Blick auf

ihn zu werfen, und die charmanten jungen Modistinnen in dem Laden gegenüber warfen in ihrer Eile, den „Hauptmann von Nr. 5“ zu sehen, beinahe die zum Verkauf ausgestellten Damenhüte um. Gar oft fühlte Crosier sein Gesicht vor Röthe erglühen, wenn er diese unschicklichen Leute sich zuwispern hörte: „Das ist er!“ und selbst wenn die Kritik eine ihm günstige war, und etwa so lautete: „Er ist wahrhaftig gar nicht übel,“ oder (wie in dem Putzmacherladen): „Das ist gerade die Art, die ich gern habe“ so glich dieses nicht im Geringsten den Unwillen aus, welchen die Offenkundigkeit seines Verhältnisses hervorgerufen hatte. Er fand bald die Ursache dieser verdrießlichen Ungebührlichkeiten aus. „Verwünscht diese Mutter Hazlewood!“ brummte er — „verwünscht diese schlaue Füchsin! Sie will mich zu einer Heirath zwingen, in der That? Sie denkt, daß wenn sie das Gerücht in der Nachbarschaft verbreite, daß ich ihrer Bertha den Hof mache, ich mich fürchten solle, mit ihr durchzugehen. Wir werden das sehen, altes Mädel. Es ist ein Kampf zwischen uns.“ Er fand sogar einigen Trost in diesen Unannehmlichkeiten, indem er sich selbst versicherte, daß er in Zukunft nicht mehr nöthig habe, der Mutter gegenüber Gefühle von Delikatesse an den Tag zu legen, denn es sei klar, daß sie seine Absichten kenne und nur auf seine Sittsamkeit und Furcht vor der öffentlichen Meinung speculire. Nun müssen wir aber sagen, daß der Lordmaire von London an

diesen Angriffen auf den gleicher Erde wohnenden Zimmerherrn nicht unschuldiger wie die unglückliche Frau Hazlewood war. Arme Seele, sie hätte beinahe zu Boden sinken mögen, als Frau Gosport (wo sie ihre Würste und Schinken für den Hauptmann kaufte) ihr eines Tages Glück zu der herrlichen Partie wünschte, welche ihre Tochter mache. Sie suchte es in Abrede zu stellen, allein ihre Sprache verrieth sie so sehr, daß ihre Antwort mehr wie die einfache Thatsache zuließ und die geschwätzige Ladenbesitzerin selbst zu folgern veranlaßte, daß der Tag bestimmt und der Hochzeitskuchen bereits bestellt sei.

Wenn der Hauptmann die Sache ruhig betrachtet hätte, so würde er gar bald entdeckt haben, warum die Nachbarn sich mit so wenig Ceremonie um seine Angelegenheiten kümmerten. Er hatte Bertha vier oder fünf Mal (nicht eher bis die neuen Kleider fertig waren) zu einem Spaziergang ausgeführt. Während sie sich an seinen Arm lehnte, bog er seinen Kopf hernieder, um unter ihren Hut blicken zu können. Er ging mit seinem Körper auf die Seite gewandt. Er sprach in raschem Wispern zu ihr, während ihre Augen auf den Fußweg gerichtet waren und von ihr nur dann und wann erhoben wurden, um in sein Gesicht zu blicken und zu lächeln, wenn er glücklich genug gewesen war, etwas ganz besonders Liebenswürdiges gesagt zu haben. Ein Jeder, welcher dieses Pärchen sah, schloß, daß es ein Liebespärchen sei. Es gereicht ferner einem Jeden zu großer

Ehre, daß man gleichzeitig den Schluß zog, daß sie sich verheirathen würden.

Wie reizend sah das Mädchen nicht in ihrem seidenen Kleide, in ihrer Sammt-Mantille und ihrem delikaten Hütchen aus! Der verliebte Officier fühlte sich schwindelig vor Entzücken, als ihr Arm mit dem leisesten Druck auf dem seinigen ruhte. Das mit jedem Schritt auf der Erde herrauschende Kleid griff seine Nerven mehr an, wie das Kratzen mit einem Griffel. Er beobachtete ihren kleinen Fuß, wie er unter der wehenden Garnirung ihres Kleides vorkam und verschwand, bis er sich zuletzt ganz schwindelig fühlte. Er nahm ihre kleine Hand — noch kleiner durch den engen Glacéehandschuh gemacht — und sagte, als er dieselbe in seine eigene große Tatze legte, die die ihrige so bequem wie eine Schüssel eine Cotelette hielt, unzählige scherzhafte Dinge. Er nannte ihr Händchen „eine häßliche kleine Pfote," „ein dummes, unnützes kleines Pätschchen," und wollte sie dann mit einem wunderbar zärtlichen Blick fragen: „Wann diese einfältige kleine Hand wohl die seinige werden würde?" Wie glücklich machten ihn diese Spaziergänge! Er beobachtete den Wiederschein von Bertha's Figur im Vorbeigehen in den Ladenfenstern. Er sah junge Herren sich aus ihren Cabs hervorbeugen und sich in ihren Sätteln umdrehen, um seine kleine Schönheit zu bewundern. Einige unverschämte Bengel wollten manchmal sogar vor diesem Pärchen hergehen und sich einen Schritt nach dem

andern nach dem beschämten Engel umsehen. Er hörte manche von ihnen ausrufen: „Beim Jupiter! welch ein schönes Kind!“ Und obgleich die dieserhalb erweckte Wuth des Hauptmanns so groß war, daß seine Fäuste sich wie Igel zusammenzogen, so war er innerlich dennoch höchst entzückt, daß die Welt seine Wahl in so unzweideutiger Weise ihm beneidete. Eines Tages trug es sich zu, daß Charley Sutton an dem Pärchen vorbeiging, als sie einen Spaziergang in Regentstreet machten. Crosier reichte ihm seine Hand und sagte schmachtenden Tones: „Wie geht's, Lieber?“ eine Erkennung, welche Sutton mit dem Einkneipen seines Augenglases beantwortete, indem er Bertha so scharf wie möglich anstierte. Er erkannte das kleine Dienstmädchen nicht. In einem Brief, welchen er Crosier einige Tage später sandte, fragte er ihn geradezu „wo zum Teufel er dieses kleine Vollblut aufgeschnappt habe, mit welchem er die Straße herabgetrabt sei?“, in seiner eigenthümlichen Redensart hinzufügend, daß sie, „eine wahre Zauberin, wahrhaft auserlesen und anmuthig, und, in der That, er möchte sagen, die feinste Sorte Ingwer sei.“ Der Hauptmann lächelte, als er diese Zeilen las. Er fühlte sich fast gerächt. „Ah, die lachten über mich, die Narren!“ schrie er; „sie wagten sich über mein Urtheil, meinen Geschmack lustig zu machen, die dummen Esel! Wartet nur ein wenig und ihr sollt sie in der großen Oper in einem ausgeschnittenen Kleide, mit einem Blumenkranz um ihren

Kopf und einem Diamantenarmband sehen. Die Dummköpfe!"

Der Hauptmann sprach, wenn er mit Bertha allein war, von nichts anderem als ihrer baldigen Hochzeit. Er wollte sie in dem heitersten Tone der Unterhaltung bitten, nicht am Altar zu weinen, und bat sie, das schreckliche „Ja" mit kühner, fröhlicher Stimme auszusprechen. Er veranlaßte sie selbst, ihm ihr Benehmen vor dem Geistlichen zu repetiren, indem er in einer komisch rauhen Stimme die Frage stellte: „Wollen Sie, Bertha Hazlewood, diesen abscheulich vernarrten Unglückseligen zum Gatten haben, und? 2c. 2c." und bestand dann darauf, daß sie erwiedern sollte: „Ja, wenn's beliebt," oder „ich sollte wohl so denken," oder irgend sonst eine Albernheit, welche die angebliche Braut zittern und erröthen machte. Wenn aber die unglückselige Frau Hazlewood sich vielleicht mütterliche Anspielungen auf das nahe bevorstehende Ereigniß erlaubte, so ward ihr Witz gar bald von des Schwiegersohnes eisigen Antworten im Zaume gehalten. Wenn sie, das Zimmer verlassend, etwa zu verstehen gab, daß die Liebenden wohl vorziehen würden, allein zu sein, und pfiffigerweise mit ihrem Kopfe nickte, oder einen verschlagenen Blick warf, so pflegte der Hauptmann gelassen zu antworten, daß er keine Ursache sehe, weshalb „Frau Hazlewood ihn ihrer äußerst angenehmen Gesellschaft berauben sollte." Einmal hatte die Mama Bertha mit dem Lesen der Heirathsanzeigen in der

„Times" erwischt und das Mädchen scherzhaft über die Freude geneckt, welche Jemand empfinden würde, wenn eine gewisse Ankündigung in der Zeitung erschiene. Der Hauptmann warf ihr einen solchen hochmüthigen Blick zu, daß die arme Frau, welche gerade den Thee einschenkte, in ihrer Herzensangst die ganze wohlriechende Abkochung in den Spülnapf goß, indem sie diesen für eine Tasse ansah. An diesem Abende sagte er Bertha, daß er ihrer Mutter Späße „äußerst unschicklich und gemein" finde. Nicht etwa, daß er wirklich ungehalten über dieselben war, sondern er war entschlossen, in keiner Weise irgend Jemandem, welcher als Zeuge vorgebracht werden könnte, zu gestehen, daß er in Wort oder Geberde irgend ein Heirathsversprechen gegeben habe.

Es schnitt Bertha in's Herz, ihren König auf solche unedele, um nicht zu sagen grobe Weise, von ihrer armen Mutter sprechen zu hören. Er erinnerte das Mädchen beständig daran, ja der Mama niemals die Gespräche ihrer vertrauten Unterhaltungen wieder zu erzählen. „Es ist ihre Schuld nicht, armes Geschöpf, aber ihre Unwissenheit und Dummheit sind sehr beleidigend für mich," pflegte er als seinen Grund für dieses Geheimhalten anzugeben, während die Tochter ihn mit Verwunderung anblickte und ihren Ohren fast nicht zu trauen wagte. Nach und nach besänftigte er dann das beleidigte Kind wieder damit, daß er ihr seine Absicht mittheilte, ihrer Mutter sechszig Pfund

Sterling jährlich geben zu wollen und ein behagliches Landhäuschen. Da der Hauptmann sah, daß seinen Plänen auf Bertha kein großer Widerstand geboten war, so wurde er kühner in seinem Benehmen gegen die Mutter. Er gab seinem Engel mehrmals zu verstehen, daß es hohe Zeit sei, nunmehr jeden Theil an der Führung des Haushaltes aufzugeben. Er sagte ihr, daß die Hitze des Küchenfeuers ihrem Teint sehr schädlich sei und bat sie, das Kochamt der alten Dame zu überlassen. Er examinirte von Zeit zu Zeit ihre Hände, und sagte dabei, daß er nicht erlauben werde, sie mit Hausmädchens-Arbeit befleckt zu sehen. Ja er las dem Dämchen sogar die Leviten über ihren Mangel an „gehöriger Würde", indem sie ihrer Mutter in allen häuslichen Arbeiten beistehe. „Sie müssen bedenken, Theuerste," sagte er, sie schmälend, „daß Sie in Kürze meinen Namen tragen werden, und diese Hand" (sie ganz nahe betrachtend) „soll mir von jeder gemeinen Arbeit unbeschmutzt zukommen. Wenn Ihre Mutter einigermaßen Sinn oder Zartgefühl hätte, so würde sie dergleichen Dinge begreifen, ohne mich zu zwingen von Sachen zu sprechen, welche natürlicherweise einen schmerzlichen Gegenstand der Unterhaltung bilden. Bitte, sagen Sie dies gefälligst Frau Hazlewood und benachrichtigen Sie dieselbe von meinen Wünschen." Wenn er etwa sich einbildete, daß Bertha grausam genug sein könne, dies zu thun, so irrte er sich sehr. Sie würde vorgezogen haben „ihren König" eher

abzusetzen, denn ihre zärtlich geliebte, gute Mutter zu verlassen. Nachdem sie solche herzlose Worte gehörte hatte, wunderte sie sich, „wie es komme, daß Merton's Benehmen sich in letzter Zeit so verändert habe,“ und was ihre Mutter nur gethan haben könnte; aber sie wiederholte der alten Amme niemals ihres Zimmerherrn Bescheid, aus Furcht, ihr Kummer zu bereiten.

Verzweiflung hatte die Wirkung, des Hauptmanns Geist zu erhellen, indem sie seinem bleiernen Verstand eine silberne Politur verlieh. Er warf sich der Länge nach auf das Sopha und erfand neue Schlingen für das unbeschützte Mädchen. Im gegenwärtigen Falle beschloß er, Briefe in verstellter Handschrift an sich selbst zu schreiben, welche er — ihr sagend, daß sie von seiner Familie kämen — ihr vorlesen wollte, um zu beweisen, daß seine Eltern ihres Sohnes Union mit einer so niedrig geborenen Person heftig entgegen seien, und daß die einzige Chance, jemals mit ihr vereint zu werden, nur durch eine geheime Heirath geschehen könne.

Eine jede dieser Epistel kostete ihm viele Stunden, ehe sie ganz zu seiner Befriedigung ausgefallen war. Die dicken herablaufenden Striche seiner gewöhnlichen Kalligraphie verwandelten sich in dünne in der nachgemachten Schrift, t und l waren in Größe vermindert, und jeder andere Buchstabe des Alphabetes künstlich verändert. Am Tage, wo der erste dieser betrügerischen Briefe per Post

ankam, that Crosier sein Möglichstes, um Bertha in die Falle zu bringen. Er begann damit, die Schelle zu ziehen, und als sie in das Zimmer trat, fand sie ihn seufzend und seine Stirn mit guten, derben Schlägen schlagend. Gefragt, ob er unwohl sei, rollte er seine Augen und erwiederte: „Ja, unwohl in der That — krank am Herzen!“ Bertha blickte ihn aus Blödigkeit nur mit ihren großen, jetzt aber von Sympathie noch größer gewordenen Augen an, anstatt weitere Fragen zu stellen. Da dieses Schweigen nicht im Interesse des Hauptmannes lag, so murmelte er vor sich hin: „Warum schicken sie mir diesen Brief — diesen grausamen Brief!“ In Erwiderung hierauf war Bertha alsdann zu fragen genöthigt: „Welchen Brief?“ Die Frage erhellte das Geheimniß nicht viel, denn Crosier entgegnete: „Dieser grausame Brief, welcher mich bis zur Seele gekränkt hat!“ Dann, fürchtend, daß sie das Zimmer verlassen, und so die ganze Geschichte verderben möchte, zog er das Mädchen dicht zu sich heran, und, schwörend, daß Niemand in der Welt sie je trennen solle, so lange er Gesundheit und Stärke zum Widerstande besitze, sagte er ihr mit bewegter Stimme, daß er einem theuren Freunde geschrieben und ihn gebeten habe, seine Eltern über den Gegenstand seiner Heirath mit einer in Vermögen sowohl wie in Geburt und Rang unter ihnen stehenden Person zu sondiren. „Ich sagte ihm, Geliebte meines Herzens,“ fügte der Hauptmann hinzu, indem er das Mädchen mit einem

süßen, kranken Ausdruck des Auges anblickte, „daß Sie ein Engel auf Erden seien; daß Ihr schönes Gesichtchen ein größerer Schatz denn weltliche Güter seien; und ich füge hinzu, daß die adeligst Geborene nicht tugendhafter, wie meine Bertha sein könne;“ (und, dachte er bei sich selbst, „das ist sicherlich leider nur zu wahr“). Er schlug sich auf's Neue wieder vor die Stirn und seine Augäpfel rollten, als wenn er hinter sich blicken wolle und bereiteten auf diese Weise das Mädchen, das am ganzen Körper zitterte, auf die schrecklichste Nachricht vor. Als er gewisse Stellen dieses fürchterlichen Briefes laut vorlas, schien jedes Wort ihr in die Seele zu schneiden. Der Verschmitzte that anscheinend, als wenn er während dem Aufsuchen einer besonderen Stelle Irrthümer mache, und brachte auf diese Weise einige, dem Mädchen höchst schmeichelhafte Passagen in die Rede, welche, da sie den Anschein hatten, das Geständniß einer geheimen Correspondenz zu sein, nicht verfehlten, ihr Herz mit außerordentlicher Liebe und Dankbarkeit zu erfüllen.

Er stand am Fenster, während sie, vor Angst zitternd, an der Thüre stand, und begann zu lesen: „Du sprichst in der That in glühenden Worten,“ murmelte der Haupt= „von dem reizenden Wesen, welches Dich mit einer solchen ehrenwerthen Liebe inspirirt hat — Nein, das ist die Stelle nicht,“ sagte er dann, indem er die Seite umschlug; „ah, hier ist es: Du beschreibst sie als die schönste und

vollkommenste ihres Geschlechts, und Deine männlichen Ansichten in Beziehung auf Heirath — Nein, das ist es auch nicht; ah, hier ist es: Deine Mutter war, als ich ihr von diesem Gegenstande sprach, ganz ungemein ungehalten, und erklärte, daß, wenn einer ihrer Söhne es je wagen sollte, eine Küchenmagd in die Familie zu bringen, er dies auf seine eigene Gefahr thun müsse. In einer Dachstube verhungernd, werde er Ursache haben, zu bereuen, die Liebe in den Armen eines Dienstmädchens gesucht zu haben, welche ihm eine Mutter in Zukunft verweigere." Der Hauptmann wagte den Kopf nicht umzudrehen, um die Wirkung zu beobachten, welche dieser Brief verursacht habe; er fingirte einen Anfall von Wuth und warf das Schreiben in das Feuer und wartete dann einige Zeit, um Bertha entweder in Ohnmacht fallen, oder in Thränen ausbrechen zu sehen. Da sie aber schweigsam blieb, so war er genöthigt, sich nach ihr umzudrehen. Ihr Gesicht war carmoisinroth vor Entrüstung, dennoch schien sie gefaßt und sicherer Haltung.

„Ihre Mutter hat Recht," sagte sie, als er sie forschend anblickte, „ich bin für meinen Dünkel bestraft worden." Er versuchte sie zu verhindern, das Zimmer zu verlassen, allein obgleich er zwei Stühle umwarf, so hatte sie sich schon entfernt, ehe er nur ihren Arm fassen konnte.

Das Mädchen begab sich in eins der oberen Zimmer um zu weinen, und er sank in seinen Armstuhl, um über

den Auftritt nachzudenken. Er mußte sich gestehen, daß der Versuch mißlungen war. Die Ausdrücke waren zu stark. Er stieß das Schüreisen vor Aerger in dem Feuer umher, so daß sie jetzt aus Furcht sicher nicht in seine Nähe gekommen wäre. Das einzige Gute bei der Sache war, daß er den Brief verbrannt hatte. Derselbe konnte keine Geschichten hervorrufen, oder etwa als Zeuge gegen ihn dienen. „Verbrenne stets deine Briefe," murmelte der Hauptmann.

Er begann einen andern Brief. Es war diesmal ein sanfterer Styl. Am zweiten Tag empfing er ihn in Camberwell, und da Crosier Bertha während der ganzen Zeit nicht gesehen hatte, so schickte er zu ihr und bat sie um eine Unterredung. Sie kam, aber so blassen Gesichtes und so traurigen Anblickes, daß er wirklich entsetzt und schmerzlich berührt war. Ihre Augen waren roth vom Weinen, und in der übereilten Weise, in welcher sie ihre Haare hinter die Ohren gesteckt hatte, sah er, daß sie an nichts anderes als an ihr Trübsal gedacht habe. Reizmittel liebend, bestand er darauf, daß sie sich augenblicklich mit Xereswein stärken solle, und, obgleich das an ihre Lippen erhobene Glas auch an ihre Zähne anschlug, so bat er sie dennoch, den Inhalt desselben herunter zu schlucken, sollte er sie selbst auch ersticken machen. Aber was ihr wohler that, denn sein Wein, war seine frohe Miene. „Wir werden von jetzt an keine dieser unverschämten Briefe mehr empfangen,

liebe Bertha," sagte er, an ihrer Seite knieend, und, da er dieselben selbst schrieb, so war er in den Stand gesetzt, sein Versprechen zu halten. „Ich garantire Ihnen, daß sie nunmehr alle höflich sein werden. Meine kleine Königin soll für nichts und wieder nichts zu weinen aufhören. Jede Thräne soll mit einer Schauer gerächt werden." Als sie zu lächeln versuchte, fuhr er fort: „Erheitern Sie sich, meine schöne Maikönigin! lachen Sie wieder, holde Blume! dieses Mal habe ich gute Kunde!" Und seine Fälschung vorzeigend, öffnete er sie. „Lesen Sie dies, Theuere, mit Ihren eigenen, schönen Augen. Sehen Sie, was mir Alfred schreibt: Wenn, wie Du sagst, Du nicht ohne Deine geliebte Bertha leben kannst, so rathe ich Dir, Dich im Geheim mit ihr zu verheirathen. Deine Mutter hat ihre Meinung bereits bedeutend geändert. Sie liebt Dich zärtlich, und würde Dir bald jene Handlung verzeihen. Haben Sie das gehört, Theuerste? Ja, ja! das ist es, was wir thun wollen. Ich will die nöthige Vollmacht kaufen und wollen wir uns dann sogleich verheirathen. Wenn sie meines süßen Weibchens holdes Gesichtchen sehen, so bin ich sicher und gewiß, daß sie mir verzeihen werden, Sie zu lieben, denn alle werden Ihnen, nicht minder wie ich selbst, von ganzem Herzen zugethan sein." Aber Bertha schüttelte den Kopf. Sie begann auf's Neue zu schluchzen, und, obgleich er ihre auf die Wangen tröpfelnden Thränen trocknete, so vermochte er doch nicht, sie vollständig zn trösten.

Während die Dinge so standen, brachte die Post einen wirklichen Brief für Hauptmann Merton Crosier, als er gerade einen anderen seiner fingirten erwartete. Er hatte beschlossen, die Angelegenheit durch eine oder zwei Zeilen seiner Mutter zu beschleunigen, in welchen sie halb und halb ihre Einwilligung zur Heirath gab, und hatte den Tag zuvor sein Möglichstes gethan, die Handschrift der Dame gut nachzuahmen. Aengstlich blickte er aus dem Fenster um den Zehn=Uhr=Postboten kommen zu sehen, als er zu seinem größten Erstaunen Herrn Edward Cutler, seinen Bedienten, in größter Eile auf Nr. 5 zulaufen sah. „Nun, wie zum Teufel hat dieser Kerl meinen Schlupfwinkel entdeckt?" dachte der Hauptmann, seinen Kopf duckend. Raschen Schrittes näherte sich der Diener. Sein Herr sah ihn durch den Drahtfensterschirm ohne Zaudern die Treppe vor der Hausthüre heraufrennen und hörte ihn so rasch und laut den Thürhammer anschlagen, als wenn eine Dampfkanone zur Schau aufgestellt gewesen wäre. „Dieser Kerl ist morgen zum Teufel gejagt!" schwur der Gebieter, vom Zorne überwältigt.

All' seine Wuth, all' seine Gedanken in Beziehung auf seine geheim gehaltene Wohnung, all' seine Racheschwüre waren vergessen, als Herr Cutler in sein Zimmer trat und ihm zwei Briefe einhändigte; einer mit „pressant" auf der Außenseite, und der andere mit einem tiefen schwarzen Rand um den Umschlag. Nachdem er den ersten geöffnet

hatte, war es kaum nöthig, das Siegel des zweiten zu erbrechen — der schwarze Rand sagte ihm Alles. In dem einen bat man ihn, wenn er seine Mutter noch einmal lebend sehen wollte, augenblicklich nach Swanborough zu kommen. In dem andern schrieb ihm sein Vater mit beißender Kälte, daß die Mutter, nach ihrem abwesenden Sohne fragend, verschieden sei. Kaum hatte er sich von der schrecklichen Ueberraschung dieser Neuigkeit erholt, als der Postbote ihm den Brief einhändigte, in welchem er seiner todten Mutter Handschrift nachgemacht hatte. Ohne ihn nur zu öffnen, warf er die Epistel zum größten Erstaunen des Herrn Cutler in das Feuer.

„Wie lange haben diese Briefe in meiner Wohnung gelegen?“ fragte Crosier in einem traurigen Tone, als wenn ihn seine Männlichkeit ganz und gar verlassen hätte.

„Vier Tage, Herr Hauptmann,“ erwiederte der Mann, erschrocken über die Todtenbläße des Fragenden. „Ich suchte Sie überall — im Haymarket und in den Clubs, denn ich kannte Herrn Nathaniel's Handschrift; aber Niemand hatte etwas von Ihnen gesehen noch gehört. Zuletzt dachte Miß Tommy, daß Sie hier seien, und —“

„Geh' nach Haus und packe meine Koffer. Ich muß London auf der Stelle verlassen.“

In der Hausflur stehend, hatte Frau Hazlewood diese Unterhaltung mit angehört. Sie eilte fort um Bertha zu

sagen, daß dem Hauptmann etwas schreckliches passirt sei. Kurze Zeit nachher, als die Schelle gezogen wurde, betraten beide Frauen sein Wohnzimmer, als wenn sie nicht wagten, allein zu sein. Er hatte bitterlich geweint, und obgleich er auch sein Gesicht in Wasser gebadet hatte, um alle Spuren seines Schmerzes verschwinden zu machen, so waren seine Augen dennoch geschwollen und entzündet. Mit dem Kummer ihres theuren Freundes sympathisirend, fingen die Frauen ebenfalls an, Thränen zu vergießen. Er erzählte ihnen, so gut wie er sprechen konnte, die schreckliche Kunde, welche er empfangen habe. Seine Stimme hatte sich eigenthümlich verändert, und war auch rauh und kurzathmig geworden. Die Frauen waren fürchterlich erschreckt, als ob sie wähnten, daß die traurige Erzählung noch nicht halb zu Ende sei.

Die Mutter, ihre Augen mit ihrer Schürze trocknend, war ausgeschickt um ein Cab zu holen. Die Tochter, mit Crosier allein gelassen, näherte sich ihm, und ihre Hand auf seinen Arm legend, sagte sie im Tone des bittersten Schmerzes zu ihm: „Ich bin es, welche Ihrer Mutter Tod verursacht hat! Diese Heirath brach ihr Herz! Gott vergebe mir! Ich wünschte an ihrer Statt gestorben zu sein!“

War es der Gram über seinen Verlust, welcher jedes andere Gefühl in seinem Herzen erstickte, oder besaß er nicht Muth genug, in die Einzelnheiten seiner begangenen Betrügerei einzugehen; genug, er hatte die Grau-

samkeit, das Haus zu verlassen, ohne nur einen Versuch zu machen, das arme Mädchen zu enttäuschen. Sie betrachtete sein Schweigen als eine stille Anerkennung, daß ihre Selbstbeschuldigung gerecht sei. Tag und Nacht grämte sie sich und trauerte über das Leben, welches sie sich einbildete zerstört zu haben. Sie begann sich selbst zu hassen und ihr hübsches Gesichtchen, welches dieses Unheil verursacht hatte, zu verwünschen. Ihre arme Mutter vermißte sie oft und suchte sie in allen Zimmern im Hause auf, laut nach Bertha rufend und fand sie zuletzt in irgend einer Ecke zusammen gekauert, ihren Kopf auf die Kniee gestützt, mit offenen, verweinten Augen von dem Verluste träumend, welchen sie über ihren theuren Merton gebracht. Manchmal wachte die Mutter des Nachts auf und entdeckte, daß das Mädchen das Bett verlassen hatte. Aber sie wußte, wo sie zu finden war, Bertha hatte sich die Treppe herabgeschlichen, um sich auf das Bett zu werfen, in welchem er geschlafen hatte, und betete daselbst, daß er ihr das Elend vergeben möge, welches sie ihm verursacht habe. Das Haus Nr. 5 wurde nun eine solche jammervolle Wohnung, daß Miethsleute weder im ersten, zweiten, oder in dem Stock zu ebener Erde nur einen Tag hätten bleiben wollen, einzig und allein aus dem Grunde, weil Hauptmann Crosier nicht Muth genug hatte, einige beschwichtigende Worte Wahrheit zu sprechen.

Durch den Tod seiner Mutter wurde Crosier ein Mann

von unabhängigem Vermögen. Der verstorbenen Dame Leibgedinge von 400 Pfund Sterling jährlich kam ihm und seiner Schwester Helena zu, aber kraft ihres Testamentes erbte er beinahe die Summe von 5000 Pfund Sterling, Gelder, welche ihre Verwandten ihr zu verschiedenen Zeiten vermacht hatten. Der Schmerz des Sohnes nahm an Heftigkeit zu, als er entdeckte, zu welchem „Betrage" seine gestorbene Mutter ihn geliebt habe. Er sprach in rührender Weise von dem Verlust, welchen er erlitten hätte, und selbst, wenn er im Geiste nachrechnete, auf wie hoch sich die Totalsumme seiner Schulden belaufen möge, schien sein Kummer unbezwingbar zu sein. Die arglose Helena vergaß zu weinen, wenn Bruder Merton zu stöhnen und zu schluchzen anfing. Sie tröstete ihn mit schönen, sanften Worten über das Elend dieses Lebens und die Seligkeiten jenseits des Grabes, und that ihr Möglichstes, die bitteren Trauerklagen des Bruders zum Schweigen zu bringen. Aber die liebende Güte des specialen Vermächtnisses hatte ihn so gerührt, daß sein Geist jeden Trost verweigerte. Nathaniel Crosier, Banquier, suchte seinen herzgebrochenen Sohn ebenfalls mit tröstenden Worten zu bereden, allein umsonst; er trank deshalb seinen Portwein nach Tisch in Einsamkeit und kümmerte sich nicht weiter darum, wo Merton hingegangen war. Dennoch war aber Nathaniel Crosier derjenige, welcher den Schlag am tiefsten fühlte. Der alte Mann sprach wenig, allein der Verlust

seiner Frau verursachte ihm bitteren Gram. Er wurde von Tag zu Tag mürrischer und verschlossener, während Merton nach und nach seine Gesundheit und frohe Laune wieder erlangte, und ehe nur ein Monat verstrichen, bereits wieder in den Stand gesetzt war, verschiedene Briefe nach London zu schreiben, von denen einer Herrn Dancer in Holborn äußerst vergnügt machte, während ein anderer der von Gewissensbisse gequälten Bertha wohler that, als wenn fünfzig Aerzte eine Berathung über ihren Krankheitszustand angestellt hätten. Es war nur ein kurzes, rasch gekritzeltes Briefchen, aber es enthielt ein wunderbares Recept in diesen Worten: „Ich finde, daß meine arme Mutter unserer Heirath am Ende doch nicht so sehr entgegen war, wie wir uns einbildeten. Ihr Tod war durch den Bruch einer Blutader verursacht. Ich sende Ihnen einliegend einen Wechsel. Sie litt nur zwei Tage. Haben Sie doch die Güte, darauf zu sehen, daß mein Zimmer in Ordnung ist, indem ich ganz in Kürze wieder bei Ihnen sein werde. Ich weiß jetzt, leider! wie schwer der Verlust einer theuren Mutter ist. Was kann die Liebe einer Mutter ersetzen? Schicken Sie mir Ihre Antwort durch Cutler, welcher Ihnen diesen Brief bringt."

Es schien, als ob die beste Antwort, welche der Hauptmann auf die Frage: „Was kann die Liebe einer Mutter ersetzen?" zu geben wüßte, die war, sich in Jemand anderes zu verlieben. Nach einem Monat Abwesenheit kehrte

er nach London zurück und fuhr direct nach Camberwell. Seine Zeit verstrich hier, indem er die feierlichen Tröstungen der Frau Hazlewood so geduldig wie möglich mit anhörte, und die niedergeschlagene Bertha zu bereden suchte, daß sie in keiner Weise an dem Tode seiner Mutter Schuld sei. Er war hoch erfreut zu finden, daß Kummer einen besänftigenden Einfluß auf des Mädchens Herz gehabt habe. Aus Respect für das Andenken an seine Mutter hielt er es für angemessen, nicht eher mit seiner Liebe zu beginnen, als bis die Säume seines schwarzen Anzuges etwas abgetragen seien. Er brachte seine Stimme selbst in Harmonie mit seiner düstern Kleidung, indem er einen trauernden Ton annahm, welcher alle Hörer überzeugte, daß Gram an seinem Herzen nage. Erst als drei Monate vergangen waren, erlaubte er seinen Lippen Liebesphrasen zu äußern. Aber selbst dann sprach er stets in traurigen Accenten, indem er seine liebenden Bitten in einer melodiösen Cadenz kummervollen Leidens flüsterte, welches kein sanftherziges Mädchen durch grausame Verweigerungen zu erhöhen oder zu verschlimmern wünschen konnte. Er war entzückt über seinen Erfolg und glaubte, daß wenn er noch sechs Monate verfließen lasse, ehe er das Mädchen ernstlich dazu berede, mit ihm durchzugehen, man alsdann keine Unziemlichkeit in dieser Handlung finden könne.

Sechs Monate sind eine lange Zeit. Aus Furcht, daß das Mädchen etwa zaghaft werden und ihre Einwilligung

zurückziehen könnte, suchte er ihre Zuneigung durch verschiedene kleine Acte besonderer Güte und Großmuth zu gewinnen. Er ließ sein Testament in Ordnung bringen und las es dann Bertha vor. Er vermachte ihr Alles, was er besaß und ernannte sie zu seiner einzigen Testamentsvollstreckerin und Erbin. Er unterzeichnete die Urkunde in ihrer Gegenwart und ließ die Ueberschrift gehörig beglaubigen von einem Policeman, welcher einen Schilling für seine Mühe berechnete, und die alte Amme vergoß Thränen der Dankbarkeit. Diesem Acte war keine große Wichtigkeit beizulegen, denn ein Testament ist, wie er sehr wohl wußte, in weniger Zeit vernichtet denn aufgestellt. Demungeachtet machte er aber viel Wesens wegen dieser Ceremonie und versicherte Bertha — welche, von der kindischen Idee beseelt, daß Leute nur kurz vor ihrem Tode ihre Testamente machen, sich einbildete, ihr Merton wolle das Leben verlassen — daß, da sie einer Mutter Liebe ersetze, ihr ebenfalls auch einer Mutter Erbtheil gebühre. Er sprach viel zu viel von seiner Mutter, um ehrbaren, zartfühlenden Leuten zu gefallen. Aber Bertha und ihre Mutter waren Beide unter dem Einfluß einer sentimentalen Anwandlung und betrachteten diese steten Anspielungen auf seine Mutter als ein schönes Beispiel kindlicher Liebe und außerordentlicher Anhänglichkeit. Wir kennen aber den Hauptmann besser wie diese arglosen Geschöpfe ihn kannten.

Indem er sie mit Präsenten beschenkte, welche ihre künftige Stellung im Leben erheischte, suchte er dem Mädchen nunmehr beständig einzureden, daß es jetzt zu spät sei, die Heirath rückgängig zu machen. Er sprach mit ihr wegen der Verlobungskarten und dem zu bestellenden Hochzeitskuchen, obgleich, da ihre Heirath eine geheime war, er im Ernste weder an das eine noch andere dachte. Sein Zweck war nur beständig von ihrer Heirath zu sprechen, um ihr keine Zeit zu Bedenken oder Reue zn lassen. Er hatte bereits mit ihr darüber gesprochen, auf welche Weise sie das Haus verlassen wollten. Er wollte ihre Garderobe in seinen Koffern nach Harley-street senden. Die Modewaarenhändler, bei welchen bedeutende Einkäufe gemacht worden waren, hatten Befehl erhalten, ihre dicken Pakete nach derselben Adresse zu schicken. Die Mutter würde nichts argwöhnen, so lange sie keine Vorbereitungen zur Hochzeit sähe. Er wollte das Haus einen Tag zuvor wegen des einen oder andern äußerst wichtigen Geschäftes verlassen und sie sollte am nächsten Morgen mit ihm zusammentreffen. Dann zur Registratur, und alsdann nach dem Norden, um die Flitterwochen daselbst hinzubringen. „Aber," fügte der Hauptmann hinzu, „wir wollen das Herz der armen Mama nicht brechen, indem wir sie in Ungewißheit lassen; Sie müssen ihr eins Ihrer süßesten Briefchen schreiben, in welchem Sie ihr sagen, daß Sie ganz wohl und glücklich sind und dergleichen mehr, und sie bitten, die Geschichte geheim

zu halten.“ Wie gütig und bedächtig war er nicht; er dachte an Alle, nur nicht an sich selbst, der liebe Mann.

Wir betrachten es als die Pflicht eines jungen Mannes, selbst wenn er den Verlust seiner Mutter nicht besonders tief fühlt, zum wenigsten einen gewissen Schein von Trauer und Schmerz für die Todte anzunehmen. Der Hauptmann hatte sechs Monate für die Zeitperiode festgesetzt, welche sein Kummer dauern würde. Alsdann rechnete er, würden alle seine Thränen vergossen sein. Aber ehe nur die Hälfte dieser Zeit verstrichen, waren seine Augen trocken. Er konnte sich nur schwer überreden, daß er nicht seit Jahren mutterlos sei. Er konnte nicht begreifen, wie es komme, daß der Flor um seinen Hut sich so gut trage und so lange steif und schwarz bleibe. Jeden Tag nahm er den Kalender zur Hand, um zu sehen, wie lange er nun noch warten müsse, bis Bertha sich seiner liebenden Obhut überliefern werde. Er war ebenso ungeduldig für diesen großen Feiertag, wie ein indianischer Junge, welcher sein ganzes Leben lang in der Schule zugebracht hatte. Er brachte Alles in Bereitschaft. Er hatte die Geduld, eine volle Stunde lang in einem Cab vor dem Hause eines Modemagazines zu warten, während sie im Innern desselben war, und das „trousseau“ auswählte. Bei einer andern Gelegenheit — der Abend war sehr dunkel und regnichten Anscheines, so daß sich nur wenig Leute in den Straßen befanden — führte er Bertha in einen der vorzüglichsten

Juwelierladen in Regent-street, um die Trauringe zu kaufen. Er hatte dem Mädchen den Zweck ihres Spazierganges erst dann mitgetheilt, als sie dicht vor dem Laden standen. Alsdann suchte er, in einer heiseren Stimme, über den Gegenstand des „Ringes, welcher sie für's Leben verbinden solle," poetisch zärtlich zu werden. Sentimentale Reden waren aber seine schwache Seite und jedes andere Mädchen wie Bertha, würde ihm in's Gesicht gelacht haben, als er hervorstotterte: „Da dieser Ring, meine Süßeste, gewissermaßen unsere Liebe versinnlicht, so wünsche ich, daß Sie einen guten, soliden, starken wählen; und ferner, meine Zierde, wenn ich Ihnen denselben einmal an den Finger gesteckt habe, so müssen Sie ihn unter keinem Vorwande wieder abnehmen, behalten sie ihn selbst beim Waschen Ihrer Hände am Finger. Verstehen Sie mich, mein theuerster Engel?" Bertha hörte all' diesem Geschwätze mit einer so feierlichen Miene zu, als wenn es von der Kanzel herab gepredigt worden wäre. Sie wurde sogar etwas gerührt.

Vor dem Juwelenladen angekommen, fühlte sich der Hauptmann äußerst zaghaft und unbehaglich. Er war beinahe im Begriff, Bertha zu ersuchen, allein in den Laden zu gehen und das Gewünschte ohne ihn zu wählen. Ein Mann, dachte er, erscheint als ein Narr beim Trauringekaufen, und ein Jeder grinst und stiert ihn an. Er stürzte sich dennoch herein, indem er „seine Süßeste" in einer Weise hinter sich her riß, welche manche Leute hätte glauben

lassen können, daß dieser Goldschmidt und Juwelier neben dem Verkauf von kostbaren Schmucksachen zugleich Geld auf gewisse Sicherheiten vorstrecke. Als das ängstliche Pärchen vor dem Ladentische stand, hatten sie eine andere höchst unangenehme Probe zu bestehen. Der Hauptmann suchte eine Miene anzunehmen, als wenn er nur wegen des Spaßes der Sache mit hereingekommen sei und erwartete, daß Bertha auf des Mannes Frage: „Mit was kann ich Ihnen dienen?“ die passende Antwort geben solle, während sie von ihrer Blödigkeit vollständig überwältigt, ihrem kühnen Geliebten überließ, die nöthigen Befehle zu ertheilen. Der Hauptmann runzelte die Stirn und erröthete, tändelte mit seinem Augenglase und biß seinen Schnurrbart, bis er endlich genöthigt war, die Worte „Ringe — Trauringe“ auszustoßen. Dies ward ganz leise gesagt, als wenn er ein Geheimniß offenbare.

Unglücklicherweise war das Gefäß, in welchem sich diese goldenen Ringe, geschmückt mit weißen Atlasschleifen und anderen keuschen Verzierungen befanden, in dem Fensterladen ausgestellt. Einige schmutzige kleine Jungen vergeudeten ihre Zeit, indem sie sich in gemeiner Sprache einander mittheilten, welchen Becher sie als Geschenk vorziehen würden, als der Teller mit den Trauringen unter ihren Nasen, die sie wie Herzkirschen platt an das Fenster gedrückt hatten, empor gehoben wurde. Diese schmutzigen Kinder sahen ebenfalls einen Herrn und eine Dame inner-

halb des Ladens, und erriethen augenblicklich, weßhalb sie gekommen seien. Ihr Gelächter und ihre rohen Bemerkungen zogen verschiedene andere Personen an das Fenster, und eine förmliche Zuschauermenge beobachtete das Benehmen des Liebespärchens. Alles dieses entging dem Hauptmann nicht. Er hörte die Kinder außen vor dem Laden albernes Zeug schwatzen und wußte, daß er die Zielscheibe ihrer Reden war. Er liebte dies nicht und ersuchte Bertha sich zu eilen. Umsonst bemerkte der Juwelier, „daß die Dame solch einen bewundernswürdig kleinen Finger habe;“ es war dieß kein Trost für ihn, denn das Ladenfenster schien voller Augen, welche ihn alle mit unverschämten Blicken anstierten. Die Sprache dieser Augen war unschicklich und beleidigend. Jeden anprobirten Ring erklärte Crosier herrlich passend, so daß, hätte der Goldschmidt nichts dagegen eingewandt, er einen goldenen Ring gewählt haben würde, welcher sogleich von des Mädchens Finger wieder abgefallen wäre. Endlich fand man einen, welcher paßte; er ward gewogen und bezahlt, worauf sie raschen Schrittes den Laden verließen.

Schrecklich ennuyirt über Alles dieses, konnte der Hauptmann kaum höflich zu ihr sprechen; zu ihr, welche er nur wenige Minuten vorher „seinen theuersten Engel“ genannt hatte. Er schritt mürrisch an ihrer Seite her. „Ich war ein Narr, jemals ein Wort von dem Ring zu sprechen,“ sagte er zu sich selbst. „Was zum Henker ist ihr der Ring

nütze? Ich hasse dergleichen Narrheiten. Sechszehn Schillinge so geradezu wegzuwerfen — für was? — für ein Ding, welches sie nie zu tragen berechtigt sein wird. Ich würde viel besser gethan haben, ihr ein paar Schuhe zu kaufen.“ Trotz dieser befremdenden Bemerkungen steckte er ihr, als Bertha ihn an demselben Abend, während sie ihm seinen starken Kaffee zubereitete, fragte (die Mutter war unten in der Küche), ob er diesen viel gewählten Ring hübsch finde, denselben an ihren Finger und rief dann, ihre Hand küssend, mit Entzücken aus: „Bertha, ich bete ihn an als ein Sinnbild Ihrer selbst, wegen seiner Reinheit und Einfachheit. An solch einer Hand sieht er in der That reizend aus.“ Und er begann ihre Finger zu küssen, als wenn er sie hätte essen mögen, den Ring mit einbegriffen.

Dreizehntes Kapitel.

Einige der Abenteuer, welche dem Monsieur Emile Vautrin während zehn Jahren seines Lebens zustießen.

Die Ueberschrift dieses Kapitels ist so überraschend, daß der Leser sich geneigt fühlen möchte, dasselbe ohne Erklärung, wie eine schmutzige Pfütze zu behandeln und darüber weg zu springen. Der Gedanke, in einer einzigen Sitzung zehn Jahre Abenteuer verschlingen zu müssen, ist niederschlagend und unnatürlich. Die Süchssel ist so enorm, daß sie den Appetit nimmt und selbst die Neugierde geräumiger Magen fühlt sich abgestoßen, ehe nur eine einzige Sentenz geschmeckt worden ist. Wir beabsichtigen aber diese lange Zeitperiode zu zermalmen und zusammenzukneten, damit diese zehn Jahre eine so dünne Schnitte in dem Brode dieser Erzählung bilden, als wären es nur ebenso viele Kornähren gewesen.

Emile Vautrin war ein leichtsinniger, gewissenloser Mann. Er hätte seine Tugenden in seiner Schnupftabaksdose tragen können, und es würde dann immer noch Platz

genug für den Tabak darin gewesen sein. Er fand es so natürlich einen andern Namen anzunehmen, nachdem sein alter abgenutzt war, wie er es in der Ordnung fand, sich einen neuen Hut oder einen andern Regenschirm anzuschaffen, wenn diese abgetragen waren. Bei einer Gelegenheit hatte er sich, wie wir gesehen haben, in einer ungenirten und leichten Weise, ohne dazu berechtigt zu sein, als Oberst des 11. Léger in der Armee ausgegeben; ein anderes Mal war er als Agent unter dem Namen von Coquardeau in den Kaufmannsstand getreten, und war nachher unter dem Namen Chose Philantrop geworden. Sobald einer seiner Namen ein wenig abgenutzt war, oder die Polizei desselben in zu vertrauter Weise erwähnte, ersetzte er ihn durch einen besseren, frischeren und weniger berühmten. Niemanden wurde die Mühe verursacht, dergleichen Taufen als Gevatter beizuwohnen; Niemand wurde Bürge für künftige Sünden und ein petit verre war der Taufstein.

Emile Vautrin führte gewöhnlich ein nichtswürdiges und lasterhaftes Leben, indem er nicht mehr nach dem Auge des Gesetzes, wie nach dem Auge einer Kartoffel fragte. Er war, was die Amerikaner „ein schlechtes Ei“ nennen.

Dennoch aber gab es Augenblicke, wo Vautrin sich bitterlich über die abscheuliche Behandlung beklagte, welche er in der Welt zu erdulden gehabt hatte. Dieser ungerechte Mann, welcher so vielen Leuten Schaden zugefügt hatte, bildete sich ein, daß er durch die von seinen Feinden auf

ihn gehäuften Ungerechtigkeiten in diese lasterhafte Lebensbahn gestoßen worden sei. Wenn er in einem hohen Grade von Trunkenheit, oder sonst durch eine unglückliche Speculation niedergeschlagen war, pflegte er Stunden lang über das ihm zugefügte Unrecht zu sprechen und vor Wuth mit den Zähnen zu knirschen. Er eiferte einst gegen einen eminenten Advocat, welcher eine kleine Rechtsangelegenheit für ihn unternahm, „er sei von Natur gut," und fügte dann hinzu: „man hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Meine Schuld falle auf ihre Schultern. Sie mordeten das Weib, welches ich anbetete, sie beraubten mich meines Vermögens und stahlen mir mein geliebtes Kind. Sie machten mich zu dem elenden Wesen, welches hier vor Ihnen steht." Vor der Thür des Herrn Nathaniel Crosier von Swanborough legte Vautrin das dicke Bündel seiner Verbrechen nieder, hoffend, daß er darüber stolpern möchte, wenn er jemals den Weg zum Himmel antrete.

Es lag ein wenig Wahrheit und ein großer Theil Einbildung in des Franzosen Beschwerden. Sein sentimentales Jammern über sein Weib und Kind war nichts weiter wie hochtrabendes Geschwätz, aber die Trauer über das verlorene Vermögen war ebenso aufrichtig wie wohlbegründet. Bitterlich bedauerte er es. Nathaniel Crosier hatte ein Fräulein Merton geheirathet, und der Schwiegervater hatte, weil er den Schwiegersohn nicht leiden mochte, darauf bestanden, daß der Braut Vermögen — ein schönes

kleines jährliches Einkommen von ungefähr vierhundert Pfund Sterling — ihr während ihrer Lebzeit so gut gesichert werden sollte, wie Advocatenfedern und rothes Zwirnband es nur binden konnte. Nach der Mutter Tod sollten die Kinder — wenn deren vorhanden — dieses Leibgedinge erben. Bei dem Tod der Kinder sollten deren Gatten oder (legitime) Nachkommenschaft in Besitz desselben kommen. Die Folge war, daß Vautrin ein vollkommenes und unbestreitbares Recht auf ein Drittel dieser jährlichen vierhundert Pfund Sterling hatte. Kühn und mit großem Lärm würde er bei den englischen Gerichtshöfen Gerechtigkeit gesucht haben, wäre es nicht wegen der Täuschung, den Oberst des 11. Léger gespielt zu haben, sehr riskant gewesen. Er wußte den Werth seiner Freiheit ganz besonders zu schätzen und hatte eine fürchterliche Aversion gegen Hafergrütze.[1]

Wir haben oft behaupten hören, daß Diebe Diebe sind, weil sie ein Vergnügen in ihrem vermessenen Leben finden. Viele sind der Meinung, daß ein Taschendieb, welcher dreißig Schillinge wöchentlich auf diese ungesetzliche Weise verdient, sich selbst dann weigern würde, seinen schlechten Lebenswandel zu verlassen, wenn ihm seine Rechtschaffenheit besser bezahlt werden sollte. Dies ist ein böswilliges Gerede. Niemand würde erfreuter gewesen sein, rechtschaffen zu werden, wie unser Franzose, hätte seine

[1] Die gewöhnliche Gefängnißkost.

Tugend nur im Werthe einer Cigarre über seiner Schurkerei gestanden. Wir wollen nicht damit sagen, daß er eifriger gearbeitet haben würde, oder früher hätte aufstehen oder sich nur eine Stunde später hätte abmühen wollen, um den Vortheil zu genießen, als ein ehrlicher Mann betrachtet zu werden. Aber angenommen, die ihm auferlegte Mühe und der Verdienst wäre gleich gewesen, so würde Vautrin den ehrlichen Lebenswandel dem unehrlichen vorgezogen haben. Er hatte manche Versuche gemacht, ein achtbares Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Mit der Beute, welche er durch seine Betrügerei als „Colonel du 11. Léger“ erwarb, gelobte er sich ein besseres Leben zu beginnen und, wenn dies gute Früchte bringe, selbst zu bereuen. Nach Paris zurückgekehrt, hatte er eine Restauration eröffnet, und sein Kapital von ungefähr dreitausend Franken in die Einrichtung eines billigen restaurant im „Quartier latin“ gesteckt. Er kündigte Diners, bestehend aus vier Gerichten und einem Dessert, à 1 frc. an. Die carte du jour enthielt stets „filet de boeuf“ und „gibelotte de lapin.“ Die salle à manger war eben kein reich möblirtes Zimmer, diente aber ganz gut. Die Strohstühle waren bequem genug und die hölzernen Tische sahen nett und, wenn unter den baumwollenen Tischtüchern verborgen, selbst rein und sauber aus. Eine Reihe Huthaken, ein Steingutofen und einige Spiegel waren sogar größere Luxusdinge als die Ein-Franken-Kunden erwarteten oder bedurften.

Sie fragten nicht viel nach Zimmerverzierungen, so lange die Portionen hübsch groß waren. Das Etablissement des Monsieur Tinton (er hatte seinen Namen abermals gewechselt) gewann bald die Achtung der Studenten. Seine „bif-teks“ waren très solides und mit der besonderen Charakteristik von Caoutschouk begabt, indem sie ebenso unverdaulich als elastisch waren. Der Medicin oder Rechtswissenschaft Studirende, welcher eines dieser Beefsteaks aß, mochte vielleicht an Unverdaulichkeit zu leiden haben, aber Hunger störte ihn an diesem Tage sicherlich nicht wieder. Die gibelottes de lapin waren ebenfalls sehr wohl von den Kunden empfangen, und die Abwesenheit von mehr denn einem Kopf in jeder Portion nannte man ganz hübsche Bedienung. Aber trotz der $2^1/_2$ Pence, welche für Wein (wenn verlangt) angerechnet wurden, trotz der Dünne der Julienne-Suppe, der Sparsamkeit des Salates und dem einen Apfel für Dessert — war der restaurant, zu Vautrin's aufrichtigem Bedauern, ein Mißlingen. Er gelobte auf's Neue, daß es unnütz sei, rechtschaffen zu bleiben, und seine Stühle, Tische und Bratpfannen heimlich verkaufend, entfernte er sich, ehe der Hauseigenthümer Zeit hatte, ihn an die Miethe zu erinnern.

Nun kam er wieder nach England — das reichste Land in der Welt, wie er es nannte. Hier gelang es ihm, seine Taschen zu füllen, indem seine kaufmännischen Speculationen als Agent der Firma Jonkopings, Tandstickor u. Co.

außerordentlich glückten. Er gewann an den irländischen Leinenwaaren, was er bei den Beefsteaks verloren hatte. Wäre das Klima Großbrittanniens freundlicher und die Vergnügungen der Hauptstadt verschiedenartiger oder sein Sabbath lustiger gewesen, so würde Monsieur Vautrin sich für immer in unserer Riesenstadt niedergelassen haben. Er liebte die Geschäftsmethoden und die großen Erleichterungsmittel, welche „Papier" einem erfindsamen Kaufmann biete. Da aber seine Gesundheit litt und die Polizei wachsam wurde, so forderte er wiederum einen Paß und verließ London.

Auf's Neue entschloß er sich nun, der Ehrlichkeit eine Chance zu geben. Viele sprachen so laut von dem besseren Pfad der Rechtschaffenheit, daß er sich nicht einbilden konnte, es geschehe einzig nur, um ihn zu hintergehen. Er hatte ungefähr 800 Pfund Sterling, um damit zu speculiren, und im Falle ehrliches Handeln ihm Hundert Procent einbringe, so sei es ja, meinte er, eine ebenso gute Anlegung seines Capitals, wie eine andere. Dieses Mal eröffnete er ein Café estaminet. Es war reich geschmückt mit Pfeilerspiegeln und Marmortischen. Die Sammet-Divans waren so breit wie Betten. Das Comptoir war geschmackvoll und elegant mit seiner Vergoldung und den eingelegten Holzen. Die zwei plattirten Urnen, in welche die Sous für die Garçons geworfen wurden, schienen so hell wie Lampen. Ein Berg kleiner Portionen Zucker

glänzte in krystallener Reinheit an jedem Ende derselben. Die junge Dame, welche auf diesem Throne saß, war äußerst elegant gekleidet, und ihre Schönheit machte gar bald einen tiefen Eindruck auf die Herzen der Kaffee-, Bier- und Zuckerwassertrinker. In gleicher Zeit hatte Monsieur Everard (Vautrin glaubte sein neuer Name habe einen unschuldigen und poetischen Klang) „trois billards“ — nobele Tafeln — beinahe zehn Fuß in Länge, mit bronzenen Löwenköpfen anstatt Blousen, und künstlich geschnitzten Beinen. Ehe die Garçons in Dienst genommen wurden, schloß er expresse Bedingungen über die Zahl der reinen Schürzen mit ihnen ab, welche sie wöchentlich tragen müßten.

Man begann bald von dem Café Mirabeau zu sprechen. Vom Kaffee sagte man, daß es „du veritable moka“ sei, und den Cognac nannte man so sanft wie Atlas. Die zwei Garçons in ihren Jacken und Tanzschuhen fanden, daß die ihnen gegebenen Sous sich aufthürmten. Den Schrei von „Ver-r-r-rez“ würde man auf der andern Seite der Straße haben hören können. Die Kunden für du noir, choppes und canettes mehrten sich täglich. Die bains de pied — wie die Uebergüsse von der Tasse in die Untertasse genannt werden — waren überwältigend freigebig. Das etwas weiter oben befindliche Café du Roi war, um seine Kunden zu behalten, genöthigt, den Preis der demi-tasse um einen Sou abzuschlagen, und das

Café de la Reine, weiter unten, suchte seinen Bankerott zu verhindern, indem es seine petits verres in große verwandelte.

In kurzer Zeit hatte das Café Mirabeau seine habitués, welche täglich bei schönem oder schlechtem Wetter kamen. Ein Pfeifenbret befand sich in dem Estaminet, an welchem die irdenen Pfeifen hingen, welche diese steten Stammgäste anrauchten. Viele begannen nun, sich „beim Everard" zu treffen und den Abend daselbst zuzubringen, indem sie Schoppen Bier tranken und Billard spielten, „wer bezahlen sollte." Das Gerassel der Dominos auf den Marmortischen war dem Geklapper von Tellern auf einem Küchenbret ähnlich. Da befanden sich ferner kleine viereckige, mit grünem Tuch bedeckte Breter für Kartenspieler, und manche Whistpartheieen brachten den ganzen Tag über mit diesem fesselnden Spiele zu, indem sie ein Paket der dünnen Papierkarten durch das beständige Anfeuchten des Daumens beim Geben abnutzten. Jedes in Paris erscheinende Journal war im Café zu haben.

Monsieur Everard wurde gar bald ein großer Mann in dem Quartier. Er hatte sich stets danach gesehnt, in einem oder dem andern Quartier geachtet zu werden. Der boulanger, welcher den mit Eisengittern umgebenen Bäckerladen zunächst seinem Hause besaß, der épicier in seinem Specereiladen gegenüber, der marchand de nouveautés, der marchand de vins, alle Nachbarn ohne Ausnahme,

sprachen von ihm als einem „bon enfant“ und einem „três-aimable garçon.“ Er verweigerte niemals einem Kunden, welcher selbst zweimal seinen Geldbeutel zu Hause gelassen hatte, Credit zu geben, bis bessere Zeit kommen würden. Er lächelte stets, ausgenommen, wenn er dem Courmachen irgend eines zudringlichen Studenten Einhalt thun wollte, wenn er am Comptoir wispernden Tones mit Mademoiselle Constance sprach. Aber selbst dann waren seine Worte stets mild und offenherzig. „Voyons!“ pflegte er zu sagen, „laßt doch diese Thorheiten gut sein. Ihr Vater ist einer der „vieux da la vieille garde,“ welche Napoleon folgten. Laßt uns das Kind eines Braven achten.“ Wenn er sich mit seinen befreundeteren Kunden in eine Partie Billard einließ, amüsirte er Alle mit den von ihm gebrauchten seltsamen Phrasen. Er nannte einen Ball in eine Blouse stoßen „manger du mérinos.“ Er rief bei jedem Stoß seinem Balle zu: „vigoureusement! ma belle!“, oder ersuchte ihn: „de lever ses pattes“. Wenn sie um ein Geringes spielten, wußte er es jedesmal so einzurichten, daß er nach einem verzweifelt hartnäckigen Spiel die Partie verlor, aber bei andern Gelegenheiten war er merkwürdig glücklich. „A-t-il de la chance ce diable d'Everard,“ riefen seine Gegner dann aus, wenn er acht oder neun Carambolagen hintereinander her machte.

Er würde sein Glück mit diesem Estaminet haben machen können, wenn seine Zigeunernatur ihm erlaubt hätte, lange

Zeit bei einer ruhigen Beschäftigung zu bleiben. Es war zu dieser Zeit, als er an Herrn Nathan, von Lyons Inn, geschrieben hatte, ihm seinen Sohn Philipp ausfindig zu machen und ihn herüber nach Frankreich zu schicken. Wäre der Junge damals entdeckt worden, so würde der Vater vielleicht bei seinem Café geblieben sein, aber höchst ärgerlich über das Mißlingen der von Herrn Nathan angestellten Nachforschungen, faßte Everard, alias Vautrin, einen Widerwillen gegen das Cafè Estaminet und verkaufte es.

Er hatte sich stets beschwert, daß sein Leben einzig und allein nur aus dem Grunde ein Mißlingen gewesen sei, weil ihm ein bischen baares Geld fehle, um ein Geschäft anzufangen. Er wollte von den voleurs an der Bourse sprechen und ihrer mit bitterm Hohne spotten, daß sie mit den Chancen, welche ihnen zu Gebote ständen, nicht mehr thäten. Es schien wirklich, als wenn ein wenig Wahrheit in seinen Großsprechereien sei. Eine Woche, nachdem er sein Café verkauft hatte, etablirte Everard „die große National-Heiraths-Versicherungs-Gesellschaft.“ Was er dabei verdient, hat er niemals gestanden. Er war indessen reich genug dabei geworden, um ein großer Speculant an der Bourse und einer der kleinen Könige der Passage de l'Opéra zu werden. Noch einige glückliche Speculationen mehr, und sein herumirrender Junge, Philipp, hätte ein Dandy, ein Rentier sein können. Aber es war

stets die alte Geschichte. Er erwarb in vier Geschäften ein Vermögen, und verlor es im fünften. In seinem wahnsinnigen Versuche, das Verlorene wieder zu gewinnen, verließ ihn selbst sein letztes Sechspencestück, und begann er eine That, welche selbst die Besucher dieses nationalen Spielhauses als eine Schwindelei betrachteten, und die Thore dieses Paradieses von Narren waren dem „coquin“ verschlossen.

Ohne einen Schilling in seiner Tasche, änderte Everard seinen Namen in Boustache um und begann das Leben auf's Neue. Seine alten Freunde, die marchands de vins des Temple empfingen ihn wieder an ihren Herden und in ihren Hinterstuben, ihn gelinde scheltend wegen seiner zweijährigen Abwesenheit, aber innerlich vielleicht entzückt, daß er allen seinen großen Unternehmungen zum Trotz nicht in besseren Umständen wie sie selbst sei. Dieß war der bittere Winter und Mißvergnügen in Vautrin's Leben. Er erinnerte sich bis zu seiner Todesstunde der Mühseligkeiten, welche er zu erdulden gehabt hatte. Sein Hirn war so umnebelt, und sein Herz so gebrochen über das Mißlingen seiner Versuche, daß er nicht fähig war, an etwas besseres wie an das gemeine Taschendiebstahls-Metier zu denken. Um sich vor dem Verhungern zu schützen, wurde er Verkäufer von Zahnpulver und kleiner viereckiger Täfelchen Compositionsseife, um Fettflecken aus Tuch zu bringen. Diejenigen, welche das Pulver kauften, empfingen ein Täfelchen gratis.

Während des ganzen Sommers stand er mit seinem Präsentirteller mit Waaren auf dem Boulevard du Temple. Er hatte eine Ansprache an das Volk verfaßt, welche eine Menge Menschen um ihn herum versammelte und seine Zuhörer stets ergötzte.

„Dieses eigenthümliche Pulver, zugleich balsamisch und gut für Zahnschmerzen, ist ein ganz vorzügliches Heilmittel gegen Knochenfraß, Krebs und Anfressen der Zähne. Es ward einem Herrn von hohem Stande von Sr. Excellenz dem Gesandten von Persien zum Geschenk überreicht. Seine Vorzüge sollen Ihnen durch öffentliche Experimente bewiesen werden . . . . . Komm hier, ignobeler Junge! Sehen Sie, die Zähne dieses Kindes sind von dem schönsten Schwarz. Sie nehmen ein wenig dieses Pulvers auf die Bürste — und feuchten es auf diese Weise mit Wasser an. Bilden Sie sich nicht etwa ein, daß das Wasser zubereitet ist; Wasser, das erste beste was zur Hand kommt, hartes oder weiches, von der Cisterne oder aus der Tonne, oder, wie im gegenwärtigen Falle, Wasser aus der Gosse. Sie reiben die Zähne damit und machen sie weißer wie Emaille. Sie stärken den Gaumen und besänftigen die Nerven.“ Dann schmierte er des unglückseligen Jungen Mund, und da das Pulver ebenfalls zum Reinigen der Messer gebraucht werden konnte, so entfernte er in einer merkwürdig kurzen Zeit einige schwarze Flecken von den Zähnen. Während diese Operation vor sich ging, rief Monsieur Vautrin, um

das Geschrei des armen Jungen zu erdrücken, aus: „Der Preis meiner Pulver ist nur fünf Sous pr. Schachtel! dem Peuple F-r-r-r-rançais à 5 Sous dedicirt!“

Er war ein geduldiger, viel ertragender Mann, dieser Vautrin, mit der unbezähmbaren Beharrlichkeit einer Raupe begabt, welche, wie oft sie auch von einem Baumaste herabgeworfen ist, immer und immer wieder aufs Neue daran emporklettern will. Auf der untersten Sprosse der Leiter dachte er stets an die oberste. Als er mit seinem Zahnpulver Geld genug verdient hatte, um nach England reisen zu können, gab er dies auf und verließ Paris mit einem gefälschten Passe. Er hatte keinen bestimmten Zweck, nach London zu kommen, außer den, die Leute auf jede mögliche Art und Weise zu betrügen und zu bestehlen, wo sich ihm nur Gelegenheit biete. Am Tage seiner Ankunft suchte er sich wegen der Polizei zu informiren, indem er als Zuschauer in den Polizeigerichtshof von Bowstreet ging. Er war entzückt, zu finden, daß weder die Inspectoren noch die Policemen ihn wieder erkannten. Er hatte London in einer schwarzen Perrücke und einem großem Backenbarte verlassen und kehrte jetzt in blonden Locken und einem eleganten Schnurrbarte in die Hauptstadt zurück.

Es war kurz nach Vautrin's Rückkehr, als der „Times“ eine Menge Briefe zugeschickt wurden, in welchen man sich über die Dunkelheit der Straßen in London beschwerte. Klagen waren beständig von Herren und Damen bei den

Magiſträten des Polizeigerichtshofes in Hammerſmith gemacht, daß ſie von einem ſtarkgebauten, großen Mann verfolgt und beraubt worden ſeien, der einen wollenen Shawl in ſolcher Weiſe um ſeinen Hals trage, daß er das Geſicht bedecke. Seine Methode war die, hinter einem Fußgänger herzuſchleichen, bis er oder ſie einen Theil der Straße erreicht hatten, wo in Folge des Aufhörens von Gaslaternen die Dunkelheit den Diebſtahl begünſtigte und dann, nachdem er die Arme des Opfers feſt an ſich geſchloſſen hatte, ward ihm ein Taſchentuch in den Mund geſteckt und die Taſchen ohne Furcht irgend einer ſtörenden Dazwiſchenkunft geplündert. Einem dieſer Kläger waren dreizehn Sovereigns, einem andern eine goldene Uhr und eine Brieftaſche mit Banknoten geſtohlen. Bei allen dieſen Diebſtählen war der große Mann von einem kleineren und anſcheinend jüngeren Gehülfen unterſtützt. An einem Abend hatte man berechnet, daß ſie ungeſetzlicher Weiſe in Beſitz von einigen fünfzig Pfund Sterling gekommen ſeien. Die Hammerſmithpolizei wurde von dem Augenblicke an, wo dieſer Diebſtahl begangen wurde, äußerſt thätig. Aber der Mann und ſein Gehülfe hatten die Nachbarſchaft bereits verlaſſen, ehe die Conſtabler nur einen Verſuch machten, ſie zu verhaften. Man hörte zunächſt von ihnen in Brixton, nachher in Hackney, und dann in Peckham. Sie ſchienen ſich ſtets irgendwo in geringer Entfernung von dem Wirthshauſe zu poſtiren, wo Omnibusſtationen waren, und wenn

sie ihre Augen alsdann auf ein ihnen würdig scheinendes Opfer geworfen hatten, verfolgten sie es, bis sie an einen abgelegenen und zum Plündern günstigen Ort kamen.

Dieser große Mann war Vautrin. Wer glauben Sie, liebe Leser, wer sein Gehilfe war? Niemand anders als Jack Drake, der vorhinnige Hauptmann der Kreuzbahnkehrerbande. Der Franzose hatte ihn in einem gemeinen Zwei-Penny-Nachtquartierhause in Gu-yard, Whitechapel, aufgerafft und ihn beredet, sich ihm in seinen Straßenraubattaken anzuschließen. Der „Herzog" war in einem schrecklichen Zustande der Noth, und die Aussicht, ernährt und gekleidet zu werden, stürzte ihn in Vautrin's Macht. Bis zu dieser Zeit war er nur ein kleiner Dieb gewesen, der Stücke Speck von den Läden wegmauste und messingene Schellenknöpfe von den Hausthüren riß, um sie für altes Metall zu verkaufen. Der Gedanke, ein Straßenräuber zu sein, hatte etwas großartiges. Geldbörsen waren bessere Beute, wie kleine Stückchen Fleisch von einem Metzgerladen.

Vautrin hatte versprochen, einen feinen Burschen aus dem Herzog zu machen, und was Kleidungsstücke anbetraf, so hielt er Wort. Nach den in den dunkeln Straßen Londons vollbrachten Thaten begaben sich beide in die Provinz. Sie hatten Geld in Menge und reisten wie wohlhabende Leute. Sie passirten nicht eine einzige Stadt, ohne sie reicher zu verlassen, wie sie dieselbe betreten hatten.

Ihr Plan war, daß Vautrin in ein Hotel gehen und die beste Reihe Zimmer in demselben engagiren solle. Er fuhr dann mit schweren Koffern in einem Cab vor dem Hause vor. Während er die Wahl für sein Schlafzimmer traf, pflegte er den Gastwirth mit Fragen zu bestürmen, warum er nicht dieses oder jenes Zimmer haben könne, bis er beinahe alle Zimmer kannte, welche von Fremden bewohnt waren. Nach einem excellenten Abendessen zog er die Schelle und begab sich in das Schlafzimmer, um sein Haar zu ordnen, während er sich schon vorher bei dem Kellner erkundigt hatte, ob irgend ein Ort für Amüsement in der Stadt sei. Beim Heraufsteigen der Treppe sagte ihm ein Blick auf die sich auf dem Gange einer jeden Etage aufgestellten Leuchter, ob viele Reisende in ihren Zimmern oder unten im Saale waren. Alles, was er wünschte war, nur eine halbe Stunde allein zu sein, dann würde er bald die Runde gemacht und Koffer und Kasten mit seinem Meißel und kurzen Brecheisen geöffnet haben. Wenn er Gold oder Juwelen fand, so pfropfte er sie in seine Rocktasche. Er befaßte sich nie mit umfangreicher Beute. Er konnte einen Koffer in einer und einer halben Minute plündern.

Dann ging dieser außerordentliche Mann mit der größten Kaltblütigkeit die Treppe herab und, den Kellnern ankündigend, daß er nicht vor 12 Uhr nach Hause kommen werde, zu dem mit Jack Drake verabredeten Rendezvous.

Es war des Herzogs Geschäft, die gestohlenen Waaren bei sich zu tragen und an den Mann zu bringen. Die ihren Thaten augenblicklich folgende Beschreibung von Vautrin's Person und Anzug, machte es äußerst gefährlich für diesen Diebeshauptmann, seine Person in den Straßen sehen zu lassen.

Vierzehntes Kapitel.

Enthält viele Umstände, welche lange vorher hätten mitgetheilt werden sollen, und erzählt unter andern, wie Vater und Sohn sich begegneten, die Unterhaltung, welche zwischen ihnen stattfand, und in welcher Weise Philipp seines Vaters Rath befolgte.

Der Zufall wollte es, daß Philipp Merton an demselben Tage in den Straßen von Derby herumwanderte, wo Monsieur Vautrin und sein Freund, der „Herzog," mit dem Expreßzuge von Nottingham ankamen, um zu sehen, ob da nicht vielleicht Etwas zu machen sei. Der Betteljunge in seinen schwarzen, räudigen Lumpen, mit seinem Kopf in die Schultern gesteckt, schlenderte barfuß die kothige Straße entlang, wünschend, daß es Jemanden einfallen möge, ihn mit einem Sechspencestück in's Auge zu werfen, als der Herzog, so modisch gekleidet, daß selbst der Gouverneur von Coldbath-fields-Gefängniß ihn nicht wieder erkannt haben würde, an ihm vorbeiging, während sein stets thätiger Geist sich die Worte eines Liedes in's Gedächtniß zurückzurufen suchte, welches er die Nacht zuvor im Chorus mitgesungen hatte.

„Das kommt vom Branntwein,
Das kommt vom Branntwein
Und vom Tabak!“

war Alles, was er sich von dem Gedichte erinnerte, und dies ärgerte ihn ganz ungemein. Als Philipp daher in seiner weinerlichen Stimme anfing: „Seine Ehren um ein Kupperchen“ anzubetteln, nahm Jack Drake plötzlich ein würdevolles Ansehen an und fragte den Bettler, warum er nicht arbeite und ob er sich nicht vor sich selbst schäme, solch ein faules, schimpfliches Leben zu führen. Es war ein wonniges Gefühl für den Herzog, jetzt dieselben Vorwürfe thun zu können, welche ihm selbst so oft gemacht worden waren. Während Philipp die Ursache seines Elends erklärte, sprach er so ehrfurchtsvoll zu dem verschmitzten Spitzbuben und machte von so vielen schmeichelhaften Ausdrücken Gebrauch, daß, erfreut über diesen Beweis seiner guten Erscheinung, der Herzog Almosen gab. Ja, er versuchte sogar dem Bettler eine Sittenpredigt zu lesen.

„Solch ’nen starken Burschen bettelnd anzutreffen, ist, weiß Gott! mehr als ich vertragen kann. Ei, Du könntest ja ’ne ganze Ladung Backsteine uf deinen Schullern schleppen, ohne sie mehr als einen Rockkragen zu fühlen.“

Philipp war im höchsten Grade erstaunt, eine fashionabele Person so unbeholfen sich ausdrücken zu hören. Er gab die gewöhnlichen entschuldigenden Antworten beinahe mechanisch, während sein Geist geschäftig darüber nachzu-

sinnen bemüht war, ob wohl dieser Dandy ein ächter oder nur ein falscher sei.

„Na, wie denkst Du eigentlich, wie ich meinen Lebensunterhalt verdienen sollte, wenn ich nicht arbeiten wollte?" fuhr der moralisirende Herzog fort. „Denkst Du vielleicht, daß Arbeit ein Vergnügen für mich sei. Keineswegs ist sie das. Sie ist zu unverdaulich für meinen Magen. Nichts thun ist mein Behagen. Es gibt aber Katzenjammer den nächsten Tag."

Der Betteljunge glaubte sicherlich, daß nach dieser Predigt eine Collecte folgen würde und hörte ihm daher demüthig zu. Der Ex-Hauptmann wurde immer tugendhafter.

„Denkst Du vielleicht, daß einer von meiner Art den Werth von Pence nicht zu schätzen weiß, sondern für dergleichen Lumpenpack wie Du beständig wechseln mag? Wir verdienen unser Geld zu sauer, um uns solchen Luxus erlauben zu können. Ehe ich bettelnd in'n Straßen herum kriechen möchte, würde ich einen Besen in de Hand nehmen und Straßenbahn kehren. Ich sah in meinem Leben keinen schöneren Dreck un keine herrlicheren Pfützen," fügte er hinzu, indem seine große Erfahrung in diesem Geschäftszweige ihn vergessen ließ, wem er gegenüber stand.

Diese Erfahrung erwies sich indeß als ein sehr gefährliches Ding für Meister Drake. Der zerlumpte Betteljunge hatte oft verstohlene Blicke in des Predigers Gesicht geworfen. Er hatte bemerkt, daß zwei seiner großen Vorder-

zähne fehlten. So oft der fashionabele Herr lächelte, schrumpfte sein Gesicht, welches vorher so blank und glatt wie ein Tischtuch gewesen war, jedesmal wie ein eingefallener Ballon zusammen und gestaltete sich in eine Masse Falten und Grübchen. Hätte Jack sein Wissen in Beziehung auf Kreuzbahnen und Dreck in dem dunkeln Keller seines Gehirnes verschlossen gelassen, so würde er nicht entdeckt worden sein. Wie einer, welcher eine gewisse Melodie vergessen hat, nur die paar ersten Noten zu hören braucht, um dann den Rest der Melodie ohne jede weitere Nachhilfe allein singen zu können, ebenso erging es Philipp von dem Augenblicke an, wo er die Worte „'n Besen in de Hand nehmen" hörte, als er plötzlich an die Tage seiner schmutzigen Kindheit zurückgeführt ward, wo „Ueberschlagen" sein Metier und der Haymarket seine Werkstätte war. Der erste Gedanke, welcher sein Gehirn durchkreuzte, war: „Was der Herzog vornehm geworden is." Dieser Herr erwartete eine ehrfurchtsvolle, flehende Antwort, und seine Kniee wichen unter ihm, als Philipp, in einem Augenblicke aufgeklärt und so scharf wie ein Dachshund vor einem Rattenloche blickend, ausrief: „Du verfluchter Jack Drake, gieb's auf, gieb's nur auf; ich bin Philipp Merton."

Der Herzog hatte große Geistesgegenwart. Er versuchte nicht im Geringsten, sich zu verläugnen, sondern nahm eine freundliche Miene an, als ob der Anblick eines alten Kameraden ihm Vergnügen bereite. Er drückte seine Freude

durch den Ausruf aus: „Das ist eine Carriere! 'ne schmandige!" Er gab zu, daß er in Philipps Macht sei, indem er mit leiser Stimme zu ihm sagte: „Nur nichts verrathen — folge mir." Mit diesen wenigen Worten bewirkte Jack, daß er mit ihm ging, ohne seinen Freund wegen seines Kostümes zu beleidigen. Ohnedem fühlte der verarmte Freund sein Herz stets seinem alten Cameraden zugeneigt, obgleich er auch jetzt so demüthig wie ein Hund hinter ihm herging.

Aus Furcht, daß Philipp vielleicht wegen der ihm gehaltenen Strafpredigt vor Wuth brennen würde, stürzte er eine solche Masse Bier hinab, daß er ein glimmendes Kaminfeuer damit hätte auslöschen können. Er machte seinem alten Genossen zugleich ein Präsent von fünf Schillingen. Sein Benehmen war sehr herzlich und theilnehmend. Der jämmerliche Philipp fühlte sich trotz des Trinkens traurig und im höchsten Grade neidisch, als er des Herzogs Geschichte mitanhörte. „Ich bin nun ein gemachter Mann," prahlte dieser; ich bin auf der Spitze des Glückes angekommen. Ich bin Dir 'n Wallet (valet) eines französischen Herrn, der ganz vorzüglich zahlt und bewundernswürdig gut gelaunt ist." Dies war Wermuth für den Zuhörer. Er war eifersüchtig über das Glück, welches der unwissende, ungeschliffene Meister Dracke gehabt hatte. Als der Herzog aufstand, um ihm Adieu zu sagen, war es Philipp kaum möglich, ein Lächeln anzunehmen und ihm seine schwarze Hand zu reichen. Er bedauerte selbst, ihm die Adresse des

Nachtquartiers gegeben zu haben, wo er logirte. „Es ist Gift, ihn von seinem Glücke sprechen zu hören.“

Hätte es von Meister Drake abgehangen, so würde eine zweite Zusammenkunft nie stattgefunden haben. Wie ein guter und getreuer Diener rannte er in Eile nach Haus, und kündigte seinem Herrn an, daß sie Derby so schnell wie möglich verlassen müßten.

„Wenn wir nicht in sehr kurzer Zeit durchgebrannt sind, so sind wir verloren,“ sagte der erregte Herzog in einem kaum verständlichen Murmeln, welches kein Kellner, wie nahe sein Ohr auch am Schlüsselloche gewesen sein mochte, hätte entziffern können. „Ich bin einem Burschen begegnet, der mich kannte, und der uns seinem Blicke nach zu urtheilen, vor 'ne Pfeife Tabak verrathen würde.“

Nervenstarke Leute beherrschen ihre Empfindungen. Obgleich Monsieur Vautrin sich zu erinnern suchte, wann der nächste Zug abging, erwiederte er doch: „Wir werden unser Geschäft spätestens bis morgen beendigt haben. Für heute bin ich zu müde, um weiter zu reisen. Wer ist dieser Freund, und weshalb, zum Teufel, stellst Du Dich in der Straße zur Schau aus?“

Drake, welcher seinen Herrn so sehr fürchtete, daß er sich zu Zeiten geneigt fühlte, ihn zu verrathen, beachtete den Verweis nicht, sondern fuhr fort: — „Ich sage Ihnen, dieser Kerl ist unser Tod. Wir sind gekaperte Menschen,

wenn wir nicht ausreißen. Es ist 'n junger Bursche Namens Philipp Merton, welcher —"

Was er ferner zu sagen beabsichtigte, ward durch das sonderbare Benehmen des Franzosen unterbrochen. Er hatte seinen Körper auf das Befremdendste zur Seite geworfen, als er diesen Namen hörte, beinahe in derselben Weise, als wenn ein Stein nach ihm geworfen worden sei und er sich rasch zurückbeuge, um ihm aus dem Wege zu gehen. Die Cigarre war ihm vor Schreck entfallen und obgleich er seinen Rücken dem Fenster zuwandte und sein Gesicht zu verbergen suchte, so hatte Jack dennoch bemerkt, daß es sich plötzlich in Todtenblässe verwandelte. Seine Stimme hatte einen trockenen, heiseren Ton als er fragte: „Weißt Du, wo dieser Junge zu finden ist?" Als Jack stotterte: „Wie soll ich das wissen?" drehte sich Emile Vautrin auf seinem Absatze um und runzelte die Stirn, als wenn er dem Jungen an den Hals fliegen wollte. „Weil er Dir's sagte. Geh' und hole ihn. Ich muß ihn sehen. Hörst Du? Bring' ihn her."

„Bring' her!" schrie der Herzog. „Sie haben gut schwätzen. Wissen Sie denn, daß er so zerfetzt wie 'n alter Drachen ist."

„Kauf' ihm Kleider," brüllte Vautrin. „Wo hast Du deinen Verstand, Dummkopf? Deine Sachen werden ihm passen — laß ihn dieselben tragen."

„Und was soll ich denn anzieh'n?" fragte Jack frech.

Er argwohnte, daß der Franzose ihn aus dem Wege zu räumen beabsichtigte, und das war eine Sache, welche er nicht ruhig ertragen wollte. Es hatte erst den Tag zuvor ein Mißverständniß zwischen ihnen Beiden stattgefunden. Er konnte deutlich genug den „Kniff" sehen.

„Was Du anziehen sollst?" antwortete der Meister; „Ei, trage seine Lumpen, wenn Du willst, oder kaufe Dir andere, wenn Dir das gefällt. Aber verstehe mich wohl, Jack — dieser Junge muß in einer Stunde hier sein, oder ich werde ihn selbst aufsuchen." In einem milden, schmeichelnden Tone fügte er dann hinzu: „Wenn Du mir diese Mühe verursachst, so werde ich Dich nicht als meinen Freund betrachten und Dir nicht mehr dieselbe Liebe schenken, welche ich jetzt für Dich fühle, mein guter Jack. So gehe denn augenblicklich und nimm dieses Geld hier, um Kleider dafür zu kaufen — verstehe mich wohl, gute Kleider, solche wie ich trage."

Der gute Jack blickte so liebenswürdig wie ein gehetzter Stier um sich her und die hingehaltene Banknote nehmend, drückte er sie wüthend in seiner Hand zusammen, als wenn sie des Gebers Hals gewesen wäre. Aber er wagte nicht, ungehorsam zu sein und schlich der Thüre zu. Der mit seinem lebhaften Auge, grau und rund wie eine neue Kanonenkugel, um sich herblickende Franzose, rief Jack, als er eben den Thürgriff in die Hand nahm, in seiner milden, beschützenden Weise zu:

„Mein armer Jack, Du bist ärgerlich und hassest mich, weil Du eifersüchtig bist. Das ist nicht recht, mein Junge. Ich bin Dein Freund und würde Dich Niemandem in der Welt zu Liebe im Stiche lassen. Du kannst nun gehen, bleibe aber, mir zu Gefallen, nicht lange aus.“

Als er die Treppe herabging, machte der Herzog die Bemerkung zu sich selbst: „Wie konnte der Kerl nur wissen, daß ich wüthend war? Er weiß, bei Gott! Alles. Ich habe mein Lebtag so keinen Pfiffikus und Kenner aller Kniffe geseh'n. Würde der nicht 'nen famosen Peeler [1] abgeben!“ Die Aussicht, einige Schillinge bei dem Kaufe der Kleider mehr anzurechnen und in seine Tasche zu stecken, half des Herzogs Unwillen besänftigen.

Wie verschieden war sein Benehmen gegen Philipp, als er den herumirrenden Jungen in seinem Logierhause auffand. Er drückte seines alten Kameraden Hand in einer aufrichtigen, herzlichen Weise, und redete ihn wie folgt an:

„Ich sehe nie einen alten Genossen im Pech, ohne daß mein Herz willig wäre, ihm in so viel wie möglich zu helfen. Ich habe Dir 'n Freundesdienst erwiesen, und 'n gutes Wort am richtigen Orte für Dich gesprochen — dasselbe, was Fleisch, Trinken und Kleidungsstücke für mich ist.“ Er erzählte Merton dann eine rührende Geschichte, wie sein Herz ihm wehe thue, den Freund seiner Jugend in einem so jämmerlichen Zustande zu sehen. Er hätte bei

[1] Policeman.

dem französischen Herrn ein gutes Wort für ihn eingelegt und ihn am Ende dazu überredet, einen ferneren Diener in seinen Dienst zu nehmen. „Ich kann Dir aber sagen, 's war sau're Arbeit; aber ich war ihm so harte auf 'm Felle, daß er zuletzt ausrief: „Bei Gott, Jack! Du würdest einen Meilenstein beschwätzen können, sich auf die andere Seite der Chaussée zu stellen!" Und so willigte er ein."

Niemand würde glauben, daß Philipp irgend Etwas gegen eine solche glänzende Zukunft, wie ihm vorgemalt, einwenden könnte. Warme Kleider, warmes Mittagsessen und ein warmes Bett haben ihren Reiz. Schönes, gutes Geld vierteljährig gezahlt, ein neuer Anzug jedes Jahr und wenig oder nichts zu thun, das lautet verführerisch. Vielleicht liebte es Philipp nicht, Jack als seinen Wohlthäter anzuerkennen. Vielleicht fühlte er sich — wie viele Leute thun — beschämt, daß ein unwissender, ungeschickter Mensch es in seiner Macht haben sollte, ihm einen bei weitem größeren Dienst zu erweisen, wie er es für sich selbst vermochte. Zu des Herzogs ungemeinem Ergötzen griff Merton eben nicht so hastig nach dem Anerbieten. Er fragte, wie viel Blech gegeben würde? und als der schlaue Jack die Summe absichtlich geringer angab, bemerkte er: „Das ist schlechter Verdienst." Viele andere Erkundigungen folgten und wurden alle mit den ungünstigsten Antworten erwiedert. Der Herzog wünschte sich bereits Glück, seinen Nebenbuhler beseitigt zu haben.

„Ich stehe mich ganz gut beim Fechten,“ sagte Philipp. „Versteht sich von selbst, duß ich diese Lumpen hier nicht trage, wenn meine Arbeit am Tage zu Ende ist. Ich lebe ganz gut und es ist leidlich lustig.“

„Und Du bist dein eigner Herr,“ warf Jack ein. „Niemand anders wie der Peeler flucht Dich an, und die kommen unter die Rubrik des Geschickes und ärgern einen Kerl am Ende nicht mehr wie Donner und Regen.“

Aber zu schlau, um die Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, einen neuen Anzug zu erhalten, beschloß Philipp, demungeachtet den Franzosen zu sehen. Der Herzog schien so sicher eine abschlägliche Antwort zu erwarten, daß er in seinem Geiste bereits eine geschickte Anekdote ersonnen hatte, welche ihn berechtigen sollte, die 5 Pfund Sterling Banknote für sich zu behalten. Er gedachte, seinen Rock mit Schmutz zu besudeln und dem Franzosen dann zu sagen, daß Philipp, irgend eine Betrügerei argwohnend, ihn plötzlich von sich gestoßen habe und in voller Eile fortgelaufen sei, als sie kaum fünf Minuten weit von dem Hotel entfernt gewesen wären. Sein Unwillen war daher, als Merton seinen Hut aufsetzte und sagte: „Na, das ist kein Unglück, sehen will ich zum wenigsten, von welchem Stoffe dieser reiche Kerl gemacht ist,“ so groß, daß er einen Streit mit ihm anzufangen suchte, indem er sagte: „Daß er Niemandem erlauben könne, in dieser Weise von seinem Herrn zu sprechen — Niemandem, und wenn er auch so groß, wie

ein Haus wäre und die Stärke von vierzig Pferdekraft hätte."

Der Schneider machte den Mann. Trage stets einen guten Rock. Es ist dies beinahe so gut, wie eine gute Conduite. Viele Leute, welche Philipp am Morgen wie einen Vagabunden und Landstreicher behandelt hatten, würden, wenn sie ihm jetzt mit seinem neuen Anzug begegnet wären, ihn für einen äußerst anständigen, wohlgebildeten jungen Menschen angesehen haben. Ein Barbier hatte seine Haare geschnitten und sie mit einem wohlriechenden Fett pomadisirt. Seine Stiefel, seine Kleider und sein Hut glänzten. Kellner schritten zur Seite und machten dem wohlgekleideten Herrn Platz. Das Zimmermädchen blickte ihn an und fühlte, wie leicht es sein würde, solch einen jungen Mann zu lieben. Und dieses Wunder war durch einen guten Rock erzeugt. Zehn Jahre Vagabundenleben gebüßt durch einen Dreißig-Schillingsrock.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, hörte Vautrin ihre Fußtritte und suchte, ein Glas Brandy rasch hinunterstürzend, den Schlägen seines Herzens Ruhe zu gebieten. Während der letzten halben Stunde hatte er am Fenster gestanden, sein Auge nach allen Seiten richtend, um den ersten Blick auf Philipp Merton zu werfen. Er wagte nicht, zu sprechen, als die Jungen in's Zimmer traten. Er wußte, daß ihm die Worte in der Gurgel stecken bleiben und ihn verrathen würden. Er führte Philipp daher einem Stuhle zu und

sich selbst an den Kaminsims lehnend, stierte er ihn an. Mehr wie zehn Minuten vergingen, ehe er nur ein Wort sagte. Der Herzog konnte nicht begreifen, „was zum Henker mit ihm vor sei.“ Der Herzog würde der menschlichen Natur gewiß große Concessionen gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß der Vater seinen Sohn nur einmal vorher gesehen hatte und unter peinlichen Umständen. Jetzt konnte Vautrin den Letztern ohne Furcht oder Störung betrachten. Er konnte in dem so lange verlorenen Sohne eine Aehnlichkeit mit sich selbst finden und das gefiel ihm, indem Philipp ein bei weitem schönerer junger Mann war, als der Vater je gewesen. Die Schultern waren breit, die starken Arme erhoben den Rockärmel von den schwellenden Muskeln und er hatte die Schlankheit und Stärke eines Windhundes. Vautrin blickte in das schöne Gesicht und fragte sich halb lachend, ob er in seiner Jugend wohl solch ein joli garçon gewesen wäre. Er gedachte ebenfalls der Mutter, welche gestorben war, als sie diesem hübschen Jungen das Leben gegeben hatte; aber er ließ seine Gedanken nicht lange auf diesem Gegenstande ruhen. Er gratulirte sich, den Sohn zu besitzen und jetzt die Erbschaft leichter beanspruchen und Crosiers Hoffnungen vereiteln zu können.

Diejenigen, welche an die Stimme der Natur glauben, werden erstaunt sein, zu hören, daß Philipp bei dieser Gelegenheit nicht das geringste Leben im Busen fühlte, als er seinen Vater sah. Anstatt sich von dem väterlichen Blick

überwältigt zu fühlen, ennuyirte er sich auf's Aeußerste. Er bewegte sich unbehaglich auf seinem Stuhle, kämmte seinen Hut mit seiner Hand, und beschäftigte sich zuletzt damit, seine Nägel zu schneiden. „Wenn er mich genug angestiert hat, wird er mir es vielleicht wissen lassen,“ dachte Philipp.

Als Vautrin die Muskeln seines Halses weniger gespannt fühlte, begann er zu sprechen. Er ließ Wein kommen. Er lachte und scherzte, und sprach von Allem, nur von dem nicht, was Philipp für am Wichtigsten hielt. Sie aßen zusammen zu Mittag. „Nun dies ist mir eine merkwürdige Art von einem Herrn,“ dachte der Sohn, „der mit seinem Bedienten zu Mittag ißt. Es muß in diesem Menschen irgend etwas sehr in Unordnung sein.“ Gegen Abend zog Vautrin die Schelle und bestellte ein Bett für seinen jungen Freund. Sie drückten sich auf das Freundschaftlichste die Hand und begaben sich dann zur Ruhe. Entschlossen, einige Erkundigungen über dieses Geheimniß einzuziehen, folgte Philipp dem Herzog in dessen Zimmer und fragte ihn, nachdem er die Thür abgeschlossen hatte: „Sag einmal Jack, wer zum Teufel ist dieser Kerl?“

„Er ist stets und immer, so wie Du ihn da geseh'n hast,“ erwiederte Herr Drake, „liebenswürdig und offenherzig.“

„Was will er denn mit mir?“ fragte Philipp.

„Du magst mich eben so gut fragen, welche Seite seines Schnurrbartes die meisten Haare hat?“ antwortete Jack.

„Es ist merkwürdig," fügte Philipp hinzu.

„Ungewöhnlich," erwiederte der Herzog, „und ein sehr guter Gesellschafter ist er, zum wenigsten wenn es ihm beliebt."

Am Morgen trat Vautrin, ehe Philipp nur aufgewacht war, in sein Zimmer und brachte ihm reine Wäsche und Rasirzeug. Er konnte den Jungen kaum aus den Augen lassen. Es schien, als ob er fürchte, daß Philipp fortlaufen werde. Sie machten einen Spaziergang zusammen, und er war ganz ungemein zuvorkommend. Er bestand darauf, daß Philipp rauchen sollte und kaufte Cigarren. Er spaßte mit ihm über einige vorbeigehende Damen. Er bat ihn beständig, in Wirthshäuser einzukehren und zu verlangen, was er nur wünsche.

„Das ist ja famos," dachte Philipp, „nur schwer zu begreifen."

Am Abend erklärte sich die Sache. Meister Drake ward in sehr höflicher aber äußerst verständlicher Sprache gebeten, das Zimmer zu verlassen. Er murrte und bat um die Anleihe eines halben Sovereigns, als wenn dies der Preis sich zu entfernen wäre. Zu Philipps großem Erstaunen gab der französische Herr seinem valet die verlangte Summe. Als Vater und Sohn allein waren, fand die folgende Unterhaltung bei einigen Cigarren und einem Glase Brandy und Wasser statt:

Vater: Komm ein bischen näher hier an das Feuer, ich wünsche Geschäftssachen mit Dir zu besprechen. Du hast, wie Drake mir sagt, ein erbärmliches Leben geführt. Ist das wahr?

Sohn (etwas schnippisch und ennuyirt): Ich habe so gut gelebt als ich konnte.

Vater: Ich kenne diese Art Leben — dieselben Lumpen von der ersten Woche im Jahre bis zur letzten am Leibe — ein Zweipenny-Bett in einem Nachthause, oder ein Versteck unter einem Heuschober. Nahrung, wenn das Betteln günstig gewesen ist, und keine, oder ein einem Hunde entrissener Knochen, oder eine aus einem Felde gerissene Rübe, wenn die halben Pencestücke selten sind. Ich kenne das.

Sohn (boshaft): Und wenn Sie's denn so gut kennen, so können Sie mir vielleicht sagen, was dabei herauskommt?

Vater: Nun, es ist ein niedriges Spiel und das einzige Resultat ist: — Lumpen und Hungertod. Du mußt dieses Leben verlassen und das Meinige verfolgen.

Sohn: Welches?

Vater: Ich habe nur diese Schelle zu ziehen, um zu befehlen was ich wünsche. Ich habe Geld genug, um der Hälfte der Kaufmannsläden in der Stadt meine Befehle zu ertheilen. Und dennoch arbeite ich nur eine Stunde,

während Du Dich den ganzen Tag abplagst. Willst Du Gemeinschaft mit mir machen?

Sohn: Was ist Ihr Geschäft?

Vater: Das Deinige — Geld zu erwerben. Du riskirst das Gefängniß und die Tretmühle für einige wenige Pence, ich speculire für Hunderte von Pfund Sterlingen für dieselbe Strafe. Du bist genöthigt unter den unmittelbaren Augen der Polizei zu arbeiten, weshalb die Chancen zu entwischen gering sind. Ich wähle aber meine eigene Zeit und bereite meine Pläne und Arbeiten so vor, daß sie sicher sind. Nach zehn Jahren von Mühseligkeit hast Du vielleicht fünf Schillinge in Deiner Tasche, während ich nach einigen wenigen Wochen ebenso viele Hunderte von Pfunden besitze. Warum zögerst Du, Dich mir zuzugesellen?

Sohn (nach einigem Nachdenken): Ich dachte mir es, daß Sie in dem Zweige arbeiteten. Aber sehen Sie denn nicht, weshalb Ihr Beruf schlimmer ist als der meinige? Es ist nicht der Mühe werth mich beim Kragen zu kriegen, während die Polizei in diesem Augenblicke hinter Ihnen her ist. Ich gehöre zu den kleinen Backfischchen, und schwimme durch die Netzlöcher; Sie sind aber ein großer Fisch und der Mühe werth gefangen zu werden. Hinter Ihnen ist man immer her; mich läßt man laufen. Es ist ganz hübsch von Ihnen, mir dies Anerbieten zu machen, aber ich bleibe lieber was ich bin.

Vater: Du schlägst es aus? Nun gut, Du hast ein Recht, Deine eigene Meinung zu behaupten. Es gibt aber einen anderen Umstand, dessen ich erwähnen will und welcher Deinen Entschluß hoffentlich ändern wird.

Sohn: Welchen? Heraus damit, ich will fort von hier.

Vater: Du bist mein Sohn.

Sohn: Haha! Aufschneiderei! Welches war meiner Mutter Name?

Vater (ärgerlich, daß die Offenbarung keine größere Wirkung erzeugt hat): Ich sage Dir, ich bin Dein Vater. Deine Mutter nannte sich Katharine Merton und starb im Gefängniß, als ich mich in Frankreich befand. Wir waren verheirathet.

Sohn (wüthend): Wer brachte meine Mutter in's Gefängniß? Sie ließen sie im Stiche. Sie würden mich ebenfalls im Gefängniß haben sterben lassen, wenn die Gemeinde nicht mehr Mitleid gehabt hätte, wie ein Vater. Es war einmal eine Zeit, wo ich Sie zu sehen wünschte. Jetzt ziehe ich vor, allein zu sein. Lassen Sie mich fort.

Vater (ruhig): Ich ließ Dich nicht im Stiche, Philipp. Ich kann Dich auf meinen Sachwalter verweisen, um Dich zu überzeugen, wie viele Versuche ich gemacht habe, mein Kind wieder zu finden. Du sollst

seine Rechnungen sehen. Man zwang mich, Dich zu verlassen. Ein Mann mit einem Herzen von Stein trennte den Vater von seinem Kinde. Er ist es, der mich dieses verzweifelte Leben zu führen zwang. Das Vermögen, auf welches wir ein Recht haben, ist uns vorenthalten und ehe ich verhungere und verfaule, will ich — will ich — Gott weiß was thun!

Sohn: Wer ist der Mann, welcher uns trennte?

Vater: Nathaniel Crosier, der Vater unserer gemordeten Mutter.

Sohn (plötzlich sich des ihm gemachten Anerbietens, auszuwandern, erinnernd): Das lautet wie Wahrheit. Ich kenne Crosier — ein alter Mann, gelb und gefurcht, mit einem kahlen Kopf und flaumigtem Haar wie ein junger Vogel. Warum bringen Sie ihn denn nicht vor Gericht?

Vater: Er weiß, daß ich dieß nicht wagen kann. Aber Du kannst und sollst es thun. Willst Du nun Gemeinschaft mit mir machen? Willst Du dem Schurken, welcher unsere Mutter in's Grab gebracht, welcher uns Beide zu Geächteten gemacht hat, erlauben, das Vermögen in Frieden zu verzehren, welches seine Schurkerei uns entrissen hat?

Sohn (nachdenklich): Ich will Ihnen das in zwei Tagen sagen. Aber, wie habe ich Sie denn zu nennen?

Vater: Mein wahrer Name ist Emile Vautrin. Nenne mich jetzt Monsieur Boustache.

Als drei Tage verstrichen waren, bezahlte Vautrin seine Rechnung im Hotel, und reiste, seine Wiedervereinigung mit seinem Sohne damit feiernd, daß er das Eigenthum im Hause respectirte, von dem Herzog und Philipp begleitet, nach London.

Funfzehntes Kapitel.

Liebe und Rache.

Philipp Merton trug herrliche Kleider und hatte an dem Abende, wo er sich in dem Reiter-Cirkus befand, Geld in Fülle in seinen Taschen. Er hatte noch bessere Kleidungsstücke in seinen Koffern in dem Hotel, wo er abgestiegen war. Glanzlederne Stiefeln, Sammetwesten, Hemden mit gestickten Vorderseiten bildeten Theile seiner Garderobe. Wir haben zu verschweigen, wie er seine Zeit hinbrachte und zu dem Gelde kam, welches seine Westentasche aufschwellte. Da waren Banknoten und Goldstücke in demselben Koffer im Hotel. Sein Vater, Vautrin, hatte seinem Sohne seit ihrer Zusammenkunft gar viele Dinge gelehrt. Aber wir reserviren diese Enthüllungen für ein anderes Kapitel, aus Furcht, daß unsere Leser sich weigern könnten, noch ferner mit einem so entarteten jungen Manne zu thun zu haben.

Er hatte die schöne Miß Lucy und ihre grimmige Dienerin verfolgt, als sie den Cirkus verließen, fest ent-

schlossen, ihr dicht auf den Fersen zu bleiben, und wenn sie einen Monat lang herumwandern sollte. Das junge Dämchen hatte sich mit der nach Elbury zurückkehrenden Menge vermischt, aber er verlor sie nie aus den Augen. Er sah sie sich die dunkele Gasse hinabbewegen, welche auf den Marktplatz führt, bemerkte wie sie ihr Kleid aufhob und ihren Weg auf den Fußspitzen durch den Schmutz nahm und dann einen Augenblick nachher die Hausknechtschelle des Royal George zog, desselben Hotels, wo er abgestiegen war. Einmal glaubte er wahrzunehmen, daß sie sich umblicke, gleichsam als wenn sie sehen wolle, ob er ihr folge. Er verbarg sich unter einem Thürweg und sah dann wenige Minuten nachher ein kleines Wägelchen aus der Remise hervorkommen, welches mit einem grauen Pony bespannt war. Beide weiblichen Gestalten nahmen darin Platz und das Thier that sein Bestes, fort zu traben. Für diese Nacht glaubte Philipp besser zu thun, die Jagd aufzugeben und zu Bett zu gehen.

Am nächsten Morgen ward dem Hausknecht ein Schilling in seine große Hand gesteckt. Der Mann hatte ihn zu verdienen, indem er die folgenden Fragen beantwortete: „Gehört der Miß Lucy — was zum Henker ist doch gleich ihr anderer Name? — Sie wissen — das graue Pony, was gestern Abend hier im Stalle war?“ — „Grüner Wagen? — Pony, geschwollene Kniekehle?“ fragte der

Hausknecht, und als Philipp auf Geradewohl erwiederte: „Ja wohl, ganz recht!“ fuhr der Bursche fort: „das gehört dem Herrn Crow, Schweinemetzger in Hillocks.“

Der schlaue Junge, welcher keine solche Verwandtschaft bei der schönen Lucy unterstellte — er war stolz geworden, seit-dem man ihm gesagt hatte, daß er von guter Geburt sei — weigerte sich, diese Aussage so ohne weiteres anzu-nehmen. „Nein, nein,“ rief er unwillig, „eine junge Dame und ihre Dienstmagd, welche vergangenen Abend im Reiter-Cirkus waren; Miß Lucy — wie ist doch gleich ihr Name?“ Ein neues Licht erleuchtete des Hausknechts trübes Gehirn. „Sie meinen Miß Lucy Grant? Ei, der ihr Pony hat keine aufgeschwollene Kniekehle. So ge-sund wie eine Zwiebel, Ohr und Alles.“ — „Ah! Miß Lucy Grant — ja, die meine ich!“ rief Philipp aus. Er erkundigte sich dann, ob die Familie noch an dem-selben Orte wohne, und erfuhr, daß „soviel wie er wisse, sie sich nicht fortgeschoben hätte.“ Er versuchte noch einige weitere Erkundigungen einzuziehen, indem er den Haus-knecht bat, ihm den nächsten Weg zu Miß Grant's Woh-nung zu zeigen, worauf er bedeutet wurde, schnurgerade auf der Swanboroughroute zu bleiben, bis er davor an-komme. Zuletzt zeigte Philipp dem Hausknecht ein halbes Kronenstück, worauf dieser alles sagte, was er wußte, in-dem er den Character und die persönliche Erscheinung des

Lieutnants Grant, R. N.[1] so gut wie möglich beschrieb und ihm die äußere Beschreibung seines Wohnhauses gab, damit er es sogleich erkennen könne.

Ehe die Uhr zwölf geschlagen, hatte Philipp gefrühstückt, war drei Meilen Weges gegangen, und besichtigte jetzt das Gebäude, um die Miethe und die Steuern schätzen zu können, welche der alte Seemann vierteljährig zu zahlen hatte. Er fand die Schaltern von einem schönen lebhaften Grün; es gefiel ihm die sorgfältige Art, in welcher die an dem Hause und um die Fensterflügel sich herwindenden Rosen gezogen waren, deren Zweige sich so regelmäßig anschmiegten, als wenn sie an ihren Plätzen fest gebunden worden wären; auch die Weiße der Fenstervorhänge hatte seinen ganzen Beifall. Der Garten, (Philipp schritt durch das eiserne Schwungthor, welches in einer Stechpalmenhecke angebracht war, durch welche keine Kanonenkugel hätte dringen können), war sehr nett arrangirt und die Blumen schön. Er errieth gar bald, wem die kleinen auf den Rosensträuchen bleichenden Blondenkragen gehörten, und fühlte sich überzeugt, daß der auf den Gartenstühlen des Rasenplatzes liegende große Strohhut das Eigenthum der von ihm gesuchten jungen Dame sei.

Ein schmaler Weg lief an einer Seite der uneinnehmbaren Stechpalmenhecke her. Von da hatte er eine Aussicht auf das Hintergebäude. Die grimmige Dienstmagd,

[1] Royal Navy. (Königliche Marine.)

welche mit einem Vogelkäfig und einer großen Wanduhr in dem Zimmer lebte, konnte er durch das Fenster sehen. Sie hatte etwas in dem Kübel auf der steinernen Treppe gewaschen. Ein Unterrock mit einem zart geformten Leibe hing auf einer Schnur, und obgleich er tropfnaß vom letzten Ausringen war, so hätte er seinen gestickten Saum dennoch küssen mögen.

Er stand zwei Tage lang auf der Lauer, aber umsonst. Als des Lieutenants Matrosenhut sich langsam über der Hecke her bewegte, war Philipp augenblicklich in einem Graben verschwunden. Er hörte eine jugendliche aber helle Stimme „Mary!“ ausrufen, und vernahm die ungehaltene Antwort: „Nun, was ist denn schon wieder los?“ Er war in der Abenddämmerung durch eine Hinterthür in das Innere des Gartens gegangen und schlich sich, jedes Geräusch auf dem Sandwege vermeidend, zu den Fenstern des Wohnzimmers gleicher Erde, aber er sah durchs Fenster nur ein verkürztes Bild des auf dem Sopha schlafenden Lieutenants. Auf einem Nebentische lag das Modell eines Schiffes, ein kleiner laut bellender Wachtelhund spielte auf dem Teppiche vor dem Kamine, aber nirgends bemerkte er eine Miß Lucy. „Wo zum Henker kann sie nur hingegangen sein?“ dachte Philipp, „sie geht nie aus, oder in den Garten. Welch ein wunderliches Mädchen!“ Entschlossen, sich nicht so leicht besiegen zu lassen, widmete er seiner Schönen noch einen andern Tag, aber obgleich

er zweimal mit genauer Noth der Entdeckung entging, so wurden seine Augen doch niemals durch den Anblick des schönen Mädchens erquickt. Der Wachtelhund war sein bitterster Feind geworden. Er stand an der Gartenthür Posten und suchte durch die schmalen Eisengitter nach ihm zu beißen. Er bellte, als wenn er ihn in Stücke zu reißen beabsichtige. Wenn er die Hecke entlang ging, so folgte er ihm, in bellender Wuth rund um sich herum tanzend. Lieutnant Grant, R. N., war so erstaunt über des Hundes Lebhaftigkeit, daß er einmal bis zur Gartenthüre ging und in die Straße blickte. Er sah nur einen sehr anständigen jungen Herrn raschen Schrittes in der Richtung nach Swanborough zugehen und schalt daher den Hund, indem er zu ihm sagte: „Was hast Du denn nur vor, Du kleiner Narr! kennst Du denn nicht einen Gentleman, wenn Du ihn siehst?“ Gegen fünf Uhr Abends ward Philipps Geduld indessen belohnt. Er dachte gerade sehr ernsthaft über den köstlichen Geruch eines wohl zubereiteten Bratens nach, als er plötzlich einen großen Strohhut erblickte; ihn überfiel ein Zittern. Zwischen den Bäumen in dem Obstgarten bewegte sie sich hin. Pfeilschnell flog er den Heckenweg herab, und war in einem Augenblick damit beschäftigt, seinen Hals in die Höhe zu strecken und so hoch zu springen, wie er nur konnte, um über die Hecke hinsehen zu können. Das Gesicht, umschattet von dem breiten Hut, sah sicherlich ungemein aus.

Sie las und hielt ihr Buch in einer blau geaderten Hand, mit einem Türkisring am zweiten Finger. Da wo die Hecke weniger dicht wurde, sah er wie sich ihre rothen Lippen bewegten und ihr rundes Kinn auf und niederfiel, als sie die Worte des Schriftstellers sich selbst wiederholte. Er fühlte, daß er sie anreden müsse und sollte es ihm das Leben kosten. „Wie geht's Ihnen, Miß Lucy?“ stammelte er ihr zu.

Sie blickte auf und antwortete: „Wie befinden Sie sich? Wollen Sie nicht eintreten und Papa sehen?“

Er fand dies auffallend, und erwiederte, die Einladung unbeachtet lassend: „Ich habe Sie nicht gesehen, seit wir uns im Reiter-Circus begegneten; sind Sie vielleicht krank gewesen?“

Dann erst schien sie zu bemerken, daß die Stimme die eines Fremden sei, denn sie ging auf die Hecke zu und blickte dazwischen durch. „Ich kenne Sie nicht — gehen Sie fort!“ war die einzige Antwort, welche er auf seine freundliche Nachfrage empfing.

Das Wachtelhündchen setzte den Streit fort, als seine Herrin sich zurückzog, und flog, sich durch die Sümpfe der Heckenbäume zwängend, rund um Philipps Beine herum, als wenn es sich den besten Platz aussuchen wolle, um hinein zu beißen. Zuerst nahm er seinen Hut ab und schleuderte ihn auf das Thier zu. Der Hund faßte ihn in einem Augenblick und begann ihn zu zerren und den

Erdboden damit zu schlagen. Aber plötzlich ward ein Rock über das kleine Ding geworfen, und ehe es nur um Hilfe heulen konnte, rannte Philipp, so schnell wie er nur konnte, durch das Feld mit ihm. Einige Schläge auf den Kopf und das Wachtelhündchen war in Untergebenheit geängstigt, und begann selbst die Hand seines neuen Eigenthümers zu lecken.

„Es mag Etwas durch diesen bellenden Liebling zu gewinnen sein," dachte Philipp, „gedruckte Zettel werden erscheinen und eine Belohnung bieten. Ich will ihn eine Woche lang behalten, und dann das Haus, mit dem kleinen Thiere im Arme, im Triumph betreten." Ein Mann, auf welchen sich Philipp verlassen konnte (er kannte gar manche merkwürdige Spießgesellen, welchen Niemand wie er selbst zu trauen wagte), unternahm es, das Wachtelhündchen an einem sicheren Orte aufzubewahren. In einem hinteren Keller des Wirthshauses zur „Büchse und Krähe" erhob das getreue Thier während der Nacht seinen Kopf, und wimmerte, ohne jedoch die Ruhe irgend eines lebenden Geschöpfes, ausgenommen der Ratten, welche zwischen den Bierfässern herumliefen, zu stören.

Als Philipp in sein Hotel zurückkehre, ward ihm gesagt, daß einer seiner Freunde, welcher sich im Gastzimmer befinde, sich nach ihm erkundigt habe. Er war völlig „wie vor den Kopf geschlagen," als er seinen Vater bei einer Caraffe Xereswein am Kaminfeuer sitzen sah. Der

Sohn hatte seinen Vater zu lieben gelernt; ihr Zusammentreffen war daher herzlich. Hätte er nicht einen Blick empfangen, so würde ihn Philipp „Vater" angeredet haben, allein Vautrin's rasches Auge hielt das Wort zurück. Als sie nachher in einem Privatzimmer zusammen zu Mittag speisten, machte der Franzose seinen Sohn auf diesen Gegenstand aufmerksam, indem er ihm sagte: „Jedermann weiß, daß derjenige ein weiser Vater ist, welcher sein eigenes Kind kennt; wisse und behalte aber ebenfalls, daß das ein ganz besonders kluges Kind ist, welches seinen Vater gelegentlich nicht kennt. Dein Name ist Merton, der meinige ist Boustache."

Vautrin war mehr zu seinem Vergnügen als in Geschäftsangelegenheiten gekommen. Seit dem Tode der Frau Crosier hatte die Familie das Haus in Swanborough nicht bewohnt. Da Elbury nur sechs Meilen von des Bankiers Residenz lag, so hatte Vautrin beschlossen — um sich zu amüsiren, wie er sagte — den Geburtsort seines „theueren Weibes" zu besuchen, um zu sehen, ob es stets noch dasselbe alte zweiflügelige Gebäude sei, wie er es gekannt habe." Die befremdendste Idee, welche er mit diesem Ausfluge in Zusammenhang brachte, war die, daß sie den Ort bei Nacht besuchen wollten. „Das Gebäude ist äußerst pittoresk," sagte Vautrin, „und bei einer schönen Mondnacht wirklich ein herrlicher Anblick. Ich möchte gern, daß Du es sähest, Philipp."

Vater und Sohn blieben während drei Tagen zusammen und vertrieben sich die Zeit auf das angenehmste, als ein Brief für „Monsieur Boustache“ ankam, nach dessen Lesen Vautrin erklärte, daß er am nächsten Morgen nach London zurückkehren müsse, weshalb sie diese Nacht nach Swanborough gehen wollten. Sie verließen das Hotel nach einem frühzeitigen Mittagsessen und beschlossen den Weg zu Fuß zu gehen. Aber ehe sie nur zwei Meilen gegangen waren, war Vautrin so glücklich, zweien seiner Freunde in einem Wirthshause an der Landstraße — ganz zufällig, wie er bemerkte — zu begegnen, welche ihm versprachen, daß wenn er ein Stündchen oder etwas länger trinkend mit ihnen hinbringen wolle, sie ihn in ihrem eigenen Fuhrwerke nach Swanborough und selbst wieder zurück fahren wollten, im Falle seine Zeit kostbar sei. „Es ist besser,“ antwortete Philipp. „Bei weitem,“ fügte Vautrin hinzu.

Obgleich es nur eine gemeine Bierkneipe war, so konnte man doch excellente Spirituosen bekommen und die Leute im Hause waren ungemein freundlich und aufmerksam. Philipp hatte unzählige Pfeifen geraucht und mehr Gläser geleert als er zählen konnte, als (gegen elf Uhr) Befehl gegeben wurde, das Pferd anzuspannen. Fort fuhren sie, nicht in einem raschen Schritte, denn das Thier schien steif und müde, als hätte man es am Tage zu sehr angestrengt, sondern sie ließen es vermittelst Peitschenhieben und Ziehen der Zügel langsam vorwärts hinken.

Wenn Crosier ein Edelmann anstatt ein Bankier gewesen wäre, so hätte er nicht großartiger und in einem besseren Herrenhause wohnen können. Die Gesellschaft sah den Wohnsitz schon eine halbe Meile weit entfernt von der Landstraße aus; ein graues, würdiges Gebäude, umgeben von dunkeln Bäumen. Da war kein Zweifel, Vautrin kannte das Terrain sehr gut. Er beschied den Kutscher, welchen Weg er nehmen müsse, um den Mann nicht aufzuwecken, welcher in dem Portierhäuschen am Eingange des Gartens schlafe; er leitete sie tiefgefurchte und unebene Heckenwege entlang, in welchen der Wagen auf- und abprallte bis die Sprungfedern beinahe gebrochen waren; und am Ende hielten sie vor einem Feldthore an, welches, wie er ihnen sagte, zu den Hintergebäuden des Wohnsitzes führe.

Hier stiegen sie aus, und das Pferd an einen Baum bindend, gingen sie vorwärts, indem Vautrin ihnen als Wegweiser diente und sie durch Obstgärten, dunkele Nußbaumalleen hinab, um mit Schilf bedeckte Teiche herum, über kleine Holzbrücken hin, an Treibhäusern und Gurkenbeeten vorbei führte, bis sie an eine eiserne Thür kamen, welche nach einem kräftigen Tritte an das rostige Schloß aufflog. Jetzt waren sie in dem Garten und standen vor dem Gebäude mit seinen großen steinernen rothbraunen Fenstern, seinem spitzen Dache und hohen Schornsteinen.

„Das ist das Geburtshaus Deiner armen Mutter," sagte Vautrin mit Stolz; dann fügte er wild hinzu: „Bei Gott, es soll eines Tages das unsrige sein, wenn wir einigermaßen Glück haben."

Zunächst besuchten sie die Nebengebäude, wobei Vautrin ihnen stets als Führer diente. Sie hörten die Pferde in den Ställen stampfen, und einer der Freunde bemerkte: „Gäule die Menge, Französchen, wenn wir sie haben wollen." Ein großer Hund, welcher laut gebellt hatte, stürzte sich der ganzen Länge seiner Kette nach auf die Eintretenden los; aber Vautrin schritt furchtlos auf ihn zu und warf ihn etwas him, was seine Wuth augenblicklich stillte und ihn so harmlos wie ein junges Kätzchen machte. Vautrin kannte jede Thür des Gebäudes so genau, wie das Alphabet. Diese führte zu den Scheuerbänken, jene zu der Küche, eine andere zu dem Holzkeller.

„Wo ist denn das Fenster, von dem Du sprachst?" fragte einer der Freunde. Der Cicerone führte sie alsdann zu einem Fensterflügel, welcher mit einer Schalter und eiserner Stange verschlossen, aber nur wenige Fuß vom Erdboden war. „Es war früher ein Bedienten-Schlafzimmer," sagte er, „aber jetzt schläft Niemand mehr da."

„Sollen wir die Scheiben poliren und ein bischen sehen, wie das Innere aussieht?" fragte einer der Freunde.

„Nun, das wäre ja eben kein Arg, sprich, Philipp?" antwortete Vautrin, sich zu seinem Sohne wendend, welcher

sich den Kopf zerbrach, um die Absicht der Männer zu entdecken. Keinem von ihnen war indessen Zeit gegeben, die Frage weiter zu besprechen, indem ein greller Schrei, welcher sie bestürzt zurücktreten machte, ihnen hinreichenden Beweis lieferte, daß das Zimmer von Jemandem bewohnt war, der wenn auch sonst unbewaffnet, einen gut geladenen Hals bei sich führte.

An diesem Morgen war Helena Crosier und zwei der Diener nach Swanborough zurückgekehrt, um das Haus für ihren Vater in Bereitschaft zu bringen, welcher ihnen einige Tage später folgen wollte. Sie hatte sich gefürchtet, in einem so großen Gebäude mit nur einem Diener und einer Dienerin allein gelassen zu werden, und hatte Letztere daher beredet, in diesem Zimmer zu schlafen, welches wegen seiner Niedrigkeit vom Erdboden das einzige war, wo ein Einbruch ohne große Mühe bewerkstelligt werden konnte. Als sie den Schrei hörte, stürzte sich Helene Crosier, anstatt in Ohnmacht zu fallen, auf ihre Schelle zu, um den in der oberen Etage schlafenden Bedienten zu wecken, und ergriff dann eine in ihres Vaters Zimmer über dem Kaminsims hängende stets geladene Flinte. Gleich einer muthigen Amazone riß sie das Fenster auf, und, einen Mann auf dem Rasenplatze vor dem Haupteingange stehen sehend, feuerte sie ab.

Es versteht sich von selbst, daß sie ihn nicht getroffen glaubte; wenn sie aber, statt in einem beinahe ohnmächtigen

Zustande rückwärts zu treten, ihren Hals vorgestreckt und gehorcht hätte, so würde sie eine Stimme gehört haben: „Hier! Zu Hilfe! Es ist um mich geschehen!“ und eine andere augenblicklich darauf erwiedern: „Bei Gott, Junge, sage das nicht! — ah! haltet ihn, oder er wird fallen!“

Die alte Schindmähre mußte nun so rasch galoppiren, als wenn sie nicht eine einzige Meile an diesem Tage getrabt hätte, denn Vautrin, welcher sich des dicken Endes der Peitsche bediente, schlug ihre Lenden damit, sobald der Schritt erschlaffte. Und zwischen den Schlägen drehte er sich nach Philipp um und bat ihn, nur ein bischen länger auszuhalten, denn „er solle bald ein wenig Brandy haben und in Kürze wieder ganz wohl und munter sein.“

Sechszehntes Kapitel.

Vautrin gibt seinem Sohne Arzneien und Rath.

Vautrin war einer jener stahlherzigen, weitsehenden Schurken, welche selbst in den verzweifeltsten Lagen niemals den Muth verlieren, bis die Möglichkeit der Entweichung sorgfältig gegen die der Gefangenschaft gesichert ist. An Verfolgungen gewohnt, kannte er die Grenze, wo die Gefahr begann und die Sicherheit aufhörte. Sein Puls schlug nicht um einen Schlag schneller, als er seinen Sohn um Hilfe rufen hörte. Bis die Wunde ruhig untersucht werden konnte, hielt er es für kindisch, sich der Besorgniß zu überlassen.

Seine Freunde, weniger ruhig als ihr Führer, waren, als sie Philipp wanken und beinahe zusammenfallen sahen, auf den Jungen zugestürzt, um ihn so schnell wie möglich fortzutragen. Vautrin hemmte kaltblütig ihre Hast. „Donnerwetter, wozu diese Eile," sagte er, sie zurückstoßend. „Es werden wenigstens zwanzig Minuten vergehen, ehe die Nachbarn erweckt sind. Laßt uns nicht wie ein Schwarm Krähen davonfliegen, weil eine Flinte abgefeuert worden ist."

Er nahm einen dicken, wollenen Shawl von seinem Halse und band ihn um Philipps blutende Schulter; er warf dann einen großen, schweren Ueberrock über seinen vor Kälte zitternden Körper. „Jetzt," sagte er, indem er sich seinen zaghaften Genossen zuwandte — „jetzt mögt Ihr ihn nehmen. Folgt mir so schnell Ihr könnt. Kein Blut kann durch seine Kleidung tröpfeln. Sie werden errathen müssen, welchen Weg wir eingeschlagen haben, und nicht im Stande sein, unsere Spur zu finden."

Statt auf dem Wege zurückzukehren, welchen sie gekommen waren, befahl Vautrin, die entgegengesetzte Richtung zu nehmen. Wo nur immer die Seiten des Weges mit Rasen bedeckt waren, ließ er den Wagen darüber herfahren, damit die Spuren der Räder verloren gingen.

Die zwei Freunde glaubten anfänglich, als sie sich in einer anderen Gegend bemerkten, daß Vautrin den Weg verloren habe. Trotzdem war der Einfluß, welchen der Franzose auf seine Genossen übte, so groß, daß eine geraume Zeit verfloß, ehe einer von ihnen ihm zu verstehen gab, daß er sich geirrt habe. Vautrin gab seine Vorschriften in so positivem Tone, daß seine Freunde sich kaum einbilden konnten, daß er den rechten Weg verloren habe. Zuletzt fand einer von ihnen hinreichenden Muth, um zu sagen: „Na, was hast Du denn eigentlich im Sinne, Französchen? Der Junge ist beinahe eine Leiche, und der

Gaul wird Hundefleisch,[1] wenn er noch viel weiter fortzuhinken hat, dennoch verläßest Du, statt irgend eine Kneipe an der Heerstraße aufzusuchen, wo man einen Tropfen Medicin[2] bekommen könnte, die Hintertrommeln[3] nicht, als wenn wir hierhergekommen wären, um zu sehen, wie das Korn stände. Was beabsichtigst Du zu thun?" Vautrin gab keine Antwort, aber es schien, als habe er die Frage gehört, denn er begann das Pferd heftig zu peitschen. Die zwei Männer, ärgerlich über solche augenscheinliche Geringschätzung, murrten in drohender Weise.

„Höll' und Tod! er denkt, daß ich ein bellender Hund bin," sagte der letzte Sprecher; worauf der andere hinzufügte: „Wenn man zusammen auf einen Fang ausgeht, so erwartet man ein Bischen mehr Leutseligkeit."

Vautrin, die Zügel in der Hand, fuhr einen Heckenweg hinab, gerade breit genug, um den Wagen darauf hinfahren zu können. Die Brombeersträuche strichen an die Wagenöffnungen und mußten zur Seite gedrängt werden, um die in dem Wagen sitzenden Gesichter zu schonen. Am Ende dieses engen Weges war eine ärmliche Hütte, vor deren Thür das Fuhrwerk so dicht an die Mauer anfuhr, daß Vautrin von dem Kutschersitze aus an ein kleines Fenster klopfen konnte, welches, von der Größe einer Rechentafel, in

[1] Pferdefleisch wird hier zur Nahrung für Hunde und Katzen verkauft und wird alsdann Hunde- oder Katzenfleisch genannt.

[2] Gin oder Brandy.

[3] Die Feldwege.

dem Strohdache angebracht war. „Komm' herunter, Tom, und bring' eine Laterne," sagte er zu einem struppigen Kopfe, welcher sich nach ein wenig Klemmen wieder aus dem Fensterchen arbeitete.

Jetzt waren die zwei Männer in Entzücken über die tiefe Schlauheit ihres Freundes. Sie fühlten nun die Gewißheit, daß die Verfolgung hier ganz außer Frage sei. Wenn man sie verfolgen sollte, so würde dies auf der Landstraße zwischen Swanborough und Elbury sein. Auch wunderten sie sich, daß Vautrin diesen bescheidenen Versteck nicht allein kannte, sondern auch genügende Macht über den Besitzer hatte, denselben aus seinem Schlaf zu wecken und ihm wie einem Dienstboten Befehle zu ertheilen.

Die Sache war einfach die, daß der Franzose, stets gewohnt, herunter nach Swanborough zu kommen, um sich des Banquiers Landsitz anzusehen, sobald er nach England kam, ein wildes Vergnügen daran fand, über seines Schwiegervaters Besitzthum hinzuwandern und Flüche auf den alten Mann auszustoßen. Er lebte in dem Wahne, daß nur er ein Recht auf diese reiche Domäne habe. Wenn diese Besuche stattfanden, übernachtete er gewöhnlich — nicht wünschend, daß seine Gegenwart bekannt werde — in dieser, dem struppigen Tom angehörenden, bescheidenen Wohnung. Der Mann war ein Gärtner von Profession und lebte, wie er sich ausdrückte, allein für sich.

Das Pferd war gestallt und die Krippe dermaßen mit Korn angehäuft, daß man einen Bäckerladen damit hätte versorgen können. Eine Bouteille spirituösen Getränkes ward auf den Tisch gestellt und Tom ersucht, sich zu Bett zu begeben. Die Spießgesellen wagten es nicht, Philipps Wunde in des Gärtners Gegenwart zu untersuchen. Philipps blasses Gesicht und Blicke des Schmerzes wurden „einem Falle von dem Wagen“ zugeschrieben.

Als die Diebsgenossen allein waren, wurden Philipps Kleider abgenommen und seine Schulter untersucht. Sie berührten die Wunde und drückten sie von allen Seiten, um zu entdecken, wo die Kugel liege. Diese ungeschickte chirurgische Behandlung verursachte fürchterlichen Schmerz, aber Philipp ertrug ihn ohne nur einen Laut hören zu lassen. Sein Vater befahl ihm beständig, „nicht aufzuschreien und den Mann über ihnen etwa zu wecken.“

Der Gärtner hörte in seinem Bette viele befremdende Töne, als er einzuschlafen versuchte. Es entging ihm nicht, daß die Männer sich in den Garten begaben und frisches Wasser an dem Brunnen holten; auch das Zerreißen der Leinwand, womit man die Wunde verbinden wollte, konnte er ebenso deutlich vernehmen, als das Ausschütten eines Wassereimers in den Misthaufen beim Schweinestalle. Er wunderte sich, was all’ dieser Aufruhr bedeuten könne und wünschte bei sich selbst, daß Leute ihre Hände zu gehöriger Zeit und an passenden Orten waschen möchten.

Alle drei Männer waren übereinstimmend der Ansicht, daß Philipps Wunde nichts zu bedeuten habe. Der Junge war die einzige Person, welche diese Meinung nicht theilte. Die Verletzung ward für eine Fleischwunde erklärt, welche in weniger als einer Woche heilen würde.

Als der Gärtner früh Morgens aufstand, war er erstaunt, die Herren rund um das Feuer herumsitzend und in tiefer Unterhaltung zu finden. Er fühlte, daß seine Gegenwart nicht gewünscht werde, warf einen Blick auf den jungen Herrn, welcher „vom Wagen gefallen war," und verließ dann das Zimmer, sich wundernd, warum sie den Jungen nicht zu Bett gebracht hätten, anstatt ihm drei harte Holzstühle zur Schlafstätte zu geben.

Vautrin, alias Boustache, hatte sich mit seinen Freunden berathen, was sie am nächsten Morgen thun sollten. Sie waren zu dem Entschluß gekommen, daß Vater und Sohn in der Hüttenwohnung bleiben, die andern zwei dagegen mit dem Wagen wieder in die Stadt zurückkehren sollten. In diesem besonderen Falle hegten die zwei Freunde die Ueberzeugung, daß der längste Weg in der Runde, wenn auch nicht der kürzeste, wenigstens der sicherste sei. Ein Umweg von beträchtlicher Länge war vorgeschrieben worden, um nicht in der Nähe von Swanborough oder Elbury vorbei zu kommen. Gegen Mittag war das steifbeinige Pferd aus dem Stalle gebracht und vor den rein gewaschenen Wagen gespannt, und, nachdem ein Krug

Bier in des Thieres Hals gegossen war, fuhren die Freunde fort.

Vierzehn Tage lang blieb der Franzose in des Gärtners Hüttenwohnung und wartete Philipp. Er verband ihm seine Wunde und that, was er nur konnte, um ihn zu heilen, ohne genöthigt zu sein, die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen. Kräuter, weiche Umschläge und Waschen mit kaltem Wasser ward angewendet. Das gelähmte Glied fing nach und nach an, wieder gesund zu werden. Es war beschwerliche Arbeit für einen Mann von so thätigem Leben, wie Vautrin, an einem Krankenbette zu warten, aber er schien niemals unruhig oder müde. Während das Fieber anhielt, verließ er den Jungen nicht eine Sekunde. Er bereitete ihm Thee von verschiedenen Kräutern, denen ähnlich, welche man in solchen Fällen in Frankreich eingibt. Er schien nie schläfrig, denn zu welcher Zeit Philipp auch in der Nacht aufwachte, sein Vater saß stets am Fuße seines Bettes und wachte über ihn mit einer feierlichen, beklommenen Miene. Ihre Augen begegneten sich dann wohl manchmal, aber Beide sprachen wenig.

Eines Tages, als Philipp beinahe wieder wohl genug war, um aufstehen zu können, fragte er Vautrin, an was er diese letzten Tage so erpicht gedacht habe.

„Wie ich diese lange Rechnung wieder bezahlen kann, welche ich diesem Crosier schulde!“ antwortete der Mann.

„Laß sie geh'n," flüsterte Philipp, zu ermattet, um große Erbitterung zu fühlen. „Es lohnt der Mühe nicht."

„Laß sie geh'n!" brüllte Vautrin, die Bettdecke mit seinen Fäusten schlagend. „Laß sie geh'n! Ich sage Dir, daß ich sie nicht eher in Ruhe lassen werde, bis ich diesen alten Mann um sein Leben bettelnd vor mir auf den Knieen liegen sehe. Ich will ihm das Geld ausspeien machen, was er uns gestohlen hat, während ich ihm den Hals so fest mit meinen Fingern zusammenschnüre, daß sie sich wie Hacken in's Fleisch einbeißen sollen." Dabei ergriff er Philipps Knöchel und drückte ihn so hart, daß der Junge ausrief: „Thu mit Crosier, was Du willst, brech' nur meine Knochen nicht!"

Als Philipp so weit hergestellt war, um sich wieder mehr mit der Außenwelt beschäftigen zu können, fragte ihn sein Vater während der Mittagsmahlzeit: „Wer das Mädchen sei, von welchem er in seinem Fieber gesprochen habe?"

„Habe ich von einem Mädchen gesprochen?" antwortete Philipp ausweichend.

„Ja, von einem Mädchen Namens Lucy," erwiederte der Vater kalt. „Wer ist sie und wo hast Du die aufgefischt?"

Der Junge suchte anfänglich die gewünschte Explikation zu vermeiden, aber Vautrin wiederholte seine Examination so ungestüm und hartnäckig, wie ein Advocat, daß eine fortgesetzte Weigerung der Untersuchung schwerlich ein Ende

gemacht haben würde. Zuletzt gab der Sohn eine etwas modificirte Erzählung seines Abenteuers im Reitercirkus, und seine darauf folgende höchst unbefriedigende Zusammenkunft mit dem hartnäckigen Mädchen.

„Sieht der Vater aus, als habe er Moneten?“ fragte Vautrin, als das Liebeskapitel zu Ende war.

Philipp gab eine günstige Beschreibung der Villa und fügte ferner hinzu, daß der alte Lieutenant in Elbury für wohlhabend und vermögend gelte.

„Warum heirathest Du denn das Mädchen nicht?“ sagte Vautrin.

Philipp lachte. „Das ist leicht zu sagen,“ antwortete er; „wie kann ich eine Frau ernähren?“

„Sagtest Du denn nicht, daß ihr Vater vermögend sei?“ entgegnete Vautrin mit Erstaunen, als ob er die Frage für sehr einfältig hielte. „Was verlangst Du noch mehr? Ich will Dir Geld genug leihen, um während der ersten Zeit die hierzu nöthigen Ausgaben bestreiten zu können. In ungefähr sechs Monaten kannst Du den alten Papa mürbe machen.“

„Ich sage Dir aber, daß ich die Familie gar nicht kenne. Ich habe das Mädchen nur einmal im Reitercirkus und über eine Hecke hin gesehen,“ erklärte Philipp. „Ich bin nie in ihrem Hause gewesen. Wie kann sie mich heirathen wollen? Sie würde mir in's Gesicht lachen!“

Dieß war in der Hoffnung gesagt, der Unterhaltung über diesen Gegenstand ein Ende zu machen, denn Philipp hatte bereits einen Plan ersonnen, wie und auf welche Weise er in der Grantschen Familie Fuß fassen könnte.

„Es ist eine herrliche Gelegenheit für Dich," fuhr der hartnäckige Vater fort, „und Du bist ein Thor, wenn Du sie vorbeigehen lässest. Wenn sie wissen wollen, wer Du bist, so sage ihnen geradezu, daß Du Merton Vautrin, Crosiers Enkel bist. Er ist hier in der ganzen Umgegend wohl bekannt und das ist allein hinreichend, einen Löwen aus Dir zu machen. Sie werden sich einbilden, daß Du Geld in Masse hast und Dich auf der Stelle lieb gewinnen. Ich will Dir eine Kopie vom Heirathsscheine Deiner Mutter einschicken, im Falle irgend Streit entstehen sollte. Jedenfalls bleibe aber einen Monat in Elbury wohnen und sehe, wie sich die Dinge gestalten. Mit dieser verletzten Schulter bist Du jetzt doch nichts werth für Arbeit in London. Behalte Muth und gehe hin und gewinne."

Das war tröstend für Philipp und spornte ihn an, über die Ausführung dieses Planes nachzudenken und sein Gehirn in Arbeit zu setzen. Er war allerdings des reichen Banquiers Enkel, aber er wußte, daß es ein Betrug sei, sich in diesem Falle des Titels der Verwandtschalt zu bedienen, wo die Erziehung, Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit, welche solch eine Angabe in sich schließt, ganz und gar fehlte. Prahlen ist eine lächerliche Bratpfanne und früher

oder später tröpfelt die Wahrheit aus. Wenn jemals gewispert werden sollte, daß er eines Banquiers Enkel, ein Arbeitshausvogel, ein Landstreicher und ein Straßenbettler gewesen sei, so hegte er die Ueberzeugung, daß das Blut der Crosiers, wie rein es auch sein möchte, ermangeln würde, solcher Schwärze eine gesunde Farbe zu geben.

Vautrin vergaß beinahe gänzlich seine geschworene Rache auf den Banquier, in dem Interesse, welches er an dem neuen Plane seines Sohnes nahm. Wenn sie so jeder an einer Seite an dem Backsteinherd der Gartenwohnung saßen, waren ihre Gedanken beständig mit diesem Gegenstande beschäftigt. Manchmal pflegte der Vater nach stundenlangem Schweigen aufzublicken und zu sagen: „Wenn sie dem alten Crosier etwa Fragen stellen sollten, so würde er sich fürchten, die Wahrheit zu gestehen.“

Hierauf erwiederte Philipp nach einer langen Ueberlegung:

„Angenommen, sie thun es, und der alte Mann würde mich zum Teufel jagen, was dann?“ Anstatt eine prompte Antwort zu geben, blickte Vautrin in das Holzfeuer, und lange nachher, als wenn er die Sache tief geprüft hätte, antwortete er dann: „Er wird seinen Mund halten und um seinetwillen schweigen. Ohnedem würde er froh sein, Dich ehrbar versorgt zu wissen. Gehe hin und gewinne. Die Welt liegt so glatt wie ein Gartenweg vor Dir.“

„Angenommen, sie fänden aus, daß ich geschmissen [1] habe," wisperte Philipp, indem er sich sorgfältig nach allen Seiten im Zimmer umblickte.

„Wenn das möglich wäre," versetzte der Vater, „so würde die Polizei schon längst die Entdeckung gemacht haben. Habe keine Angst dieserhalb. Du bist ein furchtsamer Hase."

„Gut, aber angenommen, sie thäten es?" drängte der Sohn.

„Und welches Leid könnte Dir das bringen, wenn Du mit ihr verheirathet wärest?" erwiederte der Vater. „Bildest Du Dir vielleicht ein, daß des Mädchens Vater einen Constabel in's Haus rufen und Dich ihm überliefern würde? Ei, gerade er würde der erste sein, alles mögliche anzuwenden, um die Sache im Dunkeln zu lassen. Sei doch kein Thor. Heirathe das Mädchen, und Deine Zukunft ist eine behagliche."

Als die verwundete Schulter völlig geheilt und Philipp wieder stark genug war, das Gewicht seines Rockärmels ertragen und seinen Arm ohne Binde halten zu können, sprach Vautrin von der Rückkehr nach London. „Der Herzog, den Du Drake nennst, könnte Verräther werden und das Anerbieten machen, als Kronzeuge gegen mich aufzutreten," sagte er lachend, „wenn ich ihn nicht stets

[1] To smash, schmeißen, zerschmettern, bedeutet in der englischen Diebessprache falsches Geld unterbringen.

unter meinen Augen habe und sein Memmenherz in Unterwürfigkeit halte.“ Noch ein anderer sehr dringender Grund, weßhalb Philipp so schnell wie möglich seine Erscheinung in dem Hotel in Elbury machen sollte, wurde von diesem zur Sprache gebracht.

„Angenommen, sie glauben, daß ich ausgerissen bin und haben meine Koffer aufgebrochen?“ stammelte er hervor. „Das würde mich gar kochen. Sie würden da genug finden, um meinen Heirathsaussichten ein Ende zu machen.“

Er wußte, daß der falsche Boden seines Reisekoffers mehr wie genug enthielt, um ihm zum wenigsten sieben Jahre Gefängniß zu sichern.

Am Tage, wo Vater und Sohn sich trennten, sagte Vautrin, als er des Jungen Hand liebevoll drückte: „Schreibe mir sobald wie möglich, Philipp, und sage mir, wie Du mit dem Mädchen vorwärts schreitest.“

„Und wenn ich nicht vorwärtsschreite?“ stammelte der Sohn.

„Zum Henker, Junge? Du hast immer irgend ein Bedenken mir in’s Gesicht zu schleudern,“ erwiederte Vautrin leidenschaftlich. „Du sprichst, als wenn Dir nichts daran läge, das Mädchen zu gewinnen. Setze es Dir in den Kopf, sie besitzen zu wollen und Du wirst sie alsdann sicherlich haben. Du hast nicht halb mein Temperament, oder, Donnerwetter! Du würdest nicht in diesem verzagten

Tone sprechen. Ei, sieh' mich einmal an. Ich habe geschworen, den alten Crosier auf den Knieen zu meinen Füßen zu haben, um nichts weniger, als um sein Leben bettelnd. Das ist eine schwierigere Aufgabe, wie die Deinige. Ich zweifle, ob der alte Mann selbst dann knieet, wenn er sein Gebet sagt, so groß ist sein Stolz. Du mußt von heute an in einem Jahre verheirathet sein und ein Kind auf Deinem Knie haben, wenn Du ein wenig gewitzt bist. Komm' Philipp, versuche ein Bischen mehr Teufel in Deinen teigigen Kopf zu pfropfen, und gehe an die Arbeit, als wenn Du etwas von Deines Vaters Herzhaftigkeit in Deinem Leibe hättest."

So trennten Sie sich: der Vater bedauernd, als er seines Weges entlang ging, daß sein Junge in Beziehung auf Temperament zu sehr auf seine Mutter arte; und Philipp entschlossen, alles aufzubieten, daß Lucy Grant ihren Namen für Lucy Vautrin umtausche, ehe sie nur einen Monat älter sei.

Siebzehntes Kapitel.

Wie Philipp zu bedeutenden Summen Geldes kam.

Wenn ein junger Mensch, dessen Vater sich nicht in blühenden Verhältnissen befindet, im Besitze von großen Summen Geldes angetroffen wird; wenn er keine Beschäftigung hat und demungeachtet wie ein Regent-street-Dandy einhergeht; wenn sein Leinen von feinem Gewebe und oft gewaschen ist; wenn er seine Flasche Wein der der besten Gesellschaft zur Seite stellen kann: so ist es keine ungewöhnliche Sache, daß man sich erkundigt, wie dieser junge Mensch es anfängt, auf so hohem Fuße zu leben und wer für den Aufwand zu zahlen hat. Hätte man Philipp mit solch einer plumpen Frage ennuyirt, so würde er die frechste Antwort gegeben haben, welche er in der Eile hätte finden können, denn er konnte äußerst grob sein. Wenn es ihm in milderen Augenblicken manchmal einfiel, sich in irgend eine Erklärung wegen dieses sonderbaren Phänomens einzulassen, so gab er vor, daß eine reiche Dame sich in ihn verliebt und ihm ihre schwere Geldbörse zur Verfügung gestellt habe, oder, Herrn Nathaniel Crosier,

Esquire, dem alten Banquier, verdanke er sein reichliches Einkommen. Aber, leider, war es weder der Großvater, noch die reiche Dame, welche von Philipps extravaganter Lebensweise zu leiden hatte. Philpp bezog sein bedeutendes Einkommen von den Handels- und Geschäftsleuten. Sie waren die Opfer, welche ihn mit dem Ueberfluß in allen Dingen versorgten. Kurz, Philipp war Unterbringer von falschem Gelde, oder um das Rothwelsch seiner Klasse anzuwenden, ein „Schmeißer" geworden.

Eine fürchterliche Scene hatte zwischen dem jungen Manne und seinem Vater kurz nach ihrer Zusammenkunft in Derby stattgefunden. Der alte Missethäter hatte hart daran gearbeitet, seinen Sohn auf dieselbe Sprosse wie sich selbst herabzubringen — ihn mit dem lasterhaften Schmutz zu besudeln, welcher seine eigene Natur befleckte. Es war in der That schrecklich, wie dieser Vautrin sein Kind zu einem Handwerke verleitete, das seiner Seele Untergang sein mußte. Es ist wahr, dieser Mann lachte der Welt und nannte Rechtschaffenheit unentdeckten Betrug; es ist wahr, er betrachtete Diebstahl nur als eine nicht anerkannte Profession; demungeachtet hatte sein Herz eine Ahnung von Recht und Unrecht, welche ihm leicht zwischen Verbrechen und Tugend zu unterscheiden erlaubte.

Das einzige Wesen, welches er in der Welt liebte, war Philipp. Mit jedem Tage wuchs seine Liebe für den Jungen. Er war nicht minder stolz auf die Stärke seines

nervigen Arms, als auf das hübsche Gesicht und die anmuthige Gestalt seines Sohnes.

Er betrachtete es als ein ihm dargebrachtes Kompliment, wenn er Arm in Arm mit Philipp ging und irgend Jemand denselben mit Interesse anblickte. Er war stolz darauf, daß seinem Abkömmling so viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde und wiederholte unwillkürlich Redensarten wie diese: „Ich erzeugte ihn — er ist mein!“ oder: „Sehen Sie ihn sich lieber noch einmal an, mein Herr, denn es wird lange Zeit vergehen, ehe Sie einen andern wie ihn zu Gesicht bekommen.“ Was war denn aber die Ursache, daß Vautrin solche üblen Pläne mit dem Jungen hegte?

Die Wahrheit war, daß Vautrin seinen Sohn fürchtete. Er hatte eine plötzliche Zuneigung für ihn gewonnen, und bei Männern von seiner Art sind solche Zuneigungen heftig und unregierbar. Mit seiner Liebe war eine gewisse Eifersucht gemischt, daß eintretende Umstände seinen Sohn möglicherweise von ihm trennen möchten. Bis zu dieser Zeit wußte er, daß des Jungen Leben, wenn auch weniger einträglich, jedenfalls unvergleichlich ehrbarer und rechtschaffener gewesen war, als das seinige. Es ist daher nicht schwer zu verstehen, wie entartet und lasterhaft Vautrins Existenz gewesen sein mußte. Er lebte in beständiger Furcht, daß Philipp auf irgend eine Weise seine Missethaten kennen lernen, voll Entsetzen sich von ihm abwenden möchte, und

das war es, was Vautrin quälte und irritirte. In ihrer täglichen Unterhaltung sprach sich der Junge zu Zeiten kühn über gewisse Unsittlichkeiten der Welt aus und schien ein starkes Bewußtsein von Rechtschaffenheit in seinem Herzen zu tragen. Vautrin zitterte jedesmal, wenn Philipp moralisirte. Die kunstlos erdachten und schlecht ausgedrückten Begriffe von Tugend erzeugten mehr Wirkung auf seinen Geist, wie die beste gestielte Predigt von einer Kanzel herab. Ein wilder Entschluß kam in des Mannes Brust, daß, wenn sein Junge je versuchen sollte, sich von ihm abzuwenden, so wollte er eher das Leben wieder nehmen, welches er erzeugt hatte, als von seinem Kinde verlassen und verachtet werden.

Dieser Vautrin begriff, daß die einzige wirksame Methode, seinen Sohn eng an sich zu fesseln, die sei, ihn so schlecht wie sich selbst zu machen. Wenn er den Jungen bis zu diesem Grade der Entartung gebracht, dachte er, würde dann einige Sympathie zwischen ihnen entstehen. Es war eine Sache der Zeit, wie Vautrin glaubte, aber eine sichere Sache. Er bereitete sich daher kaltblütig vor, sein Kind dem Verderben zuzuführen. Er hielt gleichsam die Leiter fest, damit sein Sohn beim Ersteigen derselben zum Galgen nicht etwa herabfallen und seinem Schicksale entgehen möchte.

Er ergriff jede Gelegenheit, seine Lehren in Philipps Geist einzutröpfeln. Wenn er eine Zeitung aufnahm, so

hatte er verschiedene Bemerkungen zu machen, welche Alle auf seine unehrliche Philosophie Bezug hatten. „Eine respectable Liste von Bankerotten,“ murmelte er, während sein Auge die Columne herabblickte, „einer von 60,000 Pfd. Sterling, und ein anderer von 30,000 Pfd. Sterling. Fahrt nur so fort, edele britische Kaufleute, das ist der rechte Weg zu stehlen!“ Fand er unter den Polizeinachrichten einen Bericht, welchem zu Folge ein Mann wegen Diebstahls eines Stückes Tuch zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, so ward er purpurroth vor Zorn und rief aus: „Das ist Gerechtigkeit, ah, schöne Gerechtigkeit! Hier ist ein Schurke, der Waaren im Betrage von 30,000 Pfd. Sterling stiehlt, und ein anderer, welcher einen lumpigen Tuchrest im Werthe von vier Schillingen stibitzt. Der Eine ist von seiner Schuld entledigt nach Hause geschickt und in eine Stelle placirt, welche ihn in den Stand setzt, am nächsten Tage wieder auf's Neue zu stehlen. Der Andere, welcher sich zum Dieb gemacht hat, um vielleicht nur seinen Hunger zu stillen, ist in ein Gefängniß geworfen, welches er nach drei Monaten als ein gebrandmarkter Uebelthäter verläßt. Welchen von Beiden nennst Du nun den Schurken, Philipp?“

Der Junge stimmte natürlicherweise seinem Vater bei, daß der kleine Dieb im Vergleiche zu dem Bankerottirer ein Engel von Reinheit sei. Er schenkte der Milde des Gesetzes keinen Glauben, welches der Menschen Handlungen

nur nach den Absichten, nach den Beweggründen der Handlungen aburtheilen kann, sondern erklärte die in beiden Fällen ausgesprochene Gerechtigkeit in so lauter Sprache, wie sein Vater, als einen Scandal und eine Schande für das ganze Land.

„Stehle nie Kleinigkeiten, mein Junge," sagte Vautrin bei solchen Gelegenheiten zu seinem Kinde. „Ich greife die Welt stets mit ihrer eigenen Weisheit an und handle zufolge ihrer weisen Maximen. Nun sagen die Leute, daß es gleichmäßig verbrecherisch sei, einen kupfernen Farthing oder tausend goldene Sovereigns zu stehlen. Mein einfacher Menschenverstand sagt mir daher, daß, da es ganz dieselbe Sache für meine Seele, aber nicht dieselbe Sache für meine Tasche ist, die Tausende vorzuziehen sind."

Ueber Böses zu lachen, heißt es sanctioniren; Philipp adoptirte nun sicherlich die Schlechtigkeit seines Vaters; er brüllte vor Lachen über die Verschlagenheit der Folgerung, bis seine Kinnbacken einen Anfall von Krampf fühlten.

Eine andere von Vautrin's Beweismethoden war diese. Er blieb mit seinem Jungen in der Straße stehen, und, zuerst auf irgend einen warmgekleideten und augenscheinlich wohlhabenden Mann zeigend, welcher gemächlich in seiner Equipage vorbeifuhr, sagte er: „Siehst Du diesen reichen alten Spitzbuben sich in seiner verwünschten Equipage rekeln?" Dann wies er auf irgend einen zerlumpten, halb-

verhungerten Knochensammler, und fügte hinzu: „Und siehst Du diesen armen, elenden und mit Schmutz bedeckten Kerl dort?“ Philipp gestand natürlicherweise, daß seine beiden Augen die fraglichen Personen gewahrten. „Und nun,“ fragte Vantrin, die Stirne runzelnd, „sage mir, welches Recht der alte überfette Spitzbube hat, von einem Paar Pferden dahin gefahren zu werden, während jener elende Sterbliche nicht einmal einen Bissen Brod besitzt?“ Wenn Philipp keinen Versuch machte, dieses Problem zu lösen, fügte Vautrin hinzu: „Dieser fette Bürger hat seine Braten und vollen Bouteillen, und esse und trinke er auch so viel er will, er kann weder Schüssel noch Flasche leeren; und thäte er es, so würde es nur der Unterschrift seines Namens auf ein Stückchen Papier bedürfen, und bei der ersten Vorzeigung der Anweisung würden sofort Karren voll Lebensbedürfnisse für seinen Gebrauch vorgefahren kommen. Durch welches Recht hat er Alles in solchem Ueberflusse und dieser Straßenwurm so wenig? Betrachtest Du es nun als ein Verbrechen, wenn der verhungernde Bruder seine Hand in die Tasche des vielfräßigen steckt und sich wenigstens für einen Tag Nahrung daraus hervorholt?“ Philipp hielt eine solche Handlung für keine sehr böse. Die glänzende Logik seines Vaters hatte ihn irre geleitet und geblendet. Er hörte zum ersten Male derartige Folgerungen und wurde von ihnen überwältigt. Demungeachtet dachte er aber nicht im entferntesten daran, dem armen

Knochensammler eine der vielen Silbermünzen, welche er in seiner Tasche trug, zukommen zu lassen.

Da Vater und Sohn beständig zusammen waren und jeden Tag zum wenigsten eine dieser teuflischen Unterhaltungen geführt wurde, so machte des Jungen unsittliche Erziehung rasche Fortschritte. Da ihm stets wiederholt wurde, daß Diebstahl das große Lebensprincip sei, und daß es keine Sünde für den Bedürftigen sei, den Reichen zu berauben, so geschah es, daß Philipp steif und fest an die Wahrheit dieser Lehre glaubte. Es war eine Art von Philosopbie, welche ein fauler Mensch leicht zu glauben geneigt ist. Die anhaltende Arbeit an einem Pulte, die Sclaverei von neun Uhr Morgens bis acht Uhr Abends schien fürchterlich, im Vergleich zu einem glänzenden „Fange“ pr. Tag und einer vollen Tasche.

Als dem Jungen gutes Essen, gute Wohnung und gute Kleider völlig zur Gewohnheit geworden waren, erklärte ihm Vautrin eines Tages plötzlich, daß seine Mittel zu Ende seien, und fragte ihn dann, was er für seinen ferneren Lebensunterhalt zu thun gedenke. Dies befremdete Philipp. „Du hast verschiedene Carrieren in der Welt vor Dir. Du magst wieder aufs Neue betteln gehen, wenn Du willst, oder ich will versuchen, Dir einen Platz als Packträger, oder vielleicht als Commis zu verschaffen, was Dir Deine ehrlichen 30 Pfd. Sterling jährlich einbringen

kann. Was gedenkst Du zu thun? Ich selbst muß irgend etwas anfangen, denn ich bin gänzlich abgebrannt."

„Was wirst Du thun?" fragte der Junge.

„Was ich thun werde ist Deine Sache nicht," antwortete Vautrin, während sein Herz vor Angst schlug, daß der Junge derselben Meinung vielleicht nicht sein sollte. „Ich erwerbe mir einen guten Lebensunterhalt in einer höchst merkwürdigen Weise. Ich habe meine eigenen, besonderen Grundsätze, welche ich Dir nicht empfehlen mag. Ich kann nicht mit Brod und Käse zum Mittagstisch vorlieb nehmen, oder nur ein Hemd pr. Monat tragen. Du mußt sehen, wie Du ohne mich in der Welt fertig wirst."

„Warum?" erwiederte Philipp, niedergeschlagenen Tones. „Warum kann ich denn nicht dasselbe Geschäft wie Du betreiben?"

„Weil," sagte Vautrin, „Du nicht von demselben Stoff wie ich gemacht bist. Ich sehe kein Verbrechen darin, mir selbst die Bedürfnisse zu verschaffen, welche mir die Welt, und wenn ich so lange darum betteln wollte, bis mir die Zunge vertrocknete, verweigern würde."

Dann folgte eine lange Rede, in welcher der verschmitzte Versucher von seinem Lieblingsthema über Recht und Unrecht des Eigenthums Gebrauch machte. Er schilderte in herrlichen Farben das glückliche Leben, welches er

führe, und die geringe Gefahr, welche er laufe. Als Philipp alles dieses hörte, ward sein Interesse auf's Aeußerste gesteigert, und, obgleich er auch die Lösung des Räthsels zur Hälfte errieth, so war er dennoch sehr besorgt, den besonderen Charakter des so einträglichen Geschäftes seines Vaters kennen zu lernen.

Und wenn ihm Vautrin zuletzt frei und offen gestand, daß er ein Uebelthäter und systematischer Uebertreter der Landesgesetze sei, daß er raube und stehle, um seine Existenz zu fristen; wenn er kühnen Tones und in großsprecherischer Weise hinzufügte, „daß er sich nicht schäme, zu gestehen, einer der Hauptleute der stehenden Armee der Armuth zu sein, welche den ewigen Krieg der Entbehrung mit ihren Feinden, den Reichen, fechte" — wenn er dies that, blickte Philipp seinen Vater, anstatt sich mit Abscheu von ihm abzuwenden, mit Bewunderung an. Zuletzt warb sich Philipp im Dienste dieses Armenhauptmannes an, der ihm versicherte, daß er nach einigem Einexerciren rasch steigen würde.

Da nunmehr keine Bemäntelung mehr nöthig war, redete Vautrin frei und offen. Er fühlte, daß er seinen Sohn mehr wie je liebe, weil er sich entschlossen habe, die Schlechtigkeiten der Welt mit ihm zu theilen. Er gelobte ihn zu beschützen und ihn vor jeder Entdeckung fern zu halten. Er wollte ihn in der Stunde der Gefahr, wenn es nöthig, selbst aus den Händen der Policemen reißen.

Philipp sollte sich dieserhalb nicht kümmern und guter Dinge sein. „Später," fügte Vautrin hinzu, „wenn der Reichthum groß genug ist, um uns zu befriedigen, wollen wir uns von der Arbeit zurückziehen und uns der Welt zugesellen. Sie wird uns, mein Junge, mit offenen Armen empfangen, sobald wir ihr unsere Geldbüchse in das Gesicht rasseln können. Wir wollen „Ehrlichkeit" zu dem Geklimper unserer Börse singen, denn das ist die einzige Musik, zu welcher der Gesang der Welt gesungen werden soll. Wenn die Leute uns reich genug finden, um würdig zu sein bestohlen zu werden, werden sie uns einladen zu ihnen zu kommen, um über die Diebe zu raisonniren. Sobald wir unsere Nachbarn überzeugen, daß wir nicht den Wunsch hegen, sie zu plündern, werden sie uns ehrlich nennen. Beantworte mir dies, Philipp: wenn Betrug seine Narben wie Blattern in dem Gesichte zurückließe, wie viele Leute würde man während des Tages mit einem narbenlosen Gesichte sehen? Ha, ha! Tugend ist der größte je in's Leben gebrachte Schwindel."

Wie schrecklich und fürchterlich dies auch klingen mag, Philipp sah dennoch kein Laster in jenen Worten, sondern lachte mit seinem Vater.

Ehe einige Tage vergangen waren, hatte der Sohn seinen ersten Unterricht in der Schurkerei genommen. Vautrin sagte ihm, daß der größte Profit beim Unterbringen von falschem Gelde zu machen sei. „Schmeißen ist eine leichte

Arbeit und bezahlt sich gut," sagte der Vater, „ich kann's nicht mehr thun, ich bin zu alt. Meine Gesichtszüge haben einen besonders harten Ausdruck, welcher die Leute auf ihrer Hut zu sein mahnt. Sie würden mich nie vergessen. Aber mit Dir ist es etwas anderes, indem Deine Gesichtszüge sich mit jedem Tage ändern; selbst eine jede Woche ändert schon Dein Aussehen. Es ist ferner Deine erste Erscheinung in London und die Polizei kennt Dich nicht. Du hast eine sichere Zweijahrsarbeit vor Dir, ohne nur den geringsten Argwohn zu geben. Ich werde Dich dann von dieser Arbeit nehmen und Dir eine andere geben. Du hast ein artiges Benehmen und Deine Stimme einen offenherzigen und aufrichtigen Klang. Ja, für zwei Jahre bist Du so sicher wie die Londonbrücke."

Um den Neuling in seinem Berufe einzuweihen, begleitete ihn Vautrin auf seiner ersten Schwindelexpedition. Sie traten in ein Wirthshaus und bestellten zwei Gläser heißen Brandy und Wasser. Mit der Frage „wie viel" schmiß Vautrin einen guten Sovereign auf den metallenen Schenktisch, daß er hoch auf demselben aufsprang und den dem ächten Golde eigenthümlichen Schall hören ließ. Der Schenkbursche nahm den Sovereign, prüfte ihn, und war eben im Begriffe das übrige Geld herauszugeben, als Philipp, sich an seinen Vater wendend, sagte: „Wozu läßt Du nur einen Sovereign für eine Ausgabe von acht Pence wechseln? Laß mich bezahlen." Der Schenkbursch reichte

Vautrin, dies hörend, sein Geldstück wieder zurück. In seinen Taschen suchend, entdeckt Philipp indessen, „daß er nicht genug Silber habe," worauf Vautrin dem Burschen zum zweiten Male den Sovereign einhändigt; aber dieses Mal ist es nicht der ächte, sondern ein falsches Goldstück — eins, was geschickterweise im Rockärmel verborgen war. Der Schenkbursche, ärgerlich über den Zeitverlust und seine Kunden nicht argwöhnend, ergreift das Goldstück und zahlt ihm, ohne es einer ferneren Prüfung zu unterziehen, das nöthige Silber aus. Nicht eher als beim Zubettgehen des Wirthes, wo die Lederhose geleert wird, ist der Betrug entdeckt. Nach dieser That deutete Vautrin seinem Jungen an, daß ein wenig legerdemain dazu nöthig sei, und gab seinem Zöglinge in der besten Laune den nothwendigen Unterricht, um sich zu vervollkommnen.

Vater und Sohn arbeiteten während einer ganzen Woche zusammen, und der Profit war enorm. An einem einzigen Abende vollbrachten sie die gleiche Betrügerei in acht Wirthshäusern. Da Philipp als ein Anfänger zaghaft war und seine Angst sich auf seinem Gesichte blicken ließ, so schminkte Vautrin, ehe sie ihre Wohnung verließen, des Jungen Wangen, damit ihre Blässe keine Aufmerksamkeit erregen solle. „Nun," sagte der Vater, als er den Carmin wieder in die Schublade legte, „nun magst Du so weiß wie ein Ei werden, Du kannst die Farbe einer Ohrfeige nicht wegängstigen. Das ist die Mischung. Eine Finger-

spitze voll und Du siehst so kühn wie ein Pedell der Bank von England aus.

Es war Vautrin's Gewohnheit, niemals lange in einer Gegend zu bleiben, wo er erfolgreich gewesen war. Er nahm ein Cab, als er das Wirthshaus verließ, und brachte ohne Unterschied jedesmal eine Meile zwischen sich und seine Opfer. Bei dieser Arbeit verwandelte Vautrin seinen Mund in eine Börse und trug das ungesetzliche Geldstück in der Backenhöhlung. Lange Uebung befähigte ihn, selbst dann mit großer Leichtigkeit zu sprechen, wenn er ein halbes Dutzend dieser Stücke neben seiner Zunge liegen hatte.

Die Sorge, welche dieser Vater für sein Kind hegte, während er ihm seinen übelen Lebenswandel lehrte, war rührend mitanzusehen. Er traute ihm nie allein die Arbeit an. Aus seiner Schnelligkeit machte er eine Wissenschaft. „Da gibt es Narren, Philipp," sagte er zu dem aufmerksamen Jüngling, „welche diese Arbeit bandenweis verrichten. Sie bedienen sich so vieler Hände, um einen falschen Sovereign unterzubringen, wie man zu dem Verfertigen einer Stecknadel anzuwenden pflegt. Aber der einzige sichere Plan ist, „den geraden Weg einschlagen" — sei stets allein an der Arbeit. Die Dummen sind durch ihre große Anzahl dem Verderben zugeführt. Da ist einer, welcher „schwingt," das heißt, das falsche Geldstück trägt; da ist ein anderer, welcher es „schmeißt" oder unterbringt, und ein dritter, welcher auf die Polizei Acht gibt. Das

ist pure Dummheit, denn es bedarf dreier Zungen, das Geheimniß zu bewahren. Darum halte Dich stets von solchem unvernünftigen Handeln fern und traue nur Dir selbst.“

Die Schule war eine gute und der Zögling machte rasche Forschritte. Er fand gar bald, daß er keiner Schminke mehr bedürfe, um das Erblassen der Wangen beim Ausgeben seiner falschen Goldstücke zu verhindern. Das Athmen wurde weder schneller, noch kürzer, wenn der Mann hinter dem Schenktische die Münze nahm. Kein Ausbruch der Freude war in seinen Zügen bemerkbar, wenn er das zurückempfangene Geld einsteckte und den Laden verließ. Philipp war ein erfahrener Schmeißer geworden, dessen Gewandtheit selbst Vautrin nicht mehr ängstigte. Wenn der Vater des Abends vor ihm nach Haus kam, so fühlte er nicht die geringste Aengstlichkeit wegen der Abwesenheit seines Sohnes, sondern war fest überzeugt, daß der Jüngling längstens in einer Stunde erscheinen würde. Solche Verzögerungen des Zusammentreffens beim behaglichen Kaminfeuer ließen großen Erfolg in den täglichen Geschäftsverrichtungen muthmaßen.

Welche Freude fühlten sie dann, wenn sie den Gewinnst des Tages nachrechneten. Wie amüsirte einer den andern über die witzigen Erzählungen der Gefahren, welche sie zu bestehen gehabt hatten; wie dieser Mann das Goldstück

zweimal genau betrachtet und es nichtsdestoweniger gewechselt habe; wie jenes junge Schenkmädchen den falschen Sovereign genommen habe, voll Erröthen über das Compliment, welches ihr in der Absicht gemacht worden war, um sie von ihrer gewohnten Vorsicht abzubringen. Die Firma Vautrin und Sohn machte gute Geschäfte und legte Geld zurück. Für eine St. Swithin[1] von Regentagen war Vorsorge getroffen.

Wenn die heiße Jahreszeit herbeikam und die Provinzstädte zu besuchen sich der Mühe lohnte; wenn London schwül und staubig und die Gartenwege schön frisch und kühl waren, ward das jüngere Mitglied der niederträchtigen Firma in die Provinz geschickt, um dort seine Hand an den „Bauerntölpeln und Dummrianen" zu üben, wie Monsieur Vautrin jedes nicht innerhalb zehn Meilen der Metropole geborene Individuum nannte. Die Correspondenz, welche alsdann zwischen Vater und Sohn stattfand, war gar sonderbar. Der vigilanteste Polizeiinspector hätte ebenso voll Argwohnes sein können, wie eine Puppe voll Sägespäne, und würde dennoch nicht das geringste Verdächtige aus den Briefen haben entdecken können. Der Geschäftston von Kaufleuten, welche ihren Agenten in London Aufträge geben, war in diesen Episteln von Philipp

[1] Ein im Monat Juli fallender Heiligentag, welcher, wenn es an demselben Tage regnet, wie man sagt, vierzig Tage Regenwetter zur Folge haben soll.

angenommen. Er schrieb seinem Vater gewöhnlich in diesem Style:

„Mein Herr, — Ihr geehrtes Schreiben vom .... dieses ist s. Z. in meinen Besitz gekommen. Die mir lt. Factura zugesandten hundert bestvergoldeten Stifte habe ich richtig empfangen. Ich ersuche Sie, mir gefälligst ohne Aufschub $^1/_4$ Gros vergoldeter Nägel, laut der mir in Ihrem geehrten Letzten eingeschickten Probe, zuzusenden. Wir bedürfen ferner plattirter Westenknöpfe und starker Affenjacken[1] ditto.

In Erwartung Ihrer gef. prompten Antwort, habe ich die Ehre mich Ihnen hochachtungsvollst zu empfehlen.

Philipp Merton.“

Wenn Vautrin solch ein reizendes Document las, fühlte er sein Herz vor Freude klopfen, daß das Geschick ihn mit einem so holden Kinde gesegnet hatte. Er konnte nicht begreifen, wie Jemand bei solcher Jugend solch eine große Geschäftsenergie besitzen könne. Er wollte den in dem Briefe gemachten Auftrag auf der Stelle befördern. Das Hundert „bestvergoldeter Stifte“ war ein figürlicher Ausdruck für dieselbe Anzahl von halben Sovereignstücken. Als der Vater den Auftrag von „$^1/_4$ Gros vergoldeter Nägel“ las, wußte er, daß dies Sovereigns heißen sollte.

[1] Benennung für eine gewisse Art stutzermäßiger kurzer Tuch- oder Zeugröcke, resp. Jacken, mit enormen Knöpfen.

„Plattirte Westenknöpfe“ war eine Benennung für falsche Schillinge, und Affenjacken ditto eine desgleichen für halbe Kronenstücke.

Wir haben diesen Brief hier nur als eine Probe der zwischen Vater und Sohn statthabenden Correspondenz gegeben; es versteht sich indeß von selbst, daß Vautrin seinem Sohne nie erlaubte, seine Freiheit für falsches Geld von so geringem Werthe wie Schillinge und halbe Kronenstücke auf's Spiel zu setzen. Die „vergoldeten Stifte“ und „vergoldeten Nägel“ waren die einzigen Artikel, mit welchen er Geschäfte machte. Er sagte: „Es kostet dieselbe Zeit und Gefahr, einen Schilling wie einen Sovereign unterzubringen. Der kluge Geschäftsmann macht jeden Augenblick Zeit zu Geld; thue Du das ebenfalls, mein Sohn. Die Hand des Policeman hält nicht weniger fest für den Diebstahl eines Pennybrödchens, als einer Geldkasse.“

Männer wie Vautrin würden in ihrer Ruchlosigkeit nicht so gedeihen können, wenn nicht andere Schurken da wären, welche ihnen in ihren Unternehmungen zur Seite ständen. Der Franzose kannte einige zehn Firmen in Birmingham, welche alle stolz waren, solch einen Kunden zu bedienen. An der Spitze dieser ungesetzlichen Falschmünzerei stehen Leute von großem Verstand und Talent, wohl erfahren in Metallurgie und dem Legiren von Metallen. Sie haben lange studirt, um die besondere Mischung von Kupfer,

Zinn und Eisen zu entdecken, die sich ganz wie Gold und Silber anfühlen und ebenso klingen soll. Sie besitzen galvanische Batterieen, um die dünne Scheibe kostbaren Metalles, welche das Auge betrügen soll, darüber her zu legen. Sie verstehen die Künste des Stempelns und Schlagens der Goldmünzen. Kurz, sie sind so außerordentlich geschickt, daß, wenn ihr Genie und ihre großen Talente in anderer Weise thätig wären, es zweifelhaft sein würde, ob der Gewinn sich dann verminderte. Aber manche Leute haben eine Elsternatur, sie betrachten Rauben und Stehlen als die Würze, welche die Monotonie des Lebens schmackhaft macht.

Monsieur Emile Vautrin bezog ausschließlich nur von Birmingham. Seine Facturen beliefen sich auf eine beträchtliche Totalsumme. Die Firma, welche seine „Gunst" am meisten empfing, rechnete ihm ihre „halben James" und „James" (d. i. halbe und ganze Sovereigns) à 2 Schilling 10 Pence und 7 Schillinge per Stück an. Der Kunde hatte dafür aber einen ganz vorzüglichen Artikel; er war hart und gut mit Gold überzogen; dem Auge bot er eine prächtige Erscheinung. Auch der bestersonnene Apparat,[1] um falsche Goldmünzen zu biegen, zeigte sich nutzlos und

[1] Jeder Eigenthümer eines Waarenladens oder Wirthshauses ꝛc. hat in London einen auf dem Ladentische angebrachten kleinen Messingapparat, in welchem Einschnitte nach der Dicke der verschiedenen englischen Goldmünzen angebracht sind, zwischen welche man die Goldstücke steckt und sie zu biegen sucht. Biegen sie sich, so ist die Unechtheit zweifellos.

auf den Ladentisch geworfen, klang das falsche Goldstück so lustig, wie das Beste der Bank von England. Im Gewicht allein zeigte es eine Differenz. Natur hat der „schmeißenden“ Genossenschaft dieses Hinderniß grausamerweise in den Weg gelegt — sie können kein unechtes Metall von demselben Gewicht wie Gold haben.

Ein Mann von großartigen Begriffen liebt keinen beschränkten Wirkungskreis. Er verlangt Ellbogen- und Beinraum für sein Genie. So kam es, daß Vautrin sich zuletzt mit dem geringen Profite von 13 Schillingen für einen Sieben-Schilling-Sovereign nicht mehr begnügte und seine Aufmerksamkeit ernstlich auf falsche Banknoten richtete. „Eine Banknote unterzubringen,“ führte er an, „verlangt ein elegantes Aeußere und gefällige Manieren. Mein Junge besitzt beide großen Eigenschaften. Es wäre eine Schande, solche werthvollen Gaben unbenutzt zu lassen. Er soll in Papiergeld arbeiten.“

Ein Brief rief Philipp nach der Hauptstadt zurück. Er war gerade mit sehr profitabler Arbeit beschäftigt, gehorchte aber demungeachtet der väterlichen Einladung. Der Plan ward ihm mitgetheilt, brachte indessen wegen der Großartigkeit des Unternehmens selbst seine Keckheit zum Wanken. Aber wenn s e i n Geist auch verzagt wurde, so stand ja der löwenherzige Vautrin ihm zur Seite, um seine glatte Zunge zu gebrauchen und ihm zu beweisen, daß die Gefahr nur eine eingebildete sei, und daß gefälschte Fünf-

oder Zehn-Pfund-Sterling-Banknoten an Mann bringen, die leichteste Sache in der Welt sei. „Es thut mir leid," murmelte der lächelnde Vautrin, „daß Du — Du, Philipp, so wenig Beurtheilungskraft zu haben scheinst. Du siehst, ich nenne es Beurtheilungskraft, weil ich weiß, daß es Niemand wagt" — er sagte dieses letzte Wort herausfordernden Tones — „Dich des Mangels an Kühnheit und Geschicklichkeit anzuklagen. Dein Fehler liegt nicht auf dieser Seite. Aber ich ehre eines jeden Meinung, laß uns daher unsere gegenseitigen Einwendungen etwas näher betrachten. Der Betrag des Gewinnstes erschreckt Dich. Es ist lächerlich, diesen dummen Punkt zu besprechen. Du meinst, die Beträchtlichkeit des Betruges werde die Wuth der Opfer erwecken, und sie auf's Aeußerste dazu antreiben, den Uebelthäter auszufinden. Einfältiges Zeug, purer Nonsens! Die Leute, welche in der Lage sind, Fünf-Pfund-Sterling-Banknoten zu wechseln, sind gerade diejenigen, welche sich mehr über den Erfolg des Kniffes, als über die verlorene Summe Geldes ärgern. Sie sind gerade ebenso ungehalten, wenn sie einen falschen Sovereign nehmen. Du sollst mich ein bischen an der Arbeit sehen, das wird Dein Vertrauen zur Sache befestigen. So wahr, wie ich hier stehe, es ist ein bei weitem sichereres Spiel als „Schmeißen." Ich will eines äußerst sonderbaren Umstandes erwähnen, um Dir dies klar zu machen.

Vautrin schürte das Feuer und erzählte mit dem freundlichsten aller Gesichter, wie folgt: „Die Banknoten, deren ich mich bediene, sind so vorzüglich nachgemacht, daß ohne die geheimen Zeichen der Bankbehörden es geradezu unmöglich ist, ihre Unechtheit zu erkennen. Ich erhalte sie von einem der ersten Birmingham-Häuser, und wenn ich Dir sage, daß eine Zehn-Pfund-Sterling-Note mir zwei Pfund Sterling, und eine Fünf-Pfund-Sterling-Note einen Sovereign kostet, so wirst Du begreifen, daß es Meisterwerke von Nachahmung sind.“

„Fahre fort,“ murmelte Philipp.

„In der guten, alten Zeit, wo die Leute Brei anstatt Hirn im Kopfe hatten, stellten sie die Wassermarken mit einer Art Firniß her, welcher das Silberpapier durchsichtig machte. Wenn man eine Banknote an's Feuer hielt und dieser Firniß schmolz, so war es ein sicheres Zeichen, daß sie gut war. Wir sind jetzt aber gewürfelter. Mein Mann in Birmingham versichert mir, daß er sich desselben Papieres wie die Bank von England bedient, und ich kann für seine Wassermarken gut sprechen, wie er sie nun auch macht.“

„Wie kann er zu demselben Banknotenpapier kommen?“ murmelte Philipp. „Das lautet mir wie Aufschneiderei.

„Mein lieber Junge,“ sagte Vautrin betrübten Tones, „Du sprichst die Eingebungen Deines edelen Herzens ohne Ueberlegung aus. Vor wenigen Jahren erließ die Bank

von Frankreich eine neue Ausgabe von Banknoten. Wie kam es, daß wir Alle am Tage vor dem Erscheinen dieser neuen Noten mit vorzüglich verfertigten Fälschungen versehen waren, so daß wir am selben Tage, wo sie zuerst in Umlauf gesetzt wurden, damit zu arbeiten beginnen konnten? Um fälschen zu können, mußt Du ein Original haben. Leute von hohem Stande in der Bank selbst hatten die Noten nie vorher gesehen und wußten nicht mehr, wie sie aussahen. Demungeachtet hatten wir gefälschte Noten vortrefflichster Ausführung bereit, um sie für echte Banknoten umzutauschen. Wie kam dies, mein Junge? Ei, Bestechung that es! Arbeiter, überwache sie wie Du willst, können ebenso wunderbare Kunststücke wie die besten Prestigiatoren unserer Tage verrichten. Eine Banknote ward in ein Wachstaffetsäckchen gelegt und verschluckt. Ein Brechmittel brachte dem Manne tausend Franken ein. Verstehst Du nun? — Höre weiter! Ein Mann, den ich kenne, suchte eines Tages eine falsche Banknote unterzubringen, ward ertappt und vor Gericht gezogen. Er entschuldigte sich damit, nicht gewußt zu haben, daß die Banknote falsch sei. Als der Casus vor die Assissen kam, hatte der Anwalt der Bank die Gesetzwidrigkeit der Note zu beschwören. Er erklärte sie für eine so vortreffliche Nachahmung, daß ohne die geheimen Bankzeichen er selbst sie für eine gute Banknote gehalten haben würde. Einer der Geschworenen hörte dies und sagte: dann hätte auch ich sie nehmen können. Versteht

sich würde er sie haben nehmen können. Das geheime Bankzeichen war zu jener Zeit ein Stecknadelloch über dem B. in Bearer (Träger). Die Geschwornen sprachen den Gefangenen daraufhin natürlicherweise frei. Du siehst nun, daß wenn Du mit gut nachgemachten Noten, wie ich sie habe, arbeitest, fast gar keine Gefahr zu fürchten ist."

Da Philipp immer noch zögerte, so glaubte sein Vater das dem letzten Reste von Moralität zuschreiben zu müssen, der in seinem Jungen steckte. Er setzte deshalb seinen Erfindungsgeist in Arbeit, um die gebrochenen Schilfrohre zu vernichten, an welchen sich sein Kind festhielt. „Du wirst vielleicht Gott weiß welchen Unsinn hören," sagte er energisch, „wie schlecht es sei, diese falschen Banknoten unterzubringen. Wer erhob dieses moralische Zetergeschrei? Ein Pack City-Kaufherren, welche selbst dasselbe Spiel spielen. Sie wollen es alle für sich allein haben — die Schurken. Wenn ich z. B., kaum im Besitze von zehn Sovereigns, einen Wechsel von zweihundert Sovereigns in meinem Namen ausstelle, heißt das nicht ein verfälschtes Document unterbringen? Da gibt es Hunderte von Kaufherren in der City, welche Wagen und Meuten halten; die sich nie zu Tisch setzen, ohne drei verschiedenfarbige Weingläser an ihrer Seite zu haben; die, wenn ihre Wechsel alle an demselben Tage retournirt würden, so sicher und gewiß zusammenkrachten, wie Dein Name — nein, ich will sagen, wie Dein Name nicht Merton, sondern Vautrin

ist. Sie haben nur Angst, daß wir ihnen das Geschäft verpfuschen möchten.

„Nun verstehe mich wohl, Philipp, mein Junge," fuhr Vautrin fort, „wenn wir unser ganzes Leben lang dieses Geschäft betreiben wollten, so würden wir sicherlich am Ende dabei ertappt werden. Das ist meine Absicht nicht. Ich gedenke den Plan nur zwei Jahre lang auszuführen, dann haben wir genug. Wir werden uns alsdann vom Geschäfte zurückziehen und feine Leute werden. Wie Gentlemen wollen wir leben und wie Gentlemen aussehen. Spielst Du mit oder nicht? Gib Dein Wort und hier ist meine Hand darauf."

Die Firma in Birmingham empfing zwanzig Pfund Sterling in guten Banknoten und mit umgehender Post kamen im Werthe von hundert Pfund Sterlingen schlechte Banknoten an. In weniger denn vierzehn Tagen hatte sie Philipp, welcher gleich einem frivolen jungen Mann von Vermögen das Land durchreiste und sein Silberpapier gewöhnlich Juwelieren zukommen ließ, Alle untergebracht. Sein Juwelenvorrath wurde beträchtlich. Er zog vor, sein Geld in Bechern von reinem Golde anzulegen, weil dieses Metall stets seinen Werth behielt und rasch abgesetzt werden konnte. Einige dieser Birmingham-Nachahmungen waren in Provinzialbanken einbezahlt, und so vorzüglich war die Fälschung, daß erst dann, als die Banknoten das Etablissement in der City erreichten, der Betrug entdeckt

wurde. Es war Herrn Philipps besondere Sorge, niemals denselben Namen auf zwei Banknoten zu setzen, wenn er sie als Zahlung anbot. Er wählte seine Namen gewöhnlich aus dem Provinzial-Adreßbuche und gab aus demselben Grunde auch seine Adresse stets verschieden an.

Und dies war die Ursache, daß Philipp so viel Geld in seiner Tasche hatte und solche elegante Kleidungsstücke trug, als Monsieur Cobbe's Reitercircus Elbury besuchte.

Achtzehntes Kapitel.

In welchem ein Vater seine Tochter vertrinkt.

Das herzgebrochene Wachtelhündchen war beinahe drei Wochen lang seinem Gewinsel und Geheule zwischen den Bierfässern überlassen. Es stierte und wedelte jeden Lichtstrahl an, welcher gleich einem großen Malerpinsel durch eine gebrochene Scheibe des schmutzigen Kellerfensters drang. Es schien zu denken, daß seine schöne Herrin an dieser gebrochenen Fensterscheibe erscheinen und an dem Lichtstrahl herabgleitend, es von seinen Fesseln befreien wolle. Aber, obgleich die Thränen in dicken Tropfen an den Ecken seiner Augen herabrollten, so besuchte kein lebendes Wesen den Gefangenen, ausgenommen vielleicht eine oder zwei kecke Ratten, welche manchmal um ihn herum krochen, als wenn sie sehen wollten, ob der Hund der Mühe werth sei, gefressen zu werden. Umsonst wedelte das liebe Thierchen den Gefangenwärter an, wenn er ihm seine tägliche Portion Knochen und Krusten brachte. Die einzige Antwort auf diese freundliche Bewegung war ein: „Leg Dich, willst Du wohl!“ Die Weiße seines Felles schwand und seine

langen glatten Haare klebten aneinander und hingen in Klumpen, wie Eiszapfen, an ihm herab.

Mit einem Gesichte von interessanter Blässe und einem ängstlichen Zusammenziehen der Züge erschien Philipp in seinem Hotel. Der Kellner war erfreut, ihn wieder zu sehen, und neugierig zu wissen, wo er so lange gewesen sei. Mit dem charakteristischen Dünkel von Leuten, welche zu hintergehen beabsichtigen, bot Philipp seine Lüge freiwillig dar, ehe sie nur von ihm verlangt war. „Bin mit einem Freunde auf der Jagd gewesen," sagte er mit mehr Wahrheit, wie er eigentlich gestehen wollte; und als ihn der Kellner fragte, ob die Jagd gut gewesen sei, gedachte er seiner Schulter und antwortete: „Nicht besonders." Er fühlte sich nicht eher ganz beruhigt, bis er erfuhr, daß sein Zimmer abgeschlossen und für ihn reservirt worden sei. Ehe zehn Minuten vergangen waren, hatte er den falschen Boden seines Koffers examinirt und sich überzeugt, daß bis jetzt noch keine Nachforschung über die Quantität oder den Werth seiner Garderobe stattgefunden habe.

Der nächste Tag sah Philipp wie einen kaiserlichen Kammerherrn gekleidet. Sein Haar roch nach süßer Pommade. Er kaufte ein paar enge weiße Handschuhe und bürstete seinen Hut, bis er wie polirt aussah. Alles zusammengenommen war ein wilder wüster Blick in seinem Auge bemerkbar und eine Neigung zur Ziererei, welche auffallend gemein war.

Ein Policeman von großer Erfahrung würde, wenn er den Jüngling gesehen hätte, verlegen gewesen sein, ob er ein Seecadet auf Urlaub, ein vergnügungssüchtiger junger Edelmann, oder ein Dieb sei. Sein Kopf hing zur Seite, sein Halstuch war so bunt wie eine Fahne und seine Arme und Hände trug er stets, als wenn er jeden Augenblick zu boxen bereit wäre. Die besondere Weise, sein Haar so zu frisiren, daß zwei dicke Locken an den Schläfen herabhingen, war excentrisch und verdächtig. Aber trotz alle dem gab es gar manches Mädchen auf dem Marktplatze zu Elbury, welche den Druck ihres Corsettes bei weitem mehr fühlte, wenn sie den großthuenden jungen Herrn an ihrem Laden vorbeischlendern sah. Des Metzgers Tochter erhob ihre blauen Augen von den Beefsteaks, welche sie gerade im Begriff zu wiegen war, und seufzte. Des Barbiers ältestes Mädchen schüttelte ihre Locken und starrte ihn an.

Mit dem schmutzigen, zottigen Wachtelhündchen unter seinem Arme, spazierte Philipp die staubige Landstraße entlang, welche zu der Wohnung des Lieutenants der königlichen Marine führte. Am Ziel angelangt, zog er kühn die Schelle, und benutzte die Zeit, bis die grimmige Dienstmagd ihre Erscheinung an der Gartenthüre machte, sich mit seinem Taschentuche die Stiefel abzustäuben. Das kleine Hündchen begann, als die treue Dienerin näher kam, zu winseln und mit seinem hübschen Schwanz zu wedeln, als wenn es ihn vom Leibe reißen wolle. Die grimmige Dienerin war nicht

wenig über den Anblick des Thieres erfreut. Sie sprach zu ihm und nannte ihn durch die eiserne Gitterthüre „lieber Silky“, stürzte sich auf das Schloß zu und lief dann eiligst wieder in das Haus zurück, indem sie mit lauter Stimme ihre junge Herrin, Miß Lucy, rief.

„Das sieht gut aus,“ dachte Philipp. „Sie scheinen zum wenigsten froh zu sein, mich dieses Mal zu sehen.“ Er ward in das Zimmer geführt, in welchem das Modell eines Schiffes stand, und dann gebeten, einen Augenblick zu warten. Er hatte Muße, einen Blick auf die Visitenkarten zu werfen, welche sich in einem Porzellankörbchen mitten auf dem Tische befanden. Eine der ersten, welche er in die Hand nahm, hatte einen schwarzen Rand rund herum, und der Name „Miß Helena Crosier“ befand sich darauf eingegraben. „Das ist kurios,“ murmelte er; „ist das Glück oder sonst etwas?“ Er war sehr abergläubisch in dergleichen Dingen.

Miß Lucy und der Lieutenant traten zusammen in das Zimmer. Sie verbeugten sich, Lucy erröthete. Vielleicht erkannte sie ihn, denn sie begann augenblicklich ihren so lange abwesenden Liebling zu caressiren und ihm so viele liebkosende Namen zu geben, daß es einen Menschen hätte neidisch machen können, dieselben zu hören. Der alte Herr war — wie man sich ausdrückt — von gröberem und rauherem Stoffe; in der That, so grob und so rauh, daß er Philipp anstierte, als wenn er ein Gemälde, anstatt ein

kühner und unternehmender junger Mensch gewesen wäre, und die ersten Worte, welche er aussprach, waren: „Ich vermuthe, daß Sie die Anschlagezettel sahen und wegen Ihrer Belohnung kommen?"

Ein jeder andere Mann, ausgenommen Lucys Vater, würde — wie Philipp sich nachher ausdrückte — etwas „heißes und stark gepfeffertes" bekommen haben. Sein Stolz war verletzt. Er mochte falsche Banknoten unterbringen, fühlte aber, daß er noch nicht so tief herabgekommen sei, Hunde zu stehlen. Er blickte seinerseits den Marine-Lieutenant festen Blickes an und lächelte ob der Beleidigung.

Der schönen Lucy Papa war fett und träge. Er glich einem chinesischen Schweine. Welchem besonderen Glücke er ein so holdes Kind zu verdanken hatte, war ein unbegreifliches Räthsel. Seine Beine füllten seine Beinkleider so vollständig an, daß, was bei andern Leuten so los wie ein Geigensack sein würde, seine Schenkel bildete. Selbst seine Rockärmel schienen mit Fleisch angepfropft zu sein.

Da Philipp nur lächelte, hielt der Marine-Lieutenant diese stille Bewegung seiner Lippen für eine Bejahung, und sich zu Lucy wendend, bat er sie, zehn Schillinge aus der Geldbörse zu nehmen, welche auf seinem Arbeitstische liege. Jetzt begann aber Philipp:

„Ich kaufte diesen Hund von einem Zigeunerjunge, ungefähr sechs Meilen von hier. Als ich zurück nach Elbury

kam, sagte man mir, daß es Ihr Hund sei, und komme ich daher, um Ihnen denselben zu bringen. Sie brauchen die junge Dame nicht zu incommodiren, in das Arbeitszimmer zu gehen, da ich die Belohnung nicht annehme." Dies war gedämpften Tones gesprochen, als wenn sein Gefühl beleidigt wäre — und, in der That, so war es auch, denn ausgenommen in Banknoten-Angelegenheiten, haßte er nichts mehr, als Filzigkeit.

Die Wirkung dieser Rede war electrisch. Miß Lucy sagte: „Oh, lieber Papa!" und der Marine-Lieutenant, welcher weder Hosenträger noch Weste trug, begann seine Brust verlegen zu reiben, als wenn er frörc. „Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte er ihn, indem er Freundschaft mit dem Jüngling zu schließen suchte, welcher eine eine Zehn-Schilling-Belohnung verschmähende Seele hatte.

Es folgte eine etwas zahme, aber für Philipp höchst angenehme Unterhaltung über den Hund Silky und den Zigeunerjungen. Man machte die Bemerkung, daß Silky mager und schmutzig sei. Miß Lucy gestand, daß er gewaschen werden müsse. Der Marine-Lieutenant schwur, daß er den Zigeunerjungen auffinden und ihn auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilen lassen wolle. Die Meinung der Gesellschaft ward alsdann befragt, ob der Hund Silky wohl einmal während den drei Wochen seiner Abwesenheit zu fressen bekommen, und ob seine Mahlzeit in diesem Falle aus Fleisch bestanden habe. Lieutenant Grant er-

kundigte sich, ob Philipp den Dieb wieder erkennen würde, wenn er ihn sähe, und schwur, ihn vor Gericht bringen zu wollen und sollte es ihn viel Geld kosten.

Nachdem der schmutzige, zottige Silky tüchtig geliebkost worden war, ward eine Flasche Wein geholt und die Unterhaltung nahm eine muntere Wendung. Sich des Rathes erinnernd, welchen ihm Vautrin gegeben hatte, sagte Philipp nach einer Weile:

„Ich besah mir einen Augenblick die Visitenkarten auf Ihrem Tische. Ich sehe, daß Sie mit einer meiner Verwandten bekannt sind.“ Natürlich folgte hierauf die Frage: „Ah, in der That?“ und man erkundigte sich dann, welches das gewisse Stück Kartenpapier sei, von dem er spreche. Als Lucy Helena Crosiers Visitenkarte aufnahm, wechselte sie einen ausdrucksvollen Blick mit ihrem Herrn Papa, welcher ihn augenscheinlich tadelte, eine in so hoher Verbindung stehende Person mit dem Anerbieten einer lumpigen Belohnung beleidigt zu haben, während Jener, so gut wie „ein Blick“ sprechen kann, zu sagen schien: „Wie zum Teufel“ konnte ich wissen, wer seine Verwandten waren.“

Rasch war Philipp gefragt, ob nicht Helena Crosier ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen sei? „Sie hat etwas so außerordentlich Anziehendes,“ rief Lucy.

Philipp fühlte große Lust, hinzuzufügen: „Besonders wenn sie eine Flinte an der Schulter hält;“ aber er hatte alle Ursache, dies nicht zu sagen.

Der Lieutenant examinirte Philipp über den Grad seiner Verwandtschaft mit der Familie. Hätte er Philipps Aussage in dem Lichte einer falschen Angabe betrachtet, seine Fragen würden nicht dringender haben sein können.

Zuletzt gestand Philipp, daß er des reichen Banquiers Enkel sei. Eine Todenstille folgte dieser Erzählung. Der Marine-Lieutenant fragte ihn, ob er nicht ein anderes Glas Wein trinken wolle und erkundigte sich, ob er für diesen Tag vielleicht schon anderswo zum Mittagstische engagirt sei.

„Sie müssen nicht etwa denken, daß ich Sie wegen der Zehn-Schillinggeschichte zu beleidigen beabsichtigte," stotterte der alte Seemann. „Wie zum Teufel konnte ich wissen, wer Sie waren, ehe Sie mir es sagten? Jetzt ist Alles in Richtigkeit, Sie wissen ja; aber es sah verdächtig aus. Unser Mädchen, Mary, sagte, Sie seien dieselbe Person, welche im Reitercirkus zu meiner Lucy sprach, und fühlte ich einen höllischen Kitzel, Ihnen den Kopf zu zerbrechen, das kann ich Ihnen versichern. In der That, die reine Wahrheit zu sagen, glaubte ich, daß Sie selbst den Hund gestohlen hätten."

Ein Ausbruch von Gelächter folgte diesen Worten des Marine-Lieutenants. Es war eine so drollige Idee.

Die Kenntniß der menschlichen Natur, welche Vautrin in hohem Grade besaß, hatte ihn sehr richtig voraussagen lassen. Die Familie Grant war ganz entzückt, des Ban-

quiers Enkel unter die Zahl ihrer Freunde rechnen zu können. Selbst die grimmige alte Dienstmagd bedauerte, als sie von der Verwandtschaft hörte, im Reitercirkus so unhöflich zu dem jungen Herrn gesprochen zu haben.

Jede Familie hat irgend etwas, welches geheim gehalten werden muß. Das besondere Mißgeschick des Marine-Lieutenants war, daß er einen unwiderstehlichen Hang zum Trinken besaß. Es war ein beständiger Kampf zwischen Lucy und ihrem Vater, um ihn vom Trinken abzuhalten. Sie wagte ihn niemals allein zu lassen, denn wenn sie das Haus nur für eine Stunde verließ, so war sie sicher, ihn bei ihrer Rückkehr nicht zu Hause anzutreffen. Sie wußte, wo er war. Ungefähr eine viertel Meile den Heckenweg entlang befand sich ein gemeines Wirthshaus, woselbst Herr Grant zu allen Tageszeiten in der Schenkstube trinkend zu finden war. Einmal in dieser Kneipe, verließ sie der Marine-Lieutenant nicht eher, bis er seiner Sinne nicht mehr Meister war. Das Pony-Wägelchen mußte ihm dann geschickt, und Männer von der Straße geholt werden, um den Herrn in sein Schlafzimmer zu schleppen.

Der Lieutenant vermochte vielleicht drei Monate lang anhaltend nüchtern zu bleiben. Aber nach so langer Entsagung bemächtigte sich die Trinklaune seiner wieder vollständig, und wenigstens für einen Monat glich er dann wieder einem wilden Thiere.

Lucy hatte gar manche harte Probe zu bestehen. Wenn ein Maurer, ein Aschenmann, ein Metzgerbursche, oder ein intimer Freund in das Haus kam, so war die Bouteille die erste Sache, welche der Marine-Lieutenant verlangte. Ein Schluck alten Whiskys, oder ein Glas Wein war das passende Willkommen für Jedermann. Er hatte ausfindig gemacht, daß dies die einzige Chance sei, einen Tropfen für sich selbst zu bekommen. Seine Tochter wollte natürlicherweise nicht gestehen, daß ihr Vater ein Trunkenbold sei, und gehorchte seinen Befehlen mit schwerem Herzen.

Sie hatten Bouteillen Whisky, um während der Nacht geleert zu werden, unter seiner Matratze gefunden. Er scheute sich nicht, den ersten Besten zum Herbeiholen von Spirituosen aus den nächstgelegenen Tavernen zu benützen und gab ihnen nöthigenfalls seine Stiefel vom Fuße oder trank wohl gar die wohlriechenden Wasser von seiner Tochter Toilettentisch weg. Zum Frühstück genoß er Bouteillenbier [1]. Nach einer jeden Mahlzeit schwur er, an Indigestion zu leiden, welche nur starker Brandy lindern könne. Während der Cholerazeit war sein specifisches Mittel rohe Spirituosen. Dreimal des Tages pflegte er einen Anfall von Epidemie zu haben und brüllte dann jedesmal nach Alcohol.

Das große Ziel der Tochter war, ihren Vater nüchtern zu erhalten; das des Vaters, sich zu betrinken. Sie war zu schwach, ihn anders als mit Thränen und Bitten zu

[1] Ein stärkeres Bier wie das gezapfte.

regieren; er hatte die Schlauheit der starken Begierde, und war es ihm einerlei, welche List er anwendete, wenn er nur die Belohnung eines Schlückchens dabei gewann.

An dem Tage, wo Philipp mit dem Marine-Lieutenant zu Mittag speiste, bemerkte er, wie fleißig der alte Mann dem Weine zusprach. Die Tochter hatte absichtlich nur eine kleine Caraffe mit Xereswein angefüllt. Ehe der Fisch abgetragen wurde, war der Wein verschwunden. Es schmerzte Philipp, den Unwillen zu beobachten, mit welchem Lucy einen neuen Vorrath hereinbrachte. Er glaubte, sie habe keinen mehr und wünsche nicht die Leere des Kellers zu gestehen; er bildete sich ein, daß die Familie vielleicht schlecht bei Kasse sei und den Luxusartikel nicht bestreiten könne. Er gewann ganz des Mädchens Dankbarkeit wegen seiner beständigen Weigerungen, mehr Wein zu trinken. Und doch würde es besser gewesen sein, wenn er seinen Theil getrunken hätte, indem alsdann weniger für den Lieutenant übrig geblieben wäre.

Nach Tisch, als die Herren allein gelassen werden sollten, stellte Miß Lucy eine Bouteille Portwein auf den Tisch, und wisperte etwas in ihres Vaters Ohr. „Sie sagt ihm, nicht verschwenderisch mit dem Wein zu sein," dachte Philipp. Er beschloß, ihr bei der ersten Gelegenheit ein Dutzend von seinem Hotel zum Präsent zu schicken. Der Lieutenant griff den Portwein mit durstiger Verzweiflung an. Jedes Glasvoll stürzte er in einem Zuge herab.

Umsonst kam die grimmige Mary zu sechs verschiedenen Malen ins Zimmer, um anzuzeigen, daß der Thee servirt sei.

Die Sache noch schlimmer zu machen, erklärte Philipp aus Herzensgüte — um den Wein zu sparen — daß er lieber ein Glas Grog, als allen Portwein der Welt, trinke. Mit unendlichem Entzücken ließ der Marine-Lieutenant Lucy zu sich kommen, und die unglückselige junge Dame hatte die Schlüssel des Schrankes, in welchem die spirituösen Getränke aufbewahrt waren, zu überliefern. Sie blickte Philipp mit einem resignirten Ausdruck an, als wenn sie sagen wolle: „Ich habe Alles gethan, um meines Vaters Schwäche geheim zu halten, da Ihr aber Beide gegen mich seid, so muß ich den Schimpf ruhig ertragen.“

Als der Portwein vertilgt war, wurde der Whisky angegriffen. Der alte Seemann begann Geschichten von der Zeit zu erzählen, wo er ein Offizier an Bord Seiner Majestät Schiff Bullyrag war. Er fragte Philipp wegen seiner Geschichte. Leute, welche trinken, sind sehr zur Unhöflichkeit geneigt. Der Gast war genöthigt, viele starke Lügen zu sagen. Er erklärte, daß das ihm von Vautrin, seinem Vater, gestattete Einkommen 400 Pfund Sterling per Jahr sei. Er sprach von dem Vermögen, auf welches er nach seiner Großmutter Tod berechtigt sei. Um Allem entgegen zu kommen, was die Crosiers vielleicht gegen ihn sagen möchten, erdichtete er eine romantische Erzählung über den großen Hader und Streit, welcher zwischen Vautrin und

dem Banquier bestände. Der Lieutenant ging so weit, Nathaniel Crosier, Esquire, einen elenden Vagabunden zu nennen. Er drückte ferner sein Erstaunen aus, daß irgend ein Mann von nur gewöhnlichem Anstandsgefühle sich in solcher Schurkenweise gegen seinen Enkel betragen könne.

Um die Dienstmagd, Mary, zu hindern, alle fünf Minuten in das Zimmer zu kommen und mit Pathos anzuzeigen, daß der Thee kalt werde, ward die Thüre abgeschlossen. Umsonst bat ihn Philipp, der jungen Dame Gesellschaft zu leisten. Er fand kein Vergnügen daran, heißen Grog mit dem alten Jungen zu trinken. Er zog bei weitem kalten Thee mit dem jungen Dämchen vor. Aber der Marine-Lieutenant schlug mit seiner Faust auf den Tisch und schwur, daß sie die Bouteillen wie Männer leeren wollten. „Zum Donnerwetter mit dem Thee!“ schrie er, „es ist doch nur Kindergewäsch und wenn's der beste ist. Es ersäuft eines Mannes Natur. Mein Herz kann nicht in heißem Thee schwimmen, wie eine verwünschte Ente. Kalter Grog ist ein Stoff, um seine Seele darin zu waschen. Versuchen wir diesen Whisky.“

Nach dem fünften Glase verdunkelte sich des Marine-Lieutenants Rede. Anfänglich that er, als wenn er absichtlich schlecht spreche. Er wurde sentimental und sprach von seiner Tochter, indem er Philipp fragte, ob sie nicht ein schönes Mädchen sei, und Philipp fand kaum Worte, um seine große Bewunderung für Miß Lucys Schönheit

auszudrücken. Er fühlte sich ennuyirt und wünschte, daß der alte Marinesoldat unter den Tisch fallen und seinen Mund halten möge. Plötzlich war der Lieutenant von einer neuen Idee beseelt. Der vor ihm sitzende Jüngling hatte ihm so offenherzig seine Verehrung für die reizende Lucy ausgedrückt, daß der einfältige Trunkenbold eifersüchtig und mißtrauisch wurde. Sein berauschtes Gehirn glaubte sich in die Nothwendigkeit versetzt, den jungen Herrn einzuhalten und einschüchtern zu müssen. Er gab zu verstehen, daß, wenn je ein Mann es wagen sollte, mit seiner Tochter Neigungen zu scherzen, er den niederträchtigen Schuft tödten wolle.

„Ich würde ihn tödten!“ schrie er, nachdem er ungefähr zehn Minuten lang schweigend die Stirn gerunzelt hatte. „Ich würde ihn beim Halse fassen“ — er ergriff die Bouteille — „und seines Lebens bestes Blut vergießen“ — er füllte ein Glas und trank es aus. „Das Mädchen ist ein wunderschönes Mädchen,“ fuhr er fort, „ein reizendes, in jeder Beziehung vollkommenes Mädchen. Die Schulzeugnisse sind oben, wenn Sie mir nicht glauben wollen. Wenn je ein Mann wagen sollte“ — er begann zu weinen. „Wenn irgend ein Schurke versuchen sollte — so würde ich ihm sein Herz ausreißen — ich würde es thun! Ich spreche im Ernste. Bilden Sie sich nicht etwa ein, daß ich es nur sage, weil ich betrunken bin. Ja, ich gestehe betrunken zu sein, aber das ist meine Sache und nicht die

Ihre.“ Dann hörte er auf zu schreien und begann stark zu schnaufen, zu schmollen und die Stirn zu runzeln. Gelegentlich schlug er, ohne nur ein Wort zu sprechen, wüthend auf den Tisch und zupfte dann an seinem Vorhemde. Es ist wahrscheinlich, daß das unglückselige junge Mädchen, welches den Gegenstand dieser unanständigen Unterhaltung bildete, jedes gesprochene Wort überhörte, denn ein leises Klopfen war von Zeit zu Zeit an der Thüre vernehmbar. Fürchterlich ennuyirt über seinen betrunkenen Gesellschafter, erhob sich Philipp zuletzt, um diesem Klopfen zu antworten; aber betrunken wie der Marine-Lieutenant auch war, wußte er dennoch, was um ihn her vorging. Er wußte, daß Lucy da sei. „Setzen Sie sich nieder, mein Herr,“ brüllte er Philipp zu. — „Setzen Sie sich nieder, mein Herr. Ist dies mein Haus oder das Ihrige? Ich befehle Ihnen, sich niederzusetzen, mein Herr, und füllen Sie Ihr Glas.“ Der junge Mensch, welcher sehr wohl begriff, daß, wenn er den alten Herrn beleidige, ihm dieser sein Haus verbieten würde, folgte dem Befehl, obgleich sein Herz auch für die auf der Hausflur zitternde und weinende kleine Dame blutete.

Es war beinahe zwei Uhr Morgens, ehe der Lieutenant todtbetrunken war. Sein Kopf lag auf seinem Busen und er athmete schwer, dann und wann einen erstickenden Kehllaut hören lassend, als wenn seine Windröhre geschlossen sei. Philipp erhob sich alsdann und öffnete, nachdem er

seinen Gastgeber mit lauter Stimme angerufen und sich überzeugt hatte, daß er gefühllos sei, die Thür.

Die Tochter saß in dem Hausflurstuhle mit ihrem Taschentuch vor den Augen. Sie konnte nicht sprechen, und Philipp ebenfalls nicht. Er fühlte, daß er an dem Elende dieser Nacht Schuld trage. Zuletzt stotterte er hervor: „Wenn Sie mir erlauben, so werde ich dem Dienstmädchen behülflich sein, Ihren Herrn Papa in sein Schlafzimmer heraufzutragen,“ und da keine Antwort hierauf gegeben wurde, rief er die grimmig aussehende Magd zu sich. Philipp war ein starker, der Marine-Lieutenant ein schwerer Mann. Er wog Philipps Rechnungsweise zufolge ungefähr drei Sack Kartoffeln. Es war harte Arbeit, mit der Ladung die Treppe herauf zu steigen. Demungeachtet that er es aber, und kleidete den Trunkenbold nachher aus und legte ihn in sein Bett.

Als er wieder herunterkam, saß Miß Lucy vor dem Kamine des Eßzimmers in Thränen gebadet. Er fühlte, daß er unmöglich das Haus verlassen könne, ohne einige Worte an sie zu richten. Seine Stimme versagte ihm beinahe, als er bemerkte: „Sie müssen mich nicht anklagen, Miß Grant, die Ursache dessen gewesen zu sein, was diese Nacht vorgefallen ist. Es ist eine höchst schmerzliche Sache — in der That — aber es würde äußerst ungerecht sein, mich zu verurtheilen —.“ Wenn eine schöne, junge Dame schluchzt, was kann ein Mann thun? Jedenfalls konnte

die reizende Lucy sehen, daß er nüchtern genug war. Das war sein großer Trost.

Nach drei oder vier vergeblichen Versuchen zu schlucken, blickte Miß Lucy auf und sagte: „Ich hoffe, mein Herr, Sie werden hinreichende Achtung für unsere unglückselige Familie haben, um Niemandem die Scene zu beschreiben, welche — mein armer Vater hat nur diesen einen Fehler.“

„Aber in starkem Maße,“ dachte Philipp.

Er suchte sie zu überreden, daß, wenn ihm eine Pistole vorgehalten würde, wenn er das kalte Ende des Laufes sein Ohr berühren fühle, wenn die scharfe Spitze eines gewetzten Messers seine Brust berühre, so sollte seine Zunge dennoch kein Wort äußern, was einer so liebenswürdigen Dame wie Miß Grant nur einen Augenblick Schmerz verursachen könne. Er schwatzte in diesem Sinne während einer guten Weile fort, und jedes Wort verrieth, daß er ein ergebener Bewunderer des Mädchens sei.

Des Vaters Trunkenheit schuf dieses Uebel — Philipp war in dieser einzigen Nacht auf einen vertrauten Fuß mit der Familie gestellt. Er hielt ihren Ruf gleichsam in seiner Hand. Die Tochter war ihm dankbar, weil er ihren Vater zu Bett brachte; die Dienstmagd mochte ihn leiden, weil er die Arbeit heiteren Sinnes verrichtete und nicht einen einzigen Vorwurf gegen den Trunkenbold äußerte, sondern Entschuldigungen für das Vergehen zu finden suchte, wie: — „Alle Seeleute lieben gern ein Gläschen,“ oder:

„Alle Männer, welche die Bouteille frei herumgehen lassen, sind graciös in andern Dingen.“ Die grimmig aussehende Magd hatte zehn Jahre lang in der Familie gedient und war erfreut, in so spaßhafter Weise von ihrem Herrn sprechen zu hören.

Der Jüngling und das junge Fräulein unterhielten sich noch eine Stunde lang über das Mißgeschick des Abends. Ihre Thränen wurden von Philipp getrocknet. Er versprach, am nächsten Morgen zu kommen und zu sehen, wie sich ihr Herr Papa befinde. Er versprach ferner, nie mehr im Hause zu Mittag zu speisen und niemals eine andere Einladung, als zu Thee, anzunehmen. Die Dienstmagd half ihm, als es drei Uhr schlug, seinen Rock überziehen und das schöne junge Mädchen begleitete ihn bis an die Gartenthüre. Dann ersuchte sie ihn wiederholt, da es stockfinster sei, die Nacht über in ihrer Villa zuzubringen. „Wir können leicht ein Bett auf dem Sopha zurecht machen,“ bot ihm das junge Mädchen an. Sie gab ihm selbst zu verstehen, daß er auf der Straße angefallen werden könne. Philipp lachte darüber. „Zum Henker,“ dachte er, „das ist mein eigenes Handwerk.“

Neunzehntes Kapitel.

Philipp geht hin und gewinnt.

Wenn Lieutenant Grant sich im nüchternen Zustande befand, war sein Geist außerordentlich klar und thätig. Er konnte sein Gin und Wasser von sich schütteln, wie ein Hund nach einem Bade die Näſſe abschüttelt. In der Regel pflegte er nach dem Aufstehen seinem Kinde zu schmeicheln und um Vergebung zu bitten. Sein Gehirn ordnete sich nach dem heftigsten Rausche durch wenige Stunden Schlaf wieder vollständig, und wie Alle zugaben, konnte es keinen liebenswürdigeren Mann in der Welt geben, wie den Marine-Lieutenant, wenn er nüchtern war.

Philipp machte seine Aufwartung in der Villa gegen drei Uhr. Er fand den Lieutenant in dem Garten. „Sapperment!" sagte der Seemann, „wir haben es uns letzte Nacht lustig sein lassen. Kein Kopfweh diesen Morgen?" fragte er schelmisch und fügte dann nach einer Weile hinzu: „Wissen Sie, daß wir zwei Bouteillen Wein und alle Flacons spirituöser Getränke leerten? Wir müssen eine

starke Sitzung gehalten haben!" Philipp erlaubte dem alten Burschen natürlicherweise, ihn in diese große Heldenthat mit einzuschließen. Er wußte genau, wieviel er getrunken hatte und versetzte den Säufer in gute Laune, indem er, ohne ein widerstreitendes Murren, den Schimpf der Ausschweifung theilte.

Von dieser Zeit an besuchte Philipp jeden Tag unter einem oder dem andern Vorwande die Grants. Die kleine Villa, in welcher die Familie wohnte, war höflichen Leuten unter dem Namen „Bellevue" bekannt, aber von der größeren Menge „grüne Schaltern" getauft. So kam es, daß die Hausburschen des Hotels sich einander zuwinkten und sagten: „Da geht der Stutzer wieder zu den „grünen Schaltern." Wohlgebildete Leute jedoch drückten sich in feineren Worten aus; die Metzgertochter z. B. sagte: „Der junge Herr sind wieder 'rüber nach Bellevue gegangen."

Ein so junger Bursche, wie Philipp, war gerade geeignet, sich des Seemanns Achtung zu gewinnen. Er war geschmeidig, gewandt und zu Tändeleien geneigt. Er half Miß Lucy oft mit ungemeinem Eifer in ihrem Garten graben, rechen und kehren. Wenn der Lieutenant seine Rosensträuche begoß, brachte der junge Vautrin ihm Eimer auf Eimer und ließ seine Beinkleider und Stiefel naß werden, bis man sie ausringen konnte; erklärte aber, daß ihm der Zeitvertreib außerordentliches Vergnügen bereite.

Wenn das Schloß einer Thür nicht schließen wollte, hatte es Philipp abgenommen und in wenigen Minuten wieder in der besten Ordnung angesetzt. Er verjagte einen großen Hund aus Miß Lucy's Hühnerhof, welcher in der Absicht gekommen war, um zu sehen, wie Hühner schmecken. Als das Pony eines Tages auf einer Spazierfahrt stürzte, brachte er es wieder auf die Beine ohne eine einzige Schnalle aufzuschnallen. Er sprang und bewegte sich mit der Elasticität eines Harlekin. Wenn ein Rosenbaum der Ziehung bedurfte, holte Philipp die große Leiter hervor und wurde Gärtner. Das Gelächter und Scherzen, welches stets bei seiner Gegenwart die Zeit aufs angenehmste verkürzte, ließ Jedermann glauben, daß in der ganzen Welt kein anderer junger Mann existire, welcher würdig sei, den Horen ein Talglicht zu halten. Er sang ferner wunderliche Volkslieder. Er hatte diese in den Tagen seiner Wanderungen gelernt. Der alte Lieutenant lachte, bis seine Augen hinter seinen feisten Wangen verschwanden, so oft er das famose Liebeslied: „Ich will Dich futtern, so fett wie meines Vaters alte Sau,“ hörte. In solcher angenehmen Gesellschaft brachte der alte Mann es bald dahin, sich täglich mit einer halben Ration Grog zu begnügen. Lucy sagte zu der grimmigaussehenden Mary: „Er würde von seiner Schwachheit vollständig geheilt werden, wenn Herr Vautrin ein Jahr bei uns wohnen wollte.“ Worauf die alte Dienstmagd erwiederte: „Ja, das würde er. Es ist ebenso gut

wie die stärksten Schnäpse, ihn anzuhören." Selbst die grimmige Magd war auf Philipps Seite. Er neckte die strengblickende alte Jungfer mit ihren Liebhabern und obgleich sie den Gedanken, einen Mann zu bekommen, für immer aufgegeben hatte, so war die Erwähnung eines solchen dennoch ihrem Herzen so süß, wie Tropfen frischen Honigs. Gar mancher Schilling ward ausgegeben, um ihre vom Waschen und beißender Soda gehärtete Hand wieder weich und glatt zu machen. Zuletzt gewann sie den hübschen jungen Besucher so lieb, daß sie ihm jedesmal, wenn er kam, zuwisperte: „Der Herr Lieutenant ist im Garten, sie aber im Wohnzimmer." Sie meinte nichts Arges dabei; da Philipp aber jedesmal, wenn er Lucy allein fand, derselben Liebeserklärungen machte, so war die grimmigaussehende alte Hausmagd in Wirklichkeit einer großen Grausamkeit schuldig, indem sie die zwei jungen Leutchen auf diese Weise in ihren geheimen Zusammenkünften encouragirte. Ein merklicher Wechsel kam stets über Philipp, wenn er in der Nähe der lieblichen Lucy war. Die Stimme wurde rauh und rührend; er schien beinahe Angst zu haben sich zu bewegen; und wenn sie ihm die Hand zum Drucke gab, so hielt er ihre Finger noch lange Zeit nachher, wenn gar keine Ursache mehr dazu vorhanden war.

Ob es der Enthaltung des Trinkens zuzuschreiben war, daß des Lieutenants Geist klarer sah, oder ob ihm irgend

Jemand ins Ohr geflüstert hatte, daß es unschicklich sei, einem hübschen jungen Herrn zu erlauben, einem lieblichen jungen Mädchen offen den Hof zu machen, ohne diesen jungen Herrn zuvor gefragt zu haben, welches seine Absichten seien, — ob die erstere oder die letztere dieser Ursachen den Wechsel im Benehmen erzeugten, können wir nicht sagen, gewiß war es indessen, daß, nachdem Philipp länger wie zwei Monate ein täglicher Besucher gewesen, der Marine-Lieutenant plötzlich wild wurde und dem liebenswürdigen Jüngling äußerst unhöflich begegnete. Er verbot ihm in Zukunft in ihrem Kirchensitze Platz zu nehmen und sagte, daß er nicht mehr aus demselben Gebetbuche vorgelesen haben, oder über die Felder nach Hause gehen wolle. Auch den Spazierfahrten auf's Land machte er ein Ende, und während einer ganzen Woche that das Pony nichts anderes als fressen, bis es zuletzt zu fett für sein ledernes Riemenzeug wurde und die Qualen des engen Schnürens zu erdulden hatte, als das Geschirr ihm wieder aufgelegt wurde. Derselbe Rathgeber, wer er nun auch war, veranlaßte den Lieutenant, dem reichen Banquier einen Besuch in seinem fürstlichen Wohnsitze in Swanborough zu machen. Der Marine-Lieutenant bestand darauf, diesen bleichen Millionär zu sehen. Dann fragte er ihn in kühnen Worten, ob er Willens sei, etwas für das Lebensglück des Philipp Vautrin, seines Enkels, zu thun, im Falle

dieser junge Herr die schöne Lucy Grant zum Altare führen sollte.

Banquiers haben, wie es scheint, besondere Achtung für große Speculanten. Nathaniel Crosier war entzückt, daß Philipp sich in eine Lage emporgeschwungen habe, um fähig zu sein, in Ihrer Majestät Marine hineinrathen zu können. Der Banquier war ein Mann, dessen Gesichtszüge aussahen, als wenn er eine Maske trüge, um seine Emotionen zu verbergen. Durch lange Gewohnheit hatte er seine Gesichtsmuskeln förmlich paralysirt. Obgleich er über die Frage ganz ungemein erstaunt war, blieb sein Gesicht doch unbeweglich. Er ließ den Lieutenant soviel wie möglich reden, ehe er selbst irgend eine Meinung in der Angelegenheit äußerte.

Herr Nathaniel Crosier war aus diesem Grunde sehr erfreut über des Lieutenants Besuch. Er dachte bei sich selbst: „Wenn Philipp sich ehrbar in der Welt etabliren kann, so nimmt mir dies eine große Bürde von meinen Schultern. Er ist zweifellos ein gewitzter junger Bursche, und ich kann deshalb nicht mit ihm zanken. Da dieser einfältige alte Seemann es für gut findet, ihm „einen Rücken zu bieten“, um über seine Missethaten hinzuspringen, so ist es nicht an mir, mich zu beschweren. Die Folgen mögen einzig und allein auf seinem vernarrten Haupte ruhen.“

Daher kam es, daß Philipp eine solche Empfehlung von seinem Großvater empfing, die gar keiner Empfehlung ähnlich war. Der Banquier gab zu, daß ein gewisses Vermögen da sei, welches, wenn gewisse andere Dinge gefunden werden könnten, Philipp's Vater zukommen würde. Er rieth dem Marine-Lieutenant, Philipp um seiner Mutter Heirathscertificat zu bitten. „Das würde die Sache ungemein erleichtern, und ich würde Ihnen alsdann mit mehr Gewißheit mit Rath und That an die Hand gehen können."

Wie scharfsinnig hatte Vautrin nicht vorausgesehen, was sich zutragen würde, als er seinem Sohne den Heirathsschein einzuschicken versprach, um ihm in seiner Liebesbewerbung zu unterstützen. Er schien zu wissen, daß er verlangt werden würde. Warum wurde Vautrin nicht Advocat, anstatt sich selbst offen einen Taugenichts zu nennen? Er würde der Erste seines Standes gewesen sein.

Philipp erstaunte nicht wenig, als der Marine-Lieutenant ihn um seiner Mutter Heirathsschein bat. Der Lieutenant sagte, er müsse ihn haben, oder der Liebhaber dürfe sich nicht wieder blicken lassen. „Ich arbeite für Ihr eigenes Glück, mein Junge," fügte der Seemann hinzu. „Glauben Sie vielleicht, daß es ein Vergnügen für mich ist, nach Swanborough zu gehen und mit

diesem gelben Banquier zusammen eingeschlossen zu sein?“ Er gab bei dieser Gelegenheit zu verstehen, daß ein schönes Vermögen der Vorzeigung des amtlichen Certificates folgen würde.

Was in der zweiten Zusammenkunft zwischen dem Marine-Lieutenant und dem reichen Großvater stattfand, braucht nicht erwähnt zu werden. Der Lieutenant kehrte mit lächelnder Miene und großer Lust, sich zu betrinken, zum Mittagsessen zurück. Er bat Philipp, ihm die Gunst einer Privatunterhaltung zu erweisen. Die Bitte ward bewilligt. Dann sprach Vautrin junior wie er nie vorher gesprochen hatte. Er zitterte wie ein Papagei in einem starken Luftzuge; seine Stimme wurde sonor und nachdrucksvoll, als er sich Lucy zur Gattin ausbat. Tausend Male schwur er, sie bis zu seiner Todesstunde lieben zu wollen. Er wollte arbeiten, sich zum Sclaven erniedrigen und für ihre Glückseligkeit zu Grunde gehen. Der gute alte Marine-Lieutenant ward bis zu Thränen gerührt und würde seinen kleinen Finger für einen Schluck Rum gegeben haben. „Nimm sie, mein Junge,“ stöhnte er hervor, „nimm sie nur, zum Henker! Lebe stets mit mir, oder ich werde ein ruinirter Mann bei dem Handel sein. Sie ist ein Engel, sie, und ich bin ein Vieh. Lebe mit uns. Gott segne Dich! Geh' und bitte sie um den Schlüssel zum Wandschranke, oder ich werde mich zum Narren machen. Eile Dich!“

Auf diese Weise wurde Philipp mit Lucy Grant versprochen. An demselben Abend schrieb er vor Bettgehen und mit Thränen in den Augen an Emile Vautrin, seinen Vater. Er sagte ihm, daß sein künftiges Leben sich von seiner früheren Existenz unterscheiden solle. „Ich werde nun, allen Versuchungen zum Trotze, ehrlich sein. Sie soll niemals Schande zu riskiren haben. Unsere Kinder dürfen nicht Gefahr laufen, entehrt zu werden. Ich danke meinem Gott, daß er mir erlaubt, bereuen zu können." Merkwürdigerweise befand sich ein Postscriptum am Ende dieses Briefes, in welchem er seinen Vater um funfzig Pfund Sterling bat, obgleich Philipp wußte, daß ein jeder Farthing des verlangten Geldes auf unehrliche Weise und durch Spitzbüberei erworben war. Diesem Briefe fügte der Sohn alle übrig gebliebenen falschen Banknoten bei, welche in seinem Besitze waren. Er brachte das Packet selbst zur Post. Dann war es ihm, als hätte er tausend Lungen in seinem Körper, so frei konnte er athmen.

Eine Antwort — eine höfliche, freundliche Antwort — kam bald nachher. Der Vater gratulirte dem Sohne zu seiner Verlobung und bedauerte, bei der Heirath nicht zugegen sein zu können. Er lobte die tugendhaften Entschlüsse seines Kindes. Was die Angelegenheit in Bezug auf die funfzig Pfd. Sterl. anbetreffe, so thue es ihm leid, gerade ohne klingende Münze zu sein, denn nach dem Lesen des Briefes hatte er

sie vor Wuth in die andere Ecke des Zimmers geworfen. „Er wünscht seinen Lebenswandel zu ändern und tugendhaft zu sein. Laß ihn doch nur probiren! Armer Thor! Warte bis ein jeder Schilling ausgegeben ist. Der letzte Pfennig und Deine Sittlichkeit werden zusammengehen.“

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Heirath, welche augenscheinlich nicht im Himmel beschlossen war.

Die Hochzeit fand statt. Herr und Frau Vautrin kehrten an einem gewissen Tage um zwölf Uhr Mittags nach Haus zurück, um ein prächtiges Frühstück zu sich zu nehmen. Wäre nicht ein Geschenk von einigen funfzig Pfd. Sterl. für Herrn und Frau Vautrin von dem entzückten Lieutenant erfolgt, so würde das glückliche Paar während seiner Flitterwochen-Excursion in großer Verlegenheit an baarem Gelde gewesen sein.

Philipp war glücklich; er hatte seine Schlechtigkeit aufgegeben; er hatte eine Frau in seine Arme genommen, welche nur fünf Minuten zu verlassen ihm Schmerz verursachte. Wenn Lucy in den Garten ging, um zu sehen ob es regne, folgte ihr Philipp. Ging er die Treppe herauf, um seinen Rock zu wechseln, so sagte Lucy, wenn er zurückkehrte: „Wo bist Du so lange gewesen, mein

Herzensmännchen?" Sie liebten sich jetzt einander mehr, wie vor ihrer Heirath.

O, glückliche, glückliche Zeit, wo beide sich nur mit „Lämmchen" und „Engelchen," „Schönste" und „Theuerste" anreden! — wo einer den andern nicht ohne ein krankhaftes Lächeln und eine eigenthümliche Sanftmuth des Auges ansehen kann — wo sie lieber bei einander sitzen, statt Theater, Oper oder Bälle zu besuchen! Warum dauert ihr nur so kurze Zeit, ihr wonnig dahinfliehenden Monate? Wie rührend ist es nicht, diese rührende Liebe mit anzusehen und zu beobachten! Wie ihre bittersten Streite nur in einem vorwurfsvollen Tone der Stimme geführt werden — wie Lucy weint, wenn Philipp nur unfreundlich aussieht, während er auf seine Kniee fällt, sobald die erste Thräne tröpfelt, um sich Verzeihung zu erflehen. Sie braucht nur zu sagen, daß es ein kalter Abend ist, und er würde eine Jacobsleiter ersteigen, um ihr einen Shawl für ihre weißen Schultern zu holen. Sie ist müde und ruht ihr liebliches Köpfchen einen Augenblick auf dem Sophakissen; sogleich übernimmt Philipp kühn die Wache, um jedes Geräusch fern zu halten, was diese Engelsaugen öffnen könnte. Wenn sich ein Fußtritt auf der Hausflur hören läßt, so ist er dahinter her, bereit, das schwergestiefelte Individuum zurecht zu setzen, oder sich gar mit ihm zu schlagen. O, ihr ersten sechs Monate nach der Heirath! Warum könnt ihr nicht sechszig Jahre

lang dauern! Warum können Männer dieser Süßigkeiten des Lebens überdrüssig werden, oder Frauen aufhören, nach fünfzig Jahren ebenso reizend und anziehend zu sein!

Es war eine schöne Erzählung, welche Philipp seinem Schwiegervater in Beziehung auf sein Einkommen zum Besten gegeben hatte. Der Marine-Lieutenant glaubte, eine prächtige Partie für seine Tochter gemacht zu haben. Er sagte seinen Freunden, daß „sein Schwiegersohn ein gar schönes Sümmchen jährliches Einkommen habe, welches ihm erlaube gleich einem Gentleman zu leben."

Philipp hatte geschworen, keine falschen Banknoten mehr unterbringen zu wollen. Vielleicht bedauerte er, als sein Geld sich leichter und leichter zählen ließ, dieses Versprechen. Aber er war dann gerade sentimental gestimmt und betrachtete das Gelübde als ein solches, welches er seiner Lucy gemacht habe. Der Gedanke bemächtigte sich manchmal seiner, daß er während eines einzigen Tages in einer Provinzstadt Geld genug aufraffen könne, um seine schöne Lucy einen Monat im Ueberfluß leben zu lassen, aber er war seinen Entschlüssen treu und tadelte sich selbst schon deshalb, daß er seinen Gedanken erlaube, Verräther an seiner Tugend zu werden. Nein, nein! Lucy sollte nimmer Schimpf zu erdulden haben. Armes, theures, süßes, sanftes Mädchen, i h r Herz soll nimmer gebrochen werden!

Er borgte zuerst eine Fünfzig-Pfund-Banknote und dann eine andere vom lieben Schwiegervater. Der fette Marine-Lieutenant begann finstere Blicke zu werfen. Er fing schon an, Philipp weniger zu lieben, und wenn er seinen Schwiegersohn des Wegs daher kommen sah, so wandte er seine Schritte, aus Furcht daß Philipp vielleicht wieder einige Fünfziger „für ein oder zwei Tage“ verlangen möchte, ganz der entgegengesetzten Richtung zu.

Zuletzt hielt es Philipp für das Beste nach London zu gehen und Papa Vautrin zu sehen. Die reizende Lucy schmollte, ergab sich aber der schmerzensvollen Abwesenheit von drei Tagen, unter der Bedingung, daß der theuerste Philipp mit jeder Abendpost einen Brief schicken und versprechen wolle, nur ja recht große Sorge für seine Gesundheit zu tragen und sich nicht zu erkälten.

Seit Wochen erkundigte sich Emile Vautrin jeden Abend, wenn er nach Haus kam, ob Briefe für ihn angekommen seien. Er öffnete manche mit eiliger Hand, aber keiner von Allen war von Philipp. „Zum Henker mit ihm!“ murrte Vautrin, „wo kriegt er Geld zum Leben her? Wie fängt er es an, so lange auszuhalten?“

Dann kam es ihm plötzlich in den Sinn, daß sein Sohn ihm, anstatt zu schreiben, höchst wahrscheinlich einen Besuch abstatten würde. Während zweier Monate verließ er deshalb des Abends nie seine Wohnung. „Er muß

kommen," überredete sich Vautrin; „der Narr schickte mir seine falschen Banknoten zurück. Wenn ein Cab in der Straße anhielt, steckte der ängstliche Herr in seiner Ungeduld Kopf und Schultern aus dem Fenster, um zu sehen, ob der erwartete Sohn komme. Er kaufte Tabellen über die ankommenden und abgehenden Eisenbahnzüge von Swanborough, um die Stunden der Ankunft in London kennen zu lernen. Ja, er brannte selbst Nachtlichter und häufte vor Bettgehen das Kaminfeuer mit Kohlen an, damit er vorbereitet sei, den pennylosen Philipp wieder zurück zum Verbrechen führen zu können.

Endlich kam der Sohn. Er ging mit einer verschämten, schüchternen Miene auf seinen Vater zu und ward auf das freundlichste und mit offenen Armen empfangen. Coteletten wurden gebraten und Gläser gefüllt. „Ich wußte es, ich wußte es!" dachte freudvoll der Vater. „Ich bin ein verlorener Mann," sagte traurigen Tones der Sohn.

Der arme Philipp befand sich in der unglücklichen Lage, für wohlhabend gehalten zu sein, ohne einen Penny in seiner Tasche zu haben. Er befand sich selbst in der noch unglücklicheren Lage, großer Summen Geldes zu bedürfen, ohne irgend eine Möglichkeit zu sehen, dieselben auf rechtlichem Wege zu erlangen. Spielen oder Stehlen waren die einzigen Hülfsquellen.

Philipp bat seinen Papa, ihm 200 Pfd. Sterl. zu leihen. Der Papa öffnete seine Augen, stierte ihn an und lachte dann. „Mein armer Junge! bist Du von Sinnen?“ schrie er, „200 Pfund Sterling! wo bildest Du Dir ein, daß ich die herbekommen soll? Du magst mich ebensogut um zweihundert ächte, wahre Fleisch- und Blut-Sovereigns mit ihren königlichen Kronen darauf bitten!“

Der Sohn seufzte und schien äußerst verstimmt. Er murmelte zwischen den Zähnen: „er müsse das Geld auf eine oder die andere Weise haben.“ Des alten Schurken Herz hüpfte wie eine Forelle im klaren Strome. „Ich bekomme meinen Sohn wieder; ich werde meinen Jungen wieder haben — ha! ha!“ kicherte er zu sich selbst.

Lucy empfing einen langen Brief von „ihrem Herzens-Philipp,“ in welchem er ihr sagte, daß er drei Wochen lang ausbleiben würde. Es seien einige Schwierigkeiten eingetreten; ein Freund, welcher ihm versprochen habe, Geld vorzustrecken, wolle dies nur in dem Falle thun, wenn Philipp einige Wochen bleiben und in seinen Waldungen mit ihm jagen wolle. „Ich werde jede Nacht von Dir träumen, Liebe,“ schrieb Philipp. Die liebliche Lucy war nicht zu beruhigen, sie weinte bis ihre Augenlieder so roth wie Rosenblätter waren, und wünschte in ihrem Herzen, daß ihr schöner Junge Niemanden in der Welt wie sie selbst kenne, und daß Geld und Jagden nie erfunden worden wären.

Nach Berathung eines Tages und einer ganzen Nacht hatte Papa Vautrin den Sohn Vautrin überzeugt, daß die einzige Weise, um 300 Pfd. Sterl. in drei Wochen zusammen zu bringen, die sei, einen Hauseinbruch zu begehen. Er hatte ihm ebenfalls klar bewiesen, daß solch ein Unternehmen nicht die mindeste Gefahr zur Folge haben könne. „Ich liebe Dich viel zu viel, mein Junge, um Dein Leben auf das Spiel zu setzen," sagte der zärtliche Vater. „Ich will Dir den Weg zeigen. Laß es ganz meine Sache sein." Der unglückselige Junge willigte ein. Er schwur, zur Stubendecke aufblickend, „dies soll in jedem Falle mein letztes Verbrechen sein!"

Canterbury war für den Ort, wo die That vollbracht werden sollte, von Vautrin's Bande bestimmt worden. „Es ist eine fromme kirchliche Stadt," sagte der nichtswürdige Mann, „und es gibt kein besserer Ort als das Haus eines Decans, wenn man echte Silberlöffel stehlen will. „Eine Liste aller guten Häuser in dem Weichbilde der Stadt wurde angeschafft. Ein gewisser Tatar-trap Sam schloß sich dem Wagniß mit an.

Philipp war, wie wir bereits wissen, ein sehr hübscher Bursch, von jenem frischen, verwegenen Gesichtsausdruck, von jenen anziehenden freien und leichten Manieren, welchen Dienstmädchen nur äußerst schwer widerstehen können. Er besaß eine ergötzliche schelmische Eigenheit zu kitzeln, zu

scherzen, zu schmeicheln und Heirath zu versprechen. Er wurde nach Canterbury geschickt, versehen mit allen nöthigen Vollmachten, damit er ausfindig machen möge, wer von den Einwohnern „am meisten werth sei.“

Den größten Theil seiner Erkundigungen zog er in Wirthshäusern ein. Gekleidet wie ein achtbarer Geschäftsmann ging er an den Schenktisch und bestellte ein Glas Ale. Das Trinken dieser Erfrischung dauerte eine lange Zeit. Er „versuchte alle seine Kniffe,“ um eine Unterhaltung mit der Wirthin anzuknüpfen, indem er seine sanftesten Töne der Stimme in Spiel brachte, seine schönsten Reden anwandte und sich im Allgemeinen all’ der kecken Schmeicheleien bediente, welche das rauheste Herz zu gewinnen im Stande sind. Als die Straße gehörig gebahnt war, ging er ans Werk. „Ich kam diesen Morgen von London herunter,“ begann er, „in äußerst wichtigen Geschäften. Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie wollten, aber es würde mir lieb sein, wenn Sie Niemanden etwas davon sagten. Herr So und So, welcher in einem Hause Ihrer Nachbarschaft lebt, hat unserem Hause einen sehr starken Auftrag gegeben und in der That, er ist so gut wie 500 Pfd. Sterl. für uns. Wir sind etwas verzagt, den Auftrag auszuführen, ohne erst die nöthigen Erkundigungen eingezogen zu haben. Sind es achtbare Leute? Leben sie in guten Verhältnissen?“ Die arglose Wirthin, in dem Glauben, ihrem Nachbar einen Dienst

zu erweisen, beantwortete alle Fragen in befriedigendster Weise.

Der sicherste Plan war, einen Bedienten anzusprechen und von ihm die nöthigen Details zu erfahren. Zu diesem Zwecke verkleidete sich Philipp als ein Groom und besuchte Schenkstuben, wo Kutscher und Lakeien ihre Abende zubrachten. Er ließ seinen Blick im Zimmer herumgehen, um sich die reichste Livree auszusuchen. Es war nicht schwer, mit diesen Leuten eine Unterhaltung anzuknüpfen. Ein Glas Grog machte bald aus dem mißtrauischsten einen Freund. Bei solchen Gelegenheiten gab Philipp vor, einen Platz zu suchen, und erkundigte sich, ob sein Gesellschafter ihn vielleicht „zu irgend einem behaglichen Bette verhelfen könne.“ Wenn etwaige offene Stellen erwähnt wurden, so war eine der ersten von Philipp's Fragen: „ob da viel Silbergeschirr zu putzen sei.“

Oder andernfalls, wenn Philipp beinahe entschlossen war, in welchem Hause der Einbruch stattfinden sollte, erkundigte er sich nach dem Namen des Kutschers, „welcher die Familie bediene.“ Er ging dann dreist auf das Haus zu, zog die Stallschelle und fragte, ob er Herrn Smith, den Kutscher, für einige Augenblicke sprechen könne. Sobald dieser Diener erschien, begann Philipp ihm in einem geheimnißvollen Wispern zu sagen: „Ich höre, Sie verlassen Ihren Platz.“ Dies führte zu einer langen Unterredung, in welcher Herr Smith die Thatsache verneinte und äußerst

neugierig wurde, wie ein solches Gerücht sich habe verbreiten können. Dann fragte Philipp, ob Herr Smith nicht einige Augenblicke herausschlüpfen und ein Glas Ale mit ihm trinken könne. Wenn der thörichte Mann einwilligte, so betrachtete Philipp seine Arbeit als vollendet. Das Ale führte zu Pfeifen, und die Pfeifen zu Grog. Die Unterhaltung bezog sich nur auf ihre relativen Plätze. „Meiner war ein sehr guter Platz, mit guter Bezahlung, aber ich konnte ihre Temperamente nicht länger aushalten.“ Vertrauter und vertrauter werdend, beschrieb er den Wohlstand seines vermeintlichen Herrn, prahlte besonders mit dem Silbergeschirre der Familie und den Juwelen der jungen Fräulein. Gewöhnlich fing dann Herr Smith ebenfalls zu prahlen an und heraus kam die verlangte Kunde. „Ein närrischer alter Kauz, mein Herr,“ sagte Philipp, „jede Nacht wurde das Silbergeschirr in seine Stube gebracht. Wir bewahren es am Tage in des Lakeien Speisekammer, aber er war manchmal so argwöhnisch, daß er Tags über herunter kam, um es nachzuzählen.“ Auf diese Weise ward dann Herr Smith langsam dahingebracht, die Geheimnisse seiner Herrschaft zu beichten.

Ein anderer von Philipps Kniffen war der, an der Thüre eines der reichaussehenden Familiensitze anzuklopfen, und einen an den ersten besten ihm einfallenden Namen adressirten Brief — mit diesen Worten darunter: „pr. Adresse Herr —“ wie nur immer der Name des reichen

Besitzers sein konnte, daselbst vorzuzeigen. Diesen Brief brachte der Lakai in das Wohnzimmer, wo der reiche Gutsbesitzer saß, und kündigte ihm an, daß ein Groom auf Antwort warte. Dies verursachte viel Wesens. Der reiche Eigenthümer schwur, daß er Herrn Jones nicht kenne. Die Herrin des Hauses ward befragt, desgleichen die jungen Fräulein und Herren Söhne, um zu erfahren, ob sie vielleicht etwas von dem geheimnißvollen Jones wüßten. Alles dieses nahm Zeit und erlaubte Philipp, die Schlösser, Riegel und Hausthürschlüssel mit Muße zu betrachten.

Jeden Morgen stand Philipp um sieben Uhr auf und begab sich in seinem sauberen Groomscostüme in die Straßen, um seine übeln Geschäfte zu verrichten. Zu dieser Stunde waren die Dienstmädchen gerade beschäftigt, die Hausthürtreppen zu scheuern, und da die Familien noch schliefen, einer kleinen Leichtfertigkeit nicht abgeneigt. Der nette Groom wählte seine Mädchen nicht nach ihrem Aussehen, sondern nach den Häusern, in welchen sie wohnten. Bei einer dieser Wanderungen warf er seine Augen auf ein unglücklicherweise äußerst häßliches Mädchen, welches den Eingang zu einem prachtvollen Wohnsitze scheuerte. Die offene Hausthüre ließ eine Hausflur so lang wie eine Schießgallerie erblicken. Der Jüngling begann damit, des Mädchens Eimer wegzunehmen. Sie folgte ihm, ihn „Herr Unverschämt" nennend. Er schwur, den Eimer nicht eher wieder zurückgeben zu wollen, bis er einen Kuß empfangen habe.

Sie, bemerkend, daß Niemand in der Nähe sei, gelangte wieder zu ihrer Herrschaft Eigenthum, indem sie den verlangten Kuß bewilligte. Nachdem sie wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt war, stand Philipp ihr zur Seite und richtete verführerische Worte an sie. „Sie würden mir ein herrliches Weibchen sein, wie Sie doch für die Reinlichkeit besorgt sind und welch ein nettes Figürchen Sie sind."

„Das bin ich — da haben Sie ganz recht," erwiederte das Mädchen, obgleich sich an ihrem ungewaschenen Hals ein schwarzer Ring wie ein lederner Riemen zeigte.

In solchen Zweigesprächen brachte der junge Schurke die Heirath jedesmal zuerst in's Spiel, wobei die jungen Dämchen ihn mit gütigeren Blicken ansahen. Sie fanden nichts Auffallendes darin, daß dieser Vorschlag so plötzlich und unerwartet ihnen gemacht wurde.

„Ich würde Geld sparen, wenn ich aus den Wirthshäusern bliebe, denn ich verdiene eine schöne Summe Geldes an meinem Platze, aber wie gewonnen, so zerronnen," fuhr Philipp fort. „Zum Henker! Ich bin halb Willens, mich über Hals und Kopf in die Arme der Ehe zu werfen und mich unter die Haube bringen zu lassen. Was sagen Sie dazu, Mary? Wär's Ihnen recht?"

„Ach, gehen Sie doch — Sie meinen es ja doch nicht so. Sie machen Sich nur über mich lustig. Wenn ich Sie beim Wort nähme und Ja sagte, so würden Sie

Nein denken. Ohnedem heiße ich nicht Mary, sondern Emilie."

„Gott sei Dank!" fuhr der Bewerber fort, „denn Mary ist ein Name, den ich im Tode nicht ausstehen kann. Das kann ich Ihnen aber sagen, Emilie, meine Liebe — wir werden keines Lichtes bedürfen, um zu Bett zu gehen, so lange Sie diese klaren Augen behalten. Das ist wieder etwas gespart."

Seine Spielerei war auf diesen Morgenspaziergängen drollig mitanzusehen. Wenn ein Dienstmädchen vor der Hausthüre kehrte, so ergriff er ihren Besen und bestand darauf, ihr zu helfen. Wenn sie eine Strohmatte ausklopfte, übernahm er ihre Arbeit. Nachdem er diese Dienste erwiesen hatte, gab der hübsche Groom Allen stets zu verstehen, daß er sich nach einem hübschen, lieben Weibchen umsehe und bat sie, im Falle sie ihn haben wollten, mit ihren Schwestern darüber zu sprechen, „denn er liebe das Muster außerordentlich und müsse eine von der Familie haben." Die Folge war, daß Philipps Abende in Rendezvous mit den verschiedenen Dienstmädchen von Canterbury hingingen. Er war häufig eingeladen, heimlich in die Küche zu kommen. Das war das Ende und Ziel seiner Galanterieen.

Der dreiste Vagabund Vautrin war hoch erfreut, als er und drei Andere mit dem Jüngling in Canterbury zusammentrafen. Selbst Tater-trap Sam, dieser „recht-

schaffene Mann" complimentirte Philipp über die Vollkommenheit, mit welcher er seine Aufgabe verrichtet habe. Sie beschlossen, sogleich an die Arbeit zu gehen. Mit vollendeter Geschicklichkeit hatte Philipp selbst einen Policeman überredet, in einem der Unternehmen einen Antheil am Raube nicht zurückzuweisen. Der Constabel hatte augenscheinlich geargwohnt, daß „etwas im Winde sei," und um seinen Mund schweigen zu machen, hatte Vautrin junior ihm vorgeschlagen, denselben mit einem Fünftel des Diebstahles anzufüllen.

Sie waren ungemein glücklich in ihrer Arbeit. Am Sonntag Nachmittag plünderten sie drei Häuser. In einem derselben hatte Philipp ein Rendez-vous mit Emilie in dem Sommerhäuschen am Ende des Gartens verabredet, während die Familie in der Kirche war. Während diese sich der Liebe hingaben, packte Vautrin und seine Gehülfen das Silbergeschirr zusammen und leerten ein oder zwei Schubfächer ihres Inhaltes.

Am Abend führte Philipp ein anderes Dienstmädchen zu einem kleinen Spaziergange aus, während ihre Herrin in der Kirche war. Die Bande schlug mit dem eisernen Hammer zweimal an die Thür, um sich zu überzeugen, daß Niemand im Hause sei, erbrach dann das Schloß und trat ein. Die Gabeln und Löffeln waren bald gesammelt und fortgetragen.

An einem Ende brachen sie in ein großartiges Herrenhaus ein, welches ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt lag. Ihr Freund, der Policeman, arrangirte Alles auf's Schönste für sie, und willigte selbst darin ein, ihnen, im Falle Gefahr drohe, „die „Ordre" zu geben, d. h. sie warnen zu wollen. Er sollte so laut, wie er nur könne, „Bill Thomson" ausrufen, und, wenn das nicht gehört würde, seine Klapper [1] rasseln.

Um zwei Uhr Morgens betrat die Bande den Garten des Hauses. Sie begegneten dem Policeman an der Thüre und beantworteten seine Frage: „Gedenkt Ihr die Sache ohne Gefahr abzumachen?" befriedigend. In Zeit von zwei Minuten waren „die Fenster geputzt." Eine Ahle war durch den Glaserkitt der Fensterscheibe eingearbeitet und ein Taschentuch gegen das Glas gedrückt, um den Schall zu schwächen. Vermittelst einer einzigen Wendung der Ahle zersplitterte das gebrechliche Glas. Ein feuchter Daumen war rückwärts (wie auf einer Tambourine) gegen die Fensterscheibe gerieben, und einer der Strahlen des „Sternes" folgte dem knarrenden Finger. Das Stück war ausgenommen und nachdem der Riegel zurückgeschoben, das Fenster geöffnet. Der „James" — ein kurzes Brecheisen — brachte die den Eingang hindernde innere Schalter bald aus dem Wege.

[1] Jeder Policeman trägt stets eine Klapper bei sich, womit er im Nothfalle rasselt und andere Policemänner zu Hülfe ruft.

Das Dunkelchen — eine Laterne — war wenig gebraucht. Die Männer waren schweigsam wie Geister. Sie sprachen in Pantomimen. Sie „bedeckten den Huf“ mit leichten Pantoffeln. Einer Sache schenkten sie ganz besondere Aufmerksamkeit. Als sie die Hausfluren betraten, gaben sie genau darauf Acht, welchen Weg sie in das Haus gekommen waren, damit keine Pfuscherei stattfinden möge, im Falle eine eilige Flucht nothwendig sein würde.

Alles im Hause ruhte in tiefem Frieden. Die in dem oberen Theile des Hauses schlafenden Dienstmädchen und die Bedienten in den Hinterzimmern hatten wohl dann und wann einen verdächtigen Laut gehört, verwünschten aber, nachdem sie einen Augenblick gehorcht hatten, nur die Katze und drehten sich auf die andere Seite, um wieder zu schlafen. Die Diebe verstanden ihr Metier: die in der Hausflur befindliche Wanduhr machte mehr Lärm wie sie selbst.

So oft sie auf einen Gang mit zwei Thüren kamen, versuchten sie dieselben, und, wenn Beide offen waren, schlossen sie eine derselben ab. Die Schlüssel waren aus der Innseite genommen und in die Außenseite gesteckt. Sie betraten selbst Schlafzimmer und schlossen die schlafenden Bewohner in ihre Zimmer ein. Das Umdrehen eines Schlüssels verursachte weniger Geräusch, wie das Gezwitscher eines Heimchens.

Sie gelangten alsdann in das Gesellschaftszimmer. Eine Wachskerze ward angezündet. Sie fragten wenig darnach,

das tröpfelnde Wachs auf den kostbaren Teppich fallen zu lassen, als sie das Zimmer durchsuchten. Fünf Minuten reichten hin, dasselbe zu plündern. Das silberne Tintenfaß, die zufälligerweise auf dem Kaminsims liegengelassene Uhr, die Banknoten in den verschlossenen Schubfächern des Secretairs war Alles, was sie nahmen. Sie waren so sorgfältig, sich nicht mit plattirten Sachen abzuschleppen, daß, wenn sie die Silbermarke nicht gleich bemerkten, sie Stücke von dem verdächtigen Artikel abschlugen, um zu sehen, ob Kupfer darin enthalten sei. Sobald sie in ein Zimmer traten, winkte Vautrin mit seinem Arm, um die Sucher zur Arbeit anzutreiben, welche Letztere wie Schlangen auf die Schränke und Kommoden zukrochen und Alles einsteckten, was sie für werthvoll hielten, während der Anführer mit einem Todtschläger in der Hand, den Eingang bewachte.

Einmal hörten sie eine Stimme fragen: „Wer ist da?“ Sie legten sich nieder und hielten ihren Athem an, bis ein Schnarchen ihnen wieder freie Bewegung gestattete. In einem Schlafzimmer befanden sich zwei junge Damen. Die Wachskerze ward vor ihre Augen gehalten, um die Festigkeit ihres Schlafes zu prüfen. Wenn diese jungen Damen ihre Augen in diesem Augenblicke geöffnet hätten, so würden sie diese rohen Männer mit umflorten Gesichtern um ihr Bett herumstehend gesehen und in ihren stummen Blicken gelesen haben, daß sie große Bewunderung für die auf dem Kopfkissen ruhenden und in Nachtmützen eingehüllten

Gesichter bezeigten. Es war Vautrin, welcher jedesmal über die Schlafenden Wache hielt. Sein „Neddy" oder Todtschläger ruhte stets über ihren Köpfen, bereit zuzuschlagen, wenn es nöthig war. Die Männer suchten und steckten die silbernen Becher ein. Diamanten, Emeralde und Perlen wurden in die geräumigen Taschen begraben. Es war ein guter „Fund", und machte die Genossen fast lustig.

Der Herr des Hauses ward alsdann aus seinem Schlafe geweckt, um ihnen zu sagen, wo er seine Schätze verborgen habe. Anfänglich rieb er seine Augen und stierte sie verwundert an. Er war eben im Begriffe, um Hülfe zu rufen, als Vautrin ihn mit seinem Todtschläger über die Schulter hieb und ihn zu ermorden schwur, wenn er das geringste Geräusch mache. Des Herren Gemahlin bat ihn flehentlich, sich nicht zu vertheidigen. In einer wunderbar kurzen Zeit waren die Schätze, deren Erwerb dem Eigenthümer Jahre von Mühen gekostet hatte, den Dieben überliefert. Silberne Thee- und Kaffeeservice, zahllose Löffel und Gabeln, eine silberne Theeurne, silberne Leuchter, Banknoten, Uhren und Juwelen, waren ihnen eingehändigt. Der Policeman, welcher seinen Antheil von diesem Diebstahle zu empfangen hatte, sah die Schurken mit ihrer Beute davongehen. Er fragte sie beim Vorbeigehen, „ob Alles in Richtigkeit sei?" Eine Zusammenkunft war mit diesem Wächter der öffentlichen Sicherheit verabredet, dem zu

Folge er die Diebe an einem gewissen Tage treffen und seinen Antheil an der Beute empfangen sollte. Hauseinbrecher halten der Polizei stets ihr Wort. Der Constabel wußte dies und vertraute ihnen wie Gentlemen.

Die Theilung der Beute fand in einer Hinterstube in Houndsditch [1] statt. Vautrin kannte den Werth von Diamanten so gut, wie ein Juwelenhändler. Das Silbergeschirr war vermittelst Scheidewasser auf die Probe gestellt und gewogen. Die goldenen Beschläge der Becher waren gleichfalls vertheilt. Philipp und sein Vater forderten ein Jeder zwei Antheile; die Andern waren ganz zufrieden mit dem, was sie empfingen. Es war ein seltener „Fang“. Der Jude, welcher kam, um das Silber à 4 Schillinge per Unze zu kaufen, becomplimentirte die Diebe über ihre Geschicklichkeit, als er das Metall in seinen Sack pfropfte. Er war genöthigt, dreimal zu kommen, um seinen Kauf fortzutragen.

Philipps beide Taschen waren voll Banknoten, als er wieder zu seiner theuren Lucy zurückkehrte. Sein Herz schlug laut, als sie ihren ungezogenen Mann liebkoste und schmählte, ihn küßte, weil er wieder da sei und ihn schalt, so lange weggeblieben zu sein. Sie drohte ihm damit, Rechenschaft über jede Minute seiner Zeit verlangen zu wollen. Er erblaßte und versuchte zu lächeln, aber seine Lippen fühlten sich steif und sein Herz schwer. Des Abends

[1] Vorstadt Londons.

betete er so lange, daß seine Frau erschrocken war. Sie fragte ihn, warum er weine, aber, da er erwiederte, „aus Freude, wieder zu meiner geliebten Lucy zurückgekehrt zu sein,“ so fand sie dies sehr natürlich, wußte nicht, wie sie die große Liebe ausdrücken sollte, welche sie für ihren „Herzensjunge“ fühlte.

Noch einmal schwur Philipp, sich nie wieder ein Vergehen zu Schulden kommen zu lassen. Er wollte seinen Lebenswandel ändern. Seiner theuren Lucy zu Liebe wollte er ehrlich sein. Aber Philipp war nicht sein eigener Herr. Seine Seele gehörte ihm nicht. Glaubte er etwa, daß Vautrin den geleisteten Schwur vergessen habe, seine Hand auf des Banquiers Hals legen zu wollen? Dieser Mann brach niemals seine Schwüre, wenn Philipp es auch that.

Wenn Vautrin herunter nach Swanborough kam, ließ er Philipp nicht wissen, daß er so nahe sei. Er lebte und schlief in der Hüttenwohnug des rauköpfigen Tom, des Gärtners. Er trug nie Sorge, Zeuge der häuslichen Glückseligkeit seines Erstgeborenen zu sein.

Der Franzose ging nie vor Dämmerung aus. Alsdann hüllte er sich in seinen dicken Mantel und sein Gesicht hinter dem aufstehenden Kragen verbergend, schlug er seinen Weg durch die Felder ein. Wenn er sich einem eingefallenen Karrenschuppen näherte, ließ er einen grellen Pfiff hören, und, sobald das Signal beantwortet wurde, verdoppelte er seinen Schritt. Zwei Männer traten als-

dann aus dem dunkeln Schatten des Schuppens. Ihre Begrüßung hatte durchaus keinen freundschaftlichen Charakter. Es war eine Geschäftszusammenkunft. Die Schafte eines alten Karren waren ihre Sitze. Pfeifen wurden angezündet und spirituöse Getränke hervorgeholt und getheilt, bei welchen Gelegenheiten der Trinker die Bouteillen an den Mund nahm. Die Männer sprachen wispernd. Das wichtige Geschäft, welches sie zusammengeführt hatte, ward sehr geheim gehalten. Wenn die Unterredung hitzig wurde, verriethen die Verbündeten höchstens durch ihre häufigeren und plötzlicheren Geberden ihre Erregbarkeit. Augenscheinlich war wieder eine Schurkerei im Anschlage und zwar eine sehr gefährlicher Art.

Vautrin hatte beschlossen, Philipp sein häusliches Glück für eine Zeit lang genießen zu lassen. „Er soll keinen Theil an dieser Speculation haben,“ sagte er zu sich selbst. „Sein Gehirn ist nicht stark genug, um viel von dieser Art Dinge ertragen zu können. Ohnedem wohnt er in zu großer Nähe dieses verfluchten Schurken. Es möchte den Jungen ruiniren und seiner schönen Frau das Herz brechen, wenn sie mißglückte. Er ist besser zu Hause, wo er Thee trinken und in ihre Augen blicken kann. Diesmal will ich allein gehen.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Cassandra.

Ein Nachtheil der Wahrheit ist die Schwierigkeit, Leute zu finden, welche an dieselbe glauben. Männer, welche ohne Zögern einer offenbaren Lüge Glauben beimessen, schütteln ihren Kopf bedenklich bei einer nachdrücklichen Wahrheit. Es gibt Tausende von Wahrheiten in der Welt zerstreut, die so unbeachtet liegen, wie eines Armen Besitzthum, aber es ist ein so halsbrecherisches Geschäft, sich damit abzugeben, daß vorsichtige Leute vorziehen, ihre Augen zuzumachen und ohne Acht daran vorbeizugehen.

Wie viele Opfer haben verkannten Wahrheiten nicht erlegen! Hätte doch der unglückliche Sokrates seine Akademie mit glücklichem Erfolge fortleiten und ruhig in seinem Bette sterben können, aber die Wahrheit trieb ihn ins Gefängniß. Diogenes hätte sich in einer Equipage anstatt in einer Tonne rollen können. In seinem 64. Jahre ward Cicero ermordet, gerade in einem Lebensalter, wo leichtsinnige Herren, welche nicht mehr nach Wahrheit fragen,

als eine Kuh nach Rostbeef, sich vom Geschäfte zurückziehen, um im Wohlstande und Ueberflusse zu leben. Die gewöhnliche Weise, in welcher Wahrheit dem Erfinder Unsterblichkeit sichert, geschieht durch seinen Tod.

Unter die Märtyrer der Wahrheit muß Miß Helena Crosier gerechnet werden. Der große Columbus ward, Europa durchwandernd, um irgend einen Fürsten zu finden, der seinen Träumen von Ländern jenseits des Meeres Glauben schenken möchte, nicht mehr ausgelacht, als die genannte junge Dame, so oft sie betheuerte, daß sie in einer gewissen Mondnacht verdächtig aussehende Menschen in ihrem Garten in Swanborough habe herumstreifen sehen. Ihr heroisches Benehmen rief unzählige Anspielungen über ihre große Geschicklichkeit im Schießen hervor. Sie gerieth in Wuth und ihre Augen funkelten anmuthig; sie stampfte den Boden mit ihrem kleinen Fuße, bis ihr die Ferse wehe that; sie schlug ihre schönen Händchen zusammen, bis sie schmerzten, aber Alles umsonst. Sie fragte oft, ob sie nicht glauben dürfe, was sie mit ihren eigenen Augen gesehen habe, und ward hierauf mit verschiedenen interessanten Beipielen von merkwürdigen optischen Täuschungen beehrt. Es wurde ihren spaßhaften Freunden förmlich zur Gewohnheit, sich dann und wann zu erkundigen, ob ihre Ruhe in letzter Zeit nicht durch Räuber gestört worden sei. Sehr intime Freunde, welche sich Freiheiten mit dem jungen Fräulein zu erlauben wagten, gaben zu verstehen, daß der

Räuber wahrscheinlich irgend ein liebeskranker Jüngling gewesen sei, welcher ihr eine Serenade unter dem Fenster zu bringen die Absicht gehabt habe. So oft der Hauptmann an seine Schwester schrieb, vergaß er nie, zu fragen: „ob sie nicht einige Gespenster geschossen habe.“ Diese beständigen Bezweiflungen und Widersprüche begannen auf des Mädchens Gesundheit nachtheilig einzuwirken. Sie wurde furchtsam und mürrisch. Ihr eigenes Kammermädchen, Harriet,[1] welches sechs Jahre in der Familie gedient hatte, empfing so häufig den Befehl, auf der Stelle das Haus zu verlassen, daß sie an diese Ordre ganz gewöhnt war und nicht daran dachte, ihr nur die geringste Beachtung zu schenken.

Der Ort, wo Helena Bautrin hatte stehen sehen, wurde am nächsten Tage von der Polizei und den Nachbarn sorgfältig untersucht. Keine Spur von Fußtritten konnte entdeckt werden. Umsonst behauptete Miß Crosier, daß sie einen der Leute verwundet hätte; sie ahmte das Schmerzgeheul nach, welches ihrem Schusse gefolgt war; nicht ein Tropfen Blut konnte gefunden werden und alle ihre Aeußerungen zählten für nichts. Die Constabler, welche ihr nicht gern widersprachen, sagten, die ganze Geschichte sei äußerst merkwürdig; ihr Vater bat sie, doch nicht so sentimental und lächerlich zu sein; ihr Bruder erklärte brieflich, daß sie der Alp gedrückt habe, und erkundigte sich sorg-

[1] Henriette.

fältig, was sie den Abend zuvor gegessen hätte, kurz, Jedermann machte sich lustig über die arme Helena, welche aber dennoch Allen zum Trotze bei ihren Aussagen entschieden beharrte.

Kein Kettenhund bewachte seit dieser ereignißvollen Nacht das Haus wachsamer, wie diese unglückselige junge Dame. Ihre Nerven waren völlig erschüttert. Sie konnte Nächte lang kein Auge schließen. Das Fenster gleicher Erde wurde mit dicken Eisenstangen versehen, aber selbst das verscheuchte ihre Furcht nicht. Sie kaufte einen abscheulichen Hofhund von einem Jungen im Dorfe, ein rastloses, unzufriedenes Thier, welches sich einen heiseren Hals bellte, wenn nur ein Heimchen zwitscherte. Jede Nacht schlief dieser sauertöpfische Hund in Miß Helena's Schlafzimmer, und verursachte seiner liebenswürdigen Herrin durch seinen falschen Allarm so viele Unruhe, daß sie den größten Theil der Nacht genöthigt war, entweder durch die Schaltern in den Garten zu blicken, oder mit dem gespanntesten Interesse zu horchen, um die Tritte vermutheter Diebe die Treppe herauf kommen zu hören. Zuweilen hörte sie deutlich den Sand der Gartenwege unter ihren schweren Stiefeln knirschen, und dann vernahm sie wieder das Geräusch eines Streichhölzchens, welches auf dem Gange angezündet ward. Mehr denn einmal erwischte sie der alte Banquier um drei Uhr Morgens im Hause herum wandernd, um sich zu überzeugen, ob die Dienerschaft irgend eine oder

die andere besondere Thür verriegelt habe, von welcher sie geträumt hatte.

Sie wurde die Cassandra der Familie, welche stets den Fall von Swanborough-Troja voraussagte, aber wegen ihrer Warnungen fortwährend ausgelacht wurde. Wenn ihr Vater den Abend über aus war, fürchtete sie sich, allein zu sein und befahl den Dienstmädchen, in ihrer Nähe zu bleiben. Sämmtliche Dienerinnen im Hause lebten in wahrer Angst, ihr bei solchen Gelegenheiten Gesellschaft leisten zu müssen, denn jede Stunde ereignete sich zum wenigsten Etwas, was sie zittern und vor Furcht erblassen machte. Es war ein beständiges Fragen: „Was war das, Harriet?“ oder „Hörtest Du nichts, Harriet?“ Ein Rosenzweig, welcher an das Fenster schlug, ein Rufen in der Straße machte sie aufspringen, als wenn ein großer Käfer an ihrer Ferse krabbelte. So furchtsam war die unglückselige Helena, daß Sie selbst nicht einmal wagte, das Portrait ihrer todten Mutter anzublicken, sobald die Lampe Abends angesteckt war, denn ihre Augen schienen Leben in sich zu haben und sie anzublicken, wenn sie still saß, oder sie im Zimmer zu verfolgen, sobald sie aufstand. Eine andere beständige Ursache von Alarm waren die Fenstervorhänge. Jeden Abend wurden die langen Vorhänge, nachdem die Schaltern geschlossen waren, dicht zugezogen. In stürmischen Nächten fand der Wind seinen Weg durch die Ritzen des Holzwerkes und machte die

Draperie aufschwellen, als wenn Jemand dahinter verborgen wäre. Augenblicklich lenkte dann die kleine Herrin die Aufmerksamkeit des Dienstmädchens auf die verdächtig aussehende Erscheinung des Vorhanges. In einem halb scherzhaften Tone — denn sie schämte sich, für feig zu gelten — fragte Helena, ob man nicht schwören möchte, daß ein Mann hinter dem Vorhange versteckt sei? Das Dienstmädchen stimmte in der Regel bei, und da der Vorhang stets fortfuhr, sich hin und her zu bewegen, geriethen beide Mädchen zuletzt in solche Angst, daß keine von ihnen die Kraft behielt, ein Glied zu regen. Umsonst rief Helena in herausforderndem Tone aus: „Wenn Jemand da hinter dem Vorhange versteckt ist, so befehle ich ihm, hervorzukommen.“ Umsonst wurden Bücher nach dem vermutheten Hauseinbrecher geworfen. Das gewöhnliche Ende der Schreckensscene war, daß die Bedienten-Schelle gezogen wurde.

In einer Nacht war der rastlose und wüthende Hund so wachsam, daß allen Ernstes die Frage entstand, ob er toll werden wolle oder wirklich Diebe höre. Er schnüffelte an der Spalte unter der Wohnzimmerthür und bellte mit ungemeiner Stärke. Selbst kleine Schläge auf den Kopf und rauhe Befehle, wie „ruhig, Sir,“ hatten keine andere Wirkung, als sein geräuschvolles Bellen in beständiges Knurren zu verwandeln. Der alte Herr, welcher in seinem Arbeitszimmer schrieb, schellte zweimal, um den Befehl zu geben, das Thier entweder auf den Hof zu jagen, oder

zur Ruhe zu bringen. Der Hund fuhr fort, schnüffelnd im Zimmer herum zu kriechen, seinen Schwanz zwischen den Beinen und seine Ohren so steif gespitzt wie Fichtenäpfel, knurrend und bellend ohne Aufhören. Selbst in dem Schlafzimmer weigerte sich der rebellische Schlingel, ruhig zu sein. Er heftete seine Augen fest auf das Fenster und murrte beständig. Seine unglückselige Herrin fühlte sich fest überzeugt, daß der Familie irgend ein Uebel passiren werde. Sie lag zitternd in ihrem Bett, jeden Augenblick erwartend, die Hausthür mit einem Krach erbrechen zu hören. Ueber eine Stunde lang erduldete sie diese Geistesqual, sammelte aber zuletzt hinreichenden Muth, um an das Fenster zu schleichen, und in den Garten zu sehen.

Sie fiel beinahe vor Furcht zu Boden. Auf dem Rasenplatze, genau auf derselben Stelle, wo sie ihre Flinte hin abgeschossen hatte, stand ein großer Mann. Er stierte das Haus an, als wenn er jedes Fenster in seinen Mauern prüfen wolle. Sobald er den Schatten der Miß Helena sah, welchen das Nachtlicht auf die weiße Schalter warf, zog sich seine Gestalt langsam in das dichte Gebüsch zurück und verschwand dahinter.

Als er außer Sicht war, erlangte die junge Dame Kraft genug, um laut aufzuschreien. Gefolgt von dem bellenden Hunde, flog sie in ihres Vaters Zimmer und kündigte dem geängsteten Herrn athemlos an, daß Diebe ins Haus einzubrechen beabsichtigten. Die Dienstboten kamen

einer nach dem andern in ihren Nachtkleidern, mit eilig über ihre Schultern geworfenen Tüchern, die Treppe herabgekrochen. Fenster wurden geöffnet und ein Dutzend Köpfe sahen sich nach den Spitzbuben um. Die Nachtluft war kalt und die Hausbewohner kamen schnell zu dem Schluß, daß es ein falscher Alarm sei.

Herr Nathaniel Crosier wurde ärgerlich. Er runzelte die Stirn und sah, trotz seiner hohen Nachtmütze, fürchterlich wüthend aus. Zwei der Dienstmädchen empfingen Befehl, ihre Betten in Miß Helena's Zimmer aufzuschlagen und die Nacht daselbst zuzubringen. „Wenn sie etwa einen neuen dieser hysterischen Anfälle hat,“ sagte der Banquier, „so lasset den Groom das Pony satteln und hinüber zu dem Doctor galoppiren. Ich will diesen mitternächtlichen Störungen bald ein Ende machen.“

Vergebens suchte hiergegen die arme Helena zu protestiren und zu schwören, daß sie Jemand das Haus anstieren gesehen habe. Ihr Vater antwortete ihr nicht einmal, sondern schlug seine Thür zu und schloß sie ab, während sie ihre Berichterstattung noch nicht zur Hälfte vollendet hatte.

Am nächsten Morgen empfing die Tochter, als sie zum Frühstück herabkam, eine strenge Strafpredigt. Es wurde ihr gesagt, daß sie sich einer ärztlichen Behandlung unterwerfen müsse und daß man ihr ein wenig Courage aus Arzneigläsern die Gurgel hinabschütten werde. Ihr Vater

erklärte sich höchst beschämt, daß seine Tochter so kindisch sei. „Selbst wenn Du Jemand in dem Garten sahest, ist es etwa so schwierig, von der Straße aus in denselben zu kommen?“ äußerte Herr Nathaniel. „Was ist da so schreckliches daran, daß Du die Treppen herauf und herunter stürzest wie eine Wahnsinnige, und alle im Hause Wohnenden um ihre nächtliche Ruhe bringst? Wie sollen die Dienstmädchen ihre Arbeit verrichten? Es sollte mich gar nicht wundern, wenn das Gerücht in Umlauf käme, daß das Haus nicht geheuer sei oder dergleichen, und daß die Dienstboten sich nicht allein weigern, bei uns zu bleiben, sondern daß der Werth des Eigenthumes bedeutend vermindert wird; und diesen Verlust des häuslichen Friedens und des angelegten Geldes werde ich den romantischen Albernheiten eines Schulkindes zu verdanken haben.“

Die junge Dame, ärgerlich ein Schulkind genannt zu werden, begann zu weinen. In flehentlichster Stimme bat sie ihren Vater, ihr Glauben zu schenken. Auf's Neue prophezeihete sie, daß der Familie der Crosiers großes Unheil drohe. Sie ging selbst so weit, das Wort „Tod“ auszusprechen. Wenn ihr Vater des Kerlen Gesicht, vom Vollmond beschienen, gesehen hätte, so wäre sie gewiß überzeugt, daß er wie sie denken würde. Aber die Alten schenken der Wahrheit ihrer Kinder kein Gehör. Ihr gestrenger Vater bedeutete ihr, daß wenn sie sich ihre Albernheit nicht abgewöhne, er die Geduld verlieren würde, und

ersuchte sie, sich um die Theekanne zu bekümmern und Räuber und dergleichen Dinge ihm selbst zu überlassen. Die erbarmungswürdige Cassandra feuchtete ihr geröstetes Stückchen trocken Brod mit ihren Thränen, und aß es feierlich.

Dennoch hatte dieses unglückselige junge Mädchen Recht. Es war Vautrin, welchen sie gesehen hatte, und Unheil blickte aus seinem Auge, als er das Gebäude musterte.

Das ernste Benehmen seiner Tochter hatte indeß doch einen gewissen Eindruck auf den alten Banquier gemacht. So lange es Tag war, behandelte er ihre Warnungen mit anscheinender Gleichgültigkeit. Das Dunkel der Nacht aber ist die Zeit für die Furcht. Wenn die Dämmerung herankam, wurde er zaghaft. Der Kammerdiener wurde gerufen und Befehl gegeben, daß der große Hofhund losgemacht und ihm erlaubt werden solle, bis zum Morgen frei im Garten umher zu laufen. Der alte Mann schämte sich, seinem Bedienten gegenüber Furcht zu verrathen, und erklärte laut lachend, daß seine Tochter ihn gequält habe, diese einfältigen Maßregeln zu treffen. Ehe er sich zu Bett begab, überzeugte er sich selbst, ob alle Thüren gehörig verschlossen waren, indem er die Riegel mit eigener Hand untersuchte. Ein Gangfenster über der Hausthürhalle erregte seine Aufmerksamkeit, wegen der geringen Schwierigkeit, welche es speculativen Hauseinbrechern entgegenstellte. Es kam ihm in den Sinn, daß einige Eisen-

stangen da nicht schlecht angebracht sein würden. Dann legte er sich zu Bett, darüber nachdenkend, was er zu thun habe, wenn im Hause eingebrochen werden sollte. Da er nicht schlafen konnte, ließ er das Licht brennen, eine Sache, welche er seit Jahren nicht gethan hatte. Ja, der Banquier fürchtete sich.

Es gab nur einen Mann in der Welt, welcher ihm wirklich Furcht einflößte. Das war Vautrin, er haßte und fürchtete ihn. „Es ist ein ungleicher Kampf zwischen uns,“ sagte er zu sich selbst; „diesem Schurken ist Alles einerlei. Er hat nichts zu verlieren; keinen guten Ruf auf's Spiel zu setzen. Ich wünschte, daß der Schuft todt wäre und mich in Frieden ließe.“

Merkwürdig genug waren die Gedanken desselben Mannes, welchen der Banquier todt wünschte, auf denselben Gegenstand gerichtet. Er saß an dem Kaminfeuer in des rauhköpfigen Tom's Küche, und sagte, als er in das brennende Holz blickte, zu sich selbst: „Es ist ein schwerer Kampf. Der alte Spitzbube hat Geld und das Gesetz auf seiner Seite. Er braucht nur seine Stimme zu erheben und die Polizei erscheint. Aber, sei er oder ich gehängt, ich will dennoch bei ihm sein. Es muß reine Sache zwischen uns sein, ehe ich das Geschäft beendet habe.

Da der Banquier nicht schlafen konnte, stand er auf und, seinen Schlafrock anziehend, begann er, Briefe zu

schreiben. Eine eilige Note ward an den Dorfschmied gekritzelt, dem er Aufträge wegen der Eisenstangen an dem Gangfenster gab. Dann schrieb er einige Worte an seinen tapferen Soldaten-Jungen Merton.

„Deine Schwester," hieß es in einem Theile des Briefes, „ist in letzter Zeit verrückt geworden und besteht darauf, daß das Haus von Dieben überfallen werden soll, oder dergleichen Dummheiten. Ich fürchte für Helena's Gesundheit, wenn nichts gethan wird, ihre Angst zu beschwichtigen. Ich bin sehr ungehalten hierüber, kann aber dennoch nicht umhin, sie zu bedauern, ihre Furcht ist zu aufrichtig. Es thut mir leid, Dich zu incommodiren, mein lieber Merton, aber es würde mir ein großes Vergnügen bereiten, wenn Du uns auf eine Woche in Swanborough besuchen wolltest. In der That, ich bestehe darauf, täusche meine Hoffnung daher nicht. Ich habe den Bedienten befohlen, mit geladenen Pistolen neben ihren Betten zu schlafen. Du bist ein Soldat, und Deine Gegenwart würde eine beruhigende Wirkung auf die arme Helena äußern, welche wirklich leidend ist. Ich werde Dich spätestens übermorgen erwarten."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Hochzeitsreise.

Um die Unglücklichen dieser Welt zu trösten, stellte irgend ein menschenfreundlicher Philosoph die Theorie auf, daß mehr Leute durch den Erfolg ruinirt würden, als durch die Niederlage. Ein Herr, welcher eben den Insolventen-Hof passirt hat und um zwei Uhr an einem nassen Morgen keine zwei Pence in seinen Taschen hat für ein Nachtlager, mag wohl einen Funken Genugthuung aus diesem Paralogismus ziehen, ehe aber Whitecroß-street-Gefängniß mit Gefangenen im Besitz von fünftausend Pfd. Sterl. pr. Jahr angefüllt ist, oder das Correctionshaus von Vagabunden wimmelt, welche eigene Equipage halten, können wir kein volles Vertrauen in diese merkwürdige Anschauung setzen. Da haben wir Hauptmann Crosier. War er eine Ruine? Wenn man darauf bestehen sollte, daß er eine war, so müssen wir hinzufügen, daß sich alsdann wohl nie eine Ruine in besserem Zustande der Ausbesserung befand. Sein Epheu der Gewissensbisse war sauber gestutzt und gerankt;

die Gräser der Reue waren auf's sorgfältigste darunter versteckt gehalten. Er aß und trank mit einem Appetit, der einem Vergnügen machte, und war im Ganzen genommen gesund und guter Dinge.

Unglücklicherweise kam die Chance, ruinirt zu werden, von seiner Unentschlossenheit her. Er verlor niemals den Gegenstand, welchen er im Auge hatte, aber er schlenderte den Weg entlang und machte häufig Halt. Demungeachtet reussirte er. Bertha gehörte ihm zweifellos an. Er brauchte nur ein Cab zu holen und ihr zu befehlen, sich hinein zu setzen, so würde sie ihm gehorcht haben.

Er war wie ein zaghafter Mann an einem Spieltische. Er sehnte sich danach, sich an dem Spiele zu betheiligen und zu gewinnen, wie seine edlen Freunde gethan hatten, aber dennoch hielt er sich zurück, ängstlicherweise die Chancen des Verlustes berechnend. Während die Kugel lief, fühlte er sich unentschlossen und erst dann, wenn sie einhielt, entschloß er sich, das Wagniß zu riskiren. So kam es, daß, wenn widrige Umstände seine Hoffnungen, die reizende Bertha zu besitzen, trübten, er die Erfüllung seiner Wünsche zu seinem Glücke nöthig hielt; sobald aber der Pfad eben und die Eroberung gewiß schien, zog er sich zurück, um die Sache zu überlegen und sich derselben zu gereuen. Sein Geist war ein elendes Küstenschiff, das seinen Lauf nur so lange fortsetzen konnte, wie es die Felsen in Sicht hatte.

Die schöne Bertha grämte sich und dachte nach. Manchmal behandelte sie ihr theurer Merton höchst kalt, indem er im befehlenden Tone zu ihr sprach, als wenn er sie absichtlich zu erinnern wünsche, daß sie ja am Ende doch nur ein Dienstmädchen sei. Dann sehnte das arme Mädchen sich nach den Tagen zurück, wo sie friedlich im Hause der Fräulein Tomsey lebte, und durch ihre schmerzlichen Gedanken zur Vernunft zurückgerufen, erlaubte sie ihrem Gehirn, sich gegen ihr Herz aufzulehnen, bis sie völlig von der Unmöglichkeit überzeugt war, je im Leben Frau Hauptmann Crosier zu werden. Wie trefflich warnte sie ihn, wenn er auf's Neue Symptome zeigte, ihre Liebe zu erneuen, sie in Frieden zu lassen und ihr zu erlauben, Alles zu vergessen. „Sie schämen sich meiner jetzt," sagte sie höchst traurigen Tones und mit klarer Stimme, obgleich die Thränen von ihren Wangen strömten. „Es versteht sich von selbst, daß Sie es verneinen wollen, aber ich kann deutlich aus Ihrem Benehmen sehen, daß Sie es thun. Es wäre viel besser, wenn wir uns auf ewig trennten; besser für Sie und tausendmal besser für mich. Es würde mein Tod sein — lachen Sie nicht, ich spreche im Ernste — es würde mein Tod sein, wenn Sie je denken könnten, daß ich Sie entwürdige. Wenn man Sie fragen würde, wer ich früher gewesen sei — wenn man sich erkundigen würde, wer meine Mutter sei — so weiß ich, daß Sie sich meiner Bekanntschaft tief gereuen würden. Verlassen

Sie mich; ich glaube, es jetzt verschmerzen zu können — ich kann Ihnen zum wenigsten versprechen, daß Sie niemals wissen sollen, ob die Trennung mir mehr auferlegt, als ich ertragen kann.“

Wie ein starkes, von einer kräftigen Hand geleitetes Schüreisen in die halb erloschene, rothe Asche gesteckt wird und die Flamme mit jedem Stoß Funken den Kamin herauf sendet, so erweckten diese eisernen Worte die schlafende Zuneigung in dem Heerde des Hauptmannes Busen und sandten seine heiße Liebe pfeilschnell empor. Er schwur, gelobte, er kniete und herzte, so daß nach und nach die Glut seiner Liebe dem erkalteten Herzen der Schönen ihre Wärme mittheilte. In einem gewissen Buche häuslicher Sparsamkeit ist unter andern ein excellentes Mittel um ein gutes, billiges Feuer zu machen. Der Vater sagt: „Feuchte die Kohlen mit ein wenig Wasser an, und sie werden ausgezeichnet gut brennen.“ Die Thränen in Bertha's Augen übten diese Wirkung auf die öde, schwarze Asche von Merton's ausgebrannter Natur.

Es war nach einer solchen Scene, wie die oben beschriebene, daß der Hauptmann in der vollen Glut seiner Neigung ausgegangen war, um seine heiße Liebe zu kühlen und in der Einsamkeit der Seitengassen von Camberwell mit sich selbst zu Rathe zu gehen. „Armes kleines Ding!“ dachte er, „ich kann sie nicht weinen sehen. Ihr Schmerz

ist so verwünscht rührend, daß er mir Furcht einflößt. Ich weiß, daß sie sich auf irgend eine Weise tödten würde, wenn ich sie im Stiche ließ, und obgleich ich auch nicht an Geister glaube, so würde ich doch stets an sie denken, und das ist nicht viel besser. Da liegen alle die Sachen, welche ich für sie kaufte in meiner Wohnung in Herley-street. Was zum Henker kann ich nur damit anfangen? Sie sind zu groß für Helena, — ich kann sie ihr daher nicht geben — ohnedem sieht es so kurios aus, seiner eigenen Schwester Leinen zum Präsent zu machen. Der Henker hole mich, wenn ich weiß, was ich damit anfangen soll! Ich liebe sie mehr, wie sie denkt — die kleine Hexe!"

Mitten in diesen Ueberlegungen fühlte er, wie ihn Jemand auf die Schulter klopfte. Er erkannte augenblicklich die Züge von Jack Towser, welcher früher in seinem Regimente stand. Aber Jack Towser hatte sich seit ihrem letzten Zusammensein wesentlich geändert. Jack Towser war früher ein Dandy gewesen; jetzt war er höchst zerlumpt. Sein Hut hatte Döllen und keinen Glanz mehr; sein Rock war geflickt wie ein Fischerbortsegel und seine Stiefeln öffneten und sperrten sich wie die Schale einer todten Auster. Der elegante Merton bemühte sich, Jacks Hemd zu entdecken, aber wenn er selbst die mit einer Stecknadel zugesteckte Weste aufgemacht hätte, so würde es zweifelhaft gewesen sein, ob Wäsche darunter verborgen gewesen wäre.

„Großer Gott, Jack!“ schrie Merton, „was hat sich zugetragen?“ Jack war seiner Zeit ein großartiger Elegant gewesen. Er fuhr ein sausendes Cabriolet und trug einen Rock nie länger wie vierzehn Tage. Jack amüsirte sich, Katzen in seinem Wohnzimmer von Bullenbeißern zu Tode zu hetzen und drei Tage und drei Nächte lang ohne Aufhören Hazard zu spielen. Sein Geld war nun durchgebracht, sein Verstand zurückgekehrt und nun erkannte er, was für ein großer Thor er gewesen.

Er erzählte Merton, daß er kein Geld zu Mittagsessen und Tabak besitze. Sein früherer Waffenbruder verstand diese traurige Geschichte und nahm, als sie in eine öde Straße einbogen, Geld aus seiner Börse, um es ihm darzureichen. Am Abend untersuchte Merton seine Garderobe und brachte in Jacks elendes Logis einen Bündel Kleider, für welchen jeder Kleiderjude sich glücklich geschätzt haben würde, zehn Sovereigns zu geben.

Dieser Jack Towser war in den Tagen seines Glanzes ein ganz außerordentlicher Bewunderer des weiblichen Geschlechtes gewesen. Der Hauptmann konnte sich mehrerer wunderbaren Geschichten seiner ungemeinen bonne fortune und Keckheit erinnern, die am Officierstisch erzählt worden waren. „Er ist gerade der Mann, den ich nöthig habe,“ dachte Merton; „er weiß nichts von Bertha, Mutter Hazlewood, oder ihrem Arbeitshause, noch brauche ich ihm

zu sagen, wie lange ich hinter ihr her gewesen bin. Beim Jupiter! es kommt mir vor, als wenn die Vorsehung ihn mir in den Weg geschickt hat."

Abends steckte der Hauptmann eine Flasche Brandy in seine Tasche und ging hinüber zu Jack, um mit ihm zu rauchen, zu trinken und einen Schwatz zu halten. Der ehemalige Dandy war von einem Dachzimmer in ein Zimmer gleicher Erde herabgestiegen. Nach dem dritten Besuche nahm Herr Merton Jack in sein Vertrauen. Er erzählte ihm eine lange Geschichte über das vor wenigen Wochen stattgehabte Zusammentreffen mit Bertha im Kensington Gardens und detaillirte ihm die Unterhaltung, welche sie zusammen gehabt hätten, als er ihr nach Hause gefolgt sei. Er schrieb es seiner Geschicklichkeit nicht wenig zu, Zimmer in ihrer Mutter Haus gemiethet zu haben. Er erzählte ihm mehrere andere imaginäre Umstände mit solcher ungemeinen Genauigkeit, daß Jack überzeugt war, daß er lüge, obgleich er zu pfiffig war, ihm dies zu sagen, sondern er lachte nur und schwur, daß es ihm wohl thue, solche hübsche Geschichten zu hören. „Sie ist ein achtbares Mädchen und sehr gut erzogen. Ich habe mein Leben kein Mädchen so Hals über Kopf in einen Mann verliebt gesehen, wie sie es in mich ist. Es versteht sich von selbst, daß es ihr Spiel ist, mich zur Heirath zu beschwätzen, und meins, mich aus der Affaire zu ziehen. Und dennoch ist das närrischste der Sache, daß sie mit mir

durchzugehen bereit ist, wenn ich es nur wünschte. Was würdest Du mir zu thun rathen?“

Solche Herren wie Jack Towser besinnen sich nicht lange, um Pläne zu schmieden, denn ihre Ideen haben nichts mit Zartgefühl zu schaffen, noch hegen sie Achtung für die zu betrügende Person. Die nächtliche Unterhaltung schien zu einem höchst befriedigenden Resultat geführt zu haben, denn beim Weggehen drückte Merton seines Freundes Hand auf das Herzlichste und sagte: „Ich bin Dir ungemein zu Dank verpflichtet, alter Junge. Kein Wort davon zu irgend Jemand — halte es verschwiegen. Und vergesse nicht, daß es ein Handel ist. Du hilfst mir in diesem kleinen Geschäfte und ich zahle Dir eine Fünfziger Banknote.

Des Hauptmanns ganze Zuneigung für Bertha kehrte nun zurück. Er begann auf's Neue wieder in ihr Gesicht zu blicken und kuriose Laute in seiner Gurgel hören zu lassen. Er fragte sie fünfzigmal des Tages, ob sie ihn wirklich liebe und überhäufte sie mit Segnungen, als sie bescheiden erröthete. Dann erkundigte er sich, ob sie ihren Trauring sorgfältig verborgen habe und blickte freundlich verschlagen, als sie ihm versicherte, daß er nicht verloren sei. Die liebeskranke Bertha fühlte sich so leichten Herzens vor Freude, daß sie auf Wolken zu gehen wähnte. Ihr geliebter Merton war wieder derselbe. Sein freund-

liches Lächeln war wieder auf sein schönes Gesicht zurückgekehrt. Er war ganz Güte und Liebenswürdigkeit.

Der zärtliche Liebhaber begann nun seine Geliebte darum anzugehen, den Tag festzusetzen. Er stellte sich anscheinend höchst beleidigt, als sie ihn bat, ihr doch zu erlauben, ihre Mutter darüber zu Rath zu ziehen. „Was!“ schrie er, „das von Dir, Bertha, obgleich Du ebenso gut weißt wie ich, wie wichtig es ist, daß unsere Verbindung geheim gehalten werden soll? Willst Du mich ruiniren, theuerster Engel? Es kann doch gewiß nicht viel Unterschied machen, ob Deine Mutter unsere Verheirathung einen Tag früher oder später erfährt. Schönes unvorsichtiges Mädchen, Du thust mir unrecht, denn dies sieht einem Argwohn ähnlich.“

Aber er quälte sie und ließ ihr keine Ruhe, bis der Tag der Hochzeit bestimmt war. Alle seine Einrichtungen legte er mit dem Anscheine der größten Aufrichtigkeit ihrem Gutfinden vor. Die Heirath sollte im Registraturbureau stattfinden. Es war, wie er sagte, eine viel ruhigere und vernünftigere Weise wie in der Kirche. Um der Mutter Argwohn nicht zu erwecken, sollte er Camberwell am Tage zuvor verlassen. Am nächsten Morgen wollten sie sich treffen. Ihre Kleider waren bereits in seiner Wohnung in Harleystreet. Er wollte alles bereit haben, um London den Augenblick nach der Ceremonie zu verlassen. Dann: viele Jahre der Wonne und Glückseligkeit — „he, Bertha?“

Drei Tage ehe der ereignißvolle Morgen kam, empfing Merton seines Vaters Brief, welcher ihn nach Swanborough zu kommen bat, um das Haus und seine Bewohner zu beschützen. Er konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er die Epistel las. „Gerade meine Sache!“ dachte er. „Es soll unsere Hochzeitsreise sein. Könnte gar nicht besser fallen. Da ist ein vorzügliches Hotel in Elbury. Ich kann sie im Gasthofe zum Royal George lassen, herüber nach Haus galoppiren, mich über die furchtsamen Hasen lustig machen und wieder in die Arme meiner Bertha zurückeilen.“

Die Reisekoffer waren gepackt, verschlossen und umriemt, und Herr Cutler wurde benachrichtigt, daß er sich wenigstens drei Wochen lang als sein eigener Herr betrachten möge. Das Cab wurde geholt und fort rasselte der Bräutigam. Er war der erste am Orte des Rendez-vous. Mit seiner Uhr in der Hand erwartete er ungeduldig die Schöne. Er steckte seinen Kopf oft aus dem Wagenfenster und fluchte und schwur, als er die Straße ängstlich auf- und abblickte. Endlich kam sie, mit Thränen in ihren Augen und mit einem Gesichte voll Jammerns, um ihn flehentlich zu bitten, sie allein mit ihrer Mutter leben zu lassen. Er zog sie in das Cab und dem Kutscher etwas zuwispernd, befahl er ihm, rasch zu fahren. Der Mann sah, daß etwas „im Winde“ war, und peitschte daher, nur Gold im Traume sehend, sein Pferd in vollen Galopp.

Nach einer Weile sagte der Hauptmann zu Bertha, daß sie am Registraturbureau angekommen seien. Er stieg zuerst aus und erkundigte sich, ob Herr Towser zu Hause sei. Sie zögerte das Cab zu verlassen, allein er ersuchte sie auffahrenden Tones, zu eilen, da diese öffentlichen Beamten nicht liebten, lange auf Jemand zu warten. Sie ward daher zu Herrn Towser, dem Registrator eingeführt, einem mageren Herrn mit einem verlebten Gesichte, aber feierlich schwarz gekleidet. Er trug eine weiße Halsbinde und eine stählerne Brille.

„Crosier! Crosier!“ wiederholte der Registrator, als wenn ihm der Name bekannt sei und in selbiger Zeit in seinem Buche umherblickend. „Ganz in Ordnung, mein Herr. Die Ankündigung ist mir seit drei Wochen gemacht worden,“ fügte er hinzu, als wenn er eine Einschreibung lese. „Ist dies die Dame?“ fragte er, indem er sein feierliches Gesicht erhob. Als Bertha durch ein schweres Lächeln geantwortet hatte, fuhr er fort: „Nun dann beginnen wir ja wohl die Ceremonie lieber auf der Stelle. Wollen Sie sich gefälligst hierher bemühen.“

Fürchtend, daß Bertha sich weigern könne, die so ungemein kurze Ceremonie als Heirathsakt im Registraturbureau anzuerkennen, hatte der Hauptmann pfiffigerweise ein Gesetzbuch über diesen Gegenstand gekauft, und ihr, um ihren Geist vorzubereiten, nicht allein die gedruckte Beschreibung des Ritus gezeigt, sondern ihr selbst die Worte

laut lesen lassen. Das Pärchen wurde in ein Visitenzimmer vorn heraus geführt, in dessen einer Ecke sich ein Pult befand. Dann ging Jack Towser mit feierlichem Anstande an die Arbeit. Der Hauptmann hatte erst zu erklären, daß er, Merton Crosier, entschlossen sei, Bertha Hazlewood zu seiner legitimen Frau zu machen, und dann hinzuzufügen, daß er keine gerechte Ursache oder sonstiges Hinderniß kenne, weshalb er, Merton Crosier, nicht in seinen Wünschen befriedigt werden solle. Das arme Mädchen, welches kaum zu sprechen im Stande war, mußte seinerseits wiederholen, daß sie, Bertha Hazlewood, gleichfalls entschlossen sei, mit ihm, Merton Crosier, verbunden zu werden. Zuletzt erklärte Herr Jack Towser, seine Augen im höchsten Diensteifer erhebend, auf das feierlichste, daß Beide eng mit einander verbunden wären; und nachdem die Namen in ein dickes Buch mit einem rothen Einband eingetragen waren, ward die Ceremonie als beendigt erklärt. Bertha sah hoch auf, als Jack Towser sie mit seiner rauhen Stimme als Madame Crosier anredete. Sie bemerkte ferner, daß, als Merton dem Registrator seine Gebühren bezahlte, er dies mit einer 50 Pfund Sterling Banknote that, so daß sie fand, es sei viel theurer, auf diese stille Weise verheirathet zu werden, als in der Kirche. Es that Beiden im Herzen wohl, als der Registrator ihnen angenehme Flitterwochen wünschte und in herzlichen Worten die Hoffnung aussprach, daß ihr Leben nur ein langer sonniger Festtag, ungetrübt von

Wolken sein möge, und daß ihre Familie um sie herum aufwachsen und ein Segen für ihre Eltern und ein Ruhm für die Nation werden möge. Er ward von dem Hauptmann in seinen Segnungen unterbrochen, der ihn fragte, wann die Heirathscertificate ausgestellt und ihm überliefert werden würden. „Wie vorsichtig von dem theuren Merton," dachte Bertha, welche sich ungemein darnach sehnte, einen urkundlichen Beweis ihrer gesetzlichen Verbindung zu besitzen. Die Papiere sollten bereit und zu ihrer Verfügung sein, wenn sie von ihrer kleinen Hochzeitsreise zurückkämen.

Sie fuhren nach dem Bahnhof hinunter. Bertha war so wirr und überglücklich, daß es ihr vorkam, als wenn das alte hinkende Cabpferd wie ein Blitzstrahl die Straße entlang eile, so schnell verging ihre Zeit. Sie hielten sich bei der Hand und wenn ihr Begleiter „theuerste Bertha" murmelte, seufzte sie „liebster Merton".

In dem Eisenbahnwagen sitzend, fühlte dieser Schuft seine Seele beben, als er seine Schurkerei ruhig überlegte. Sie, das arme, unglückliche Opfer, lächelte ihm unbewußt zu, mit ihren Augen den edeln Mann anbetend, welcher ihre Niedrigkeit und seine Größe vergessend, sie zu der Würde seiner Gemahlin erhoben hatte. Er vermochte eine Weile lang nicht mit ihr zu sprechen. Wenn es möglich gewesen wäre, würde er sie gerade in diesem Augenblick unbekümmert haben gehen lassen, aber es scheint ein trauriges Verhängniß zu sein, daß diese tugendhaften Impulse gerade

in dem Augenblicke zum Herzen dringen, wenn es unmöglich geworden ist, ihnen zu willfahren.

Sich mit dem tröstenden Gedanken Muth einsprechend, daß es jetzt zu spät sei, sich aus der Sache zu ziehen und daß er sie so gut wie möglich durchfechten müsse, legte er seinen Arm um ihre Taille und begann sich auf das liebenswürdigste mit ihr zu unterhalten. Er stellte ihr dar, daß er manchmal stolz und befehlend sei. „Aber, mein theuerster Engel," fuhr er fort, „Du wirst mir bald lehren, ein besserer Mann zu sein. Wenn Du siehst, daß ich zum Zank geneigt bin, so wirst Du mich durch deine Liebenswürdigkeit besiegen. Wir werden so glücklich zusammen leben, daß die ganze Welt uns über unser großes Glück beneiden wird. Mein schönes kleines Weibchen soll den Neid aller Männer erregen, und alle Frauen sollen ihre Nägel vor Aerger beißen, daß sie nicht einen so beständigen, zärtlichen Mann wie ich mich beweisen werde, geheirathet haben — he, Bertha?"

Das arglose Mädchen begann alsdann von der Zukunft zu sprechen. „Laß uns niemals, lieber Merton," sagte sie, „einer vor dem andern Geheimnisse haben. Was Du auch thun magst, will ich Dir gern vergeben, wenn Du mir vertrauen willst. Es würde mein Herz brechen, Theuerster, wenn ich denken müßte, daß Du mich je Deines Vertrauens unwürdig halten könntest, indem ich alsdann glauben würde, daß Du mir Deine Liebe entzogen habest."

„Engelsmädchen!“ rief Crosier mit Entzücken, „wie kannst Du mich fähig halten, Dich je zu hintergehen. Ich verspreche Dir, daß Du jeden meiner Gedanken theilen sollst. Ich werde keinen wichtigen Schritt im Leben thun, ohne mich vorher mit Dir zu berathen. Dein Rath soll mehr Einfluß auf mich haben, als mein eigenes Urtheil. Beruhigt dies Deine Aengste, mein schönes, liebes Weibchen?“ Sie lächelte mit höchster Zärtlichkeit, und Beide blickten sich eine lange Zeit einander in die Augen.

„Ich werde sehr eifersüchtig auf Dich sein, Bertha,“ seufzte Crosier, als seine Augen etwas trübe zu werden begannen. „Ich hasse alle Männer bereits jetzt schon, weil ich weiß, daß sie Dich bewundern werden. Ich war ein Narr, solch eine schöne Frau zu heirathen.“

Ist es unglaublich, daß das arme Kind keinen Argwohn von der imfamen Betrügerei hatte, welche gegen ihre Ehre geschmiedet war?

Als die Reise ungefähr zur Hälfte zurückgelegt war, fiel es dem Hauptmann plötzlich ein, daß der Name Crosier von den Einwohnern Elburys sehr wohl gekannt sei. Es wird nimmer angehen, dachte er, Bertha in das erste Hotel in der Stadt zu führen und sie Madame Crosier zu nennen. Der alte Mann würde sicherlich etwas davon zu hören bekommen, oder irgend sonst ein Neuigkeitskrämer würde seiner Schwester Helena auf der Stelle die Kunde bringen, daß ihr Bruder verheirathet sei. Das würde die

ganze Geschichte verderben. Wenn sein Name nicht mit großen weißen Buchstaben auf dem Wachstuchüberzug seiner Koffer gemalt gewesen wäre, so würde er einen falschen angenommen haben. Es war schrecklich, in der That.

Es liegt eine gewisse Wonne darin, von seiner Frau sprechen zu können, und es that Crosier leid, dies unterlassen zu müssen. Er sehnte sich darnach, die Kellner oder die Zimmermädchen fragen zu können, „ob Madame Crosier das Diner befohlen habe?" oder ob „Madame Crosier sich wegen der Zimmer verständigt habe?" Aber hart wie es auch war, auf diese Selbstverherrlichung zu verzichten, fühlte er doch die Nothwendigkeit, dieses Vergnügen bis zu ihrer Abreise von Elbury verschieben zu müssen.

Er zeigte Bertha den Brief, welchen er von seinem Vater empfangen hatte und sagte ihr, daß, da sie nur wenige Meilen von Swanborough vorbeikommen würden, er sie in einem Hotel lassen wolle, während er seinem Vater einen Besuch abstatten und ihm seine Angst weglachen wolle. Es wird bald abgemacht sein, versprach er, denn der alte Herr sei so verständig, wie ein Gerichtshof von Bischöfen alle zusammen genommen und würde gar bald Vernunft annehmen. „Zugleich, Theuerste," fuhr er zaghaft fort, „halte ich es für besser — nicht etwa, daß mir viel daran liegt — bis die passende Zeit kommt, um uns offen zu erklären, es ist eine höchst weise Maßregel, ich halte es für besser, meine Liebe, unter einem angenommenen

Namen zu reisen. Ich kann sagen, daß Du eine Frau Tettenham bist, welche ich nach Southampton begleite. Es wird nur für eine kurze Zeit sein. Ich werde nicht länger wie drei Stunden ausbleiben und dann können wir eine Postchaise nehmen und in die nächste Stadt eilen. Hast Du etwas dagegen einzuwenden, mein Liebling?"

Sie hatte dagegen allerdings Etwas einzuwenden und fühlte sich über den Vorschlag beleidigt. Es fiel ihr auf, daß sie jetzt schon genöthigt sein sollte, auf ihres Mannes Namen zu verzichten. Aber dann erinnerte sie sich plötzlich, daß es nicht das erste Mal sei, wo er ihr die Nothwendigkeit vorgestellt habe, ihre Heirath geheim zu halten, und willigte daher auf das Leutseligste in seine Wünsche.

Die Kellner des Royal George sprangen mit bewunderungswürdiger Behendigkeit herbei, als Hauptmann Crosiers Koffer von dem Eisenbahn-Omnibus herabgereicht wurden. Der Herr Wirth präsentirte sich selbst, um des reichen Banquiers Sohn zu bedienen. Ein elegantes Zimmer war für Madame Tattenham bestellt und den Reisenden eine Flasche Xereswein und einige Zwiebacke vorgesetzt. Der Eigenthümer des Hotels schien halb beleidigt, als er hörte, daß der Hauptmann nur einige Stunden in Elbury zu bleiben beabsichtige. Er sagte, er würde es sich bis auf das Aeußerste haben angelegen sein lassen, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. „Ei, Sie närrischer Mensch," erwiederte der Hauptmann, „wenn ich irgend wohin ginge,

so würde ich in Swanborough absteigen. Da ist Platz genug. Ich begleite nur Madame Tattenham hier nach Southampton, sonst würden Sie mich nicht gesehen haben. Wie es aber ist, so habe ich nur gerade Zeit, ein eiliges Mittagessen zu mir zu nehmen und bitte ich Sie daher, sich mit Madame Tattenham darüber zu verstehen, was Sie Eßbares im Hause haben."

„Madame Tattenham," dachte Bertha. „Es überläuft mich jedesmal eiskalt. Ich will froh sein, wenn wir diesen Ort wieder verlassen."

Sie aßen um drei Uhr, um Crosier hinreichende Zeit zu geben, seinem Vater einen Besuch abzustatten. Es war ein höchst angenehmes Mahl, nicht so sehr wegen der von dem Wirth vorgesetzten Speisen, sondern vielmehr wegen der zwischen ihnen gehaltenen Liebesunterhaltung. Hätte ein neugieriger Kellner an dem Schlüsselloche gelauscht, so würde das Geheimniß der Heirath bald entdeckt worden sein. Der Hauptmann redete die eingebildete Madame Tattenham stets mit solchen zärtlichen Ausdrücken wie „mein Leben," „meine Liebe," oder „mein süßester Liebling" an. Die in Rede seiende Conversation bezog sich auf Geldangelegenheiten. Der galante Offizier gab zu verstehen, daß Madame Crosier gelegentlich finden würde, daß ein wenig baares Geld nützlich sei, und benachrichtigte sie daher, seine Börse in Zukunft als die ihrige zu betrachten. „Ich möchte Dein Gefühl nicht gern verletzen, mein Lieb-

ling, auf dieselbe Weise zu verfahren, wie die Mehrzahl der Männer thun, denn ich finde es äußerst gemein und impertinent, einer Frau so und soviel per Woche zu geben. Es kommt mir gerade so vor, als wenn ich ihr Lohn bezahle. Nein, mein süßes Lämmchen, erinnere Dich stets, daß das, was ich habe, auch Dir angehört." Dieser sonderbare Herr fühlte ein großes Vergnügen darin, die Art und Weise eines legitimen Gatten nachzuahmen. Mit einer Delikatesse, welche Bertha sehr zu Herzen ging, zog er seine eigene Börse aus seiner Tasche und händigte sie ihr, gepfropft voll Banknoten ein, bemerkend, „daß sie in Zukunft der Banquier sein sollte."

Ein Pferd ward bestellt und der Hauptmann, dessen schöne militärische Figur sich sehr imposant ausnahm, als er sich im Sattel herumdrehte, um seiner schönen Bertha mit der Hand zuzuwinken, ritt fort. Die drei Stunden, welche er abwesend sein sollte, verstrichen. Sie ging dann wieder an das Fenster, um seine Rückkehr zu beobachten, und stand daselbst während drei anderen Stunden, bis es zuletzt so dunkel war, daß sie keine zehn Yards weit die Landstraße herab sehen konnte; aber sie horchte demungeachtet auf das Aufmerksamste. Umsonst trat der Kellner in das Zimmer, um zu wissen, ob „Madame Tattenham" Thee servirt zu haben wünsche. Dieselbe Antwort war stets gegeben: „Nein, ich danke Ihnen. Hauptmann Crosier beabsichtigt Elbury im Augenblick seiner Ankunft

zu verlassen.“ Es schlug neun Uhr und ihre Aufregung war so gestiegen, daß das Schlagen einer Thür hinreichend war, ihr Thränen auszupressen. Endlich trat der Kellner auf's Neue mit einem Brief und einem Bund Schlüssel auf einem silbernen Präsentirteller in das Zimmer. Sie errieth halb den Inhalt des Briefes, ehe sie ihn nur las. „Mein schöner Liebling,“ begann er, „die Leute sind verrückt hier und der alte Mann schlimmer wie alle anderen. Er fluchte und befahl mir vorerst das Haus nicht zu verlassen. Ich war gezwungen, ihm zu gehorchen, denn er ist nicht allein mein Vater, sondern auch ein paar hundert Tausende werth. Wunderliche Weise, unsere Flitterwochen zu beginnen, findest Du nicht auch? Gräme Dich deshalb aber nicht, Süßeste. Ich sende Dir hierbei die Schlüssel. Geh' zu Bett und bestelle Frühstück 8 Uhr, denn ich werde zu dieser Stunde meinen Arm um Deine Taille geschlungen haben.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Herr Vaulrin jun. besucht den Kontinent.

Einem Herrn, welcher weiter nichts zu thun hat, als die Zeit zwischen Frühstück und Mittagessen so schnell wie möglich hinzubringen, ist ein tägliches Zeitungsblatt eine unschätzbare Aushülfe. Es ist ihm, als wären die Begebenheiten der ganzen Erdkugel ihm vor Augen gebracht. Sein Armsessel wird ein Richtersitz und er runzelt die Stirn mit Strenge über die Fehltritte und Schlechtigkeiten seiner Brüder und Schwestern. Für vier Pence täglich theilt er mit Katzen das Privilegium, Königen in das Gesicht zu blicken. Minister und Parlamentsmitglieder werden so keck kritisirt, wie Mittagsessen, Port- und Xereswein.

Auf diese unschuldige Weise amüsirte sich der Marine-Lieutenant Grant. Jetzt war er ein Polizeimagistrat, ein Jardine oder ein Elliott, in dem Richterstuhle von Bow-street oder Lambeth sitzend. Frauen von ihren Männern erstochen, scandalöse Fälle von Betrügereien 2c. waren vor ihn gebracht. Beim Lesen der Berichte fühlte er, als wenn

die Strafgelder und Verurtheilungen von ihm selbst ausgesprochen worden wären. Oder, wenn er ein Vergnügen an kontinentalen Neuigkeiten fand, so konnte er in einem Augenzwicken so leicht in die Tuilerien schreiten, als wenn er der Kaiser selbst gewesen wäre, oder einer Ministerversammlung in der Königin von Spanien Audienzsaal beiwohnen. „Ei der Tausend," rief der Marine-Lieutenant manchmal aus, „schon wieder ein Ministerwechsel in Griechenland. Verwünschte Kerle! sie thun nichts wie wechseln." Und dennoch fragte der Lieutenant nicht mehr nach Griechenland und seinen Ministern, wie nach der Seebrühsuppe der Chinesen, aber er zahlte seine vier Pence täglich für seine Zeitung und fühlte sich verpflichtet, seine Meinung über die Ereignisse des Tages zu geben.

„Fandest Du Deine Zeitung recht interessant, Papa?" fragte die sanfte Lucy, als ihr Vater die letzte Spalte der letzten Seite beendigt hatte.

„Nichts d'rin — geradezu nichts," war die Antwort, obgleich das Journal stets einige zwanzig Ellen dicht gedruckter Neuigkeiten enthielt.

Der brave Marine-Lieutenant war auch Subscribent der Localzeitung. Es machte ihm Vergnügen, ein so zu sagen, unter seiner Nase gedrucktes Journal zu unterstützen. Er hatte eine verwirrte Idee, daß er einem Nachbar beistehe und seine eigene Spekulation encouragire. Häufig

wollte er, nach dem Lesen der Leitartikel der Elbury-Zeitung in einen Ausbruch von Flüchen gerathen, auf den Tisch schlagen, daß er in die Höhe sprang, und dann zwischen seinen Flüchen und Schlägen erklären, „daß die Leutchen der kleinen Zeitung unvergleichlich besser schrieben, wie die Kerle in der „Times." Zu solch einem Grade von Enthusiasmus führte ihn dies, daß er eines Tages darauf bestand, Herrn Philipp die von dem Redacteur gemachten Bemerkungen über die Entdeckung einer ungeheueren Masse einlaufender gefälschter Banknoten vorzulesen.

„Beim Jupiter! wenn die Schurken dies sehen, wird es sie bis in die Stiefeln herunter zittern machen," brüllte der Marine-Lieutenant, als er den Artikel zu lesen begann. „Die Kühnheit, mit welcher diese Bande in ihrem infamen Unternehmen zu Werk gegangen ist, die Gewandtheit, mit welcher die falschen Noten untergebracht worden sind, die wunderbare Vollkommenheit der Nachahmung, Alles beweist, daß der Elende, welcher diese niederträchtige Spitzbüberei organisirt hat, ein Mann von großen Talenten ist — ein solcher, welcher die Segnungen der Erziehung entwürdigt und sie zu dem Zwecke eines niedrigen und feigen Diebstahles verwendet hat. Was sagst Du dazu, Philipp? Das ist geschrieben wie sich's gebührt, he?"

Der jugendliche Schurke zitterte. Er fühlte seine Nerven und seinen Muth sinken, als er ferner hörte, daß

sich ein Local-Untersuchungscomitee gebildet habe, an dessen Spitze Herr Nathaniel Crosier, der geachtete Banquier, getreten sei.

„Wir werden ihn bald haben, den ruchlosen Spitzbuben,“ brüllte der Lieutenant.

Die Route, welche der Verbreiter der falschen Banknoten genommen hatte, war schon aufgespürt. Die Städte, welche er passirt hatte, kannte man an den daselbst gelassenen Opfern. Er war bis wenige Meilen von Elbury gekommen, aber bis jetzt war die Stadt noch von keinem derartigen Unglück besucht worden. Selbst das Haus Crosier u. Co. war betrogen worden, indem es die gefälschten Banknoten für gute angenommen hatte, so vorzüglich war das Papier der Bank von England nachgemacht.

Keiner war lauter in seiner Anklage des Schuldigen, wie der Schuldige selbst. Mit der Menge schreiend, glaubte er unbemerkt zu bleiben. Je ängstlicher er wurde, desto mehr entrüstet war er auf den Fälscher. Er gab selbst seine Meinung zum Besten, in Bezug auf die Strafe, welche er dem Schurken zukommen lassen möchte. Wenig ahnte der zechende Schwiegervater, als er Philipps angenommene Entrüstung lobte, daß der wahre Schuldige kaum so weit, wie eines Policemans Arm lang ist, von ihm stand.

Lucy sagte zu Philipp oft am Morgen, daß er seine Arme während des Schlafes um sich herum werfe und sich so unruhig im Bette bewege, wie ein Mann im Fieber. Dann erkundigte er sich ängstlich, ob er vielleicht dummes Zeug in seinen Träumen geredet habe. „Ich sollte wohl denken, daß Du das thatest," erwiederte die arglose Frau, „aber Du murmeltest und sprachst so undeutlich, daß ich keine Sylbe verstehen konnte. Aber ich will mich einmal eines dieser schönen Morgen herzlich über Dich lustig machen und alle Deine Geheimnisse entdecken."

Unter diesen verzweifelten Umständen schien es Philipp am weisesten zu sein, Elbury für eine kurze Zeit zu verlassen. Die Polizei, mit Nathaniel Crosier im Rücken, war beinahe auf der Thürschwelle seines Versteckes und er hatte alle Herrschaft über sich verloren. Aber demungeachtet war er nicht so thöricht, auszureißen und durch seine Flucht Argwohn zu erregen. Er wartete drei oder vier angstvolle Tage, über eine vernünftige Entschuldigung nachgrübelnd, um seine Koffer zu packen. Zuletzt sah er in der „Times" eine Anzeige über billige Vergnügungsexcursionen nach Paris, um irgend eine oder die andere Fête dort zu sehen. Die Theilnehmer sollten hin und her gefahren, in einem Hotel logirt und ernährt werden, und dies Alles für weniger, als die gewöhnliche Eisenbahnfahrt allein kostet. Philipp begann augenblicklich mit Lucy über Paris sich zu

unterhalten. Er sprach von seinen Vergnügungen; erinnerte sie, daß alle Moden von dort herkämen; fragte sie, ob sie die französische Küche liebe oder französische Schuhe und Handschuhe vorziehe, und ließ einige Worte über Lyoner Sammet und billige Mäntelchen fallen, bis er ihr den Wunsch, die Hauptstadt der Höflichen zu sehen, so eingeprägt hatte, daß sie die Ausgaben der kleinen Vergnügungstour nachzurechnen anfing und bald bewies, daß die Kosten sich so zu sagen auf ein bischen mehr wie Nichts belaufen würden.

Wie ein lieber, gutherziger Mann lachte Philipp anfänglich über die Bitten seiner kleinen Frau und billigte sie nach und nach. „Sie hat ihr ganzes Herz daran gesetzt, diese Excursion zu machen, lieber Papa," bemerkte er dem nicht übervergnügten Lieutenant, „und ich denke, ich muß ihr den Gefallen thun. Sie sehen, wie wir armen Männer zu leiden haben. Ich will ihr nur gerade ein Glas Claretwein geben und ihr die französische Küche einen Augenblick riechen lassen, und sie dann mit einem schönen Rosenbouqet auf ihren hübschen Wangen wieder zurückbringen."

Mit traurigem Herzen sah der Lieutenant, nachdem er an eine unverheirathete Schwester die Bitte gerichtet hatte, ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten, das junge Pärchen abreisen. Er wurde noch niedergeschlagener, als das kleine Ponywägelchen mit den Koffern hinten darauf

gepackt, um die Straßenecke bog und dann verschwand. Nichts als das Bewußtsein, den Schlüssel zum Wandschrank in seiner Tasche zu haben, erhielt sein sinkendes Herz. Der einzige Trost, welchen er fühlte, war die Route seiner Kinder beinahe von Ort zu Ort nach der französischen Hauptstadt zu verfolgen. „Jetzt," dachte er, „sind sie in London. Ich möchte wissen, in welchem Hotel sie da abgestiegen sind? Ich wünschte, ich hätte ihnen gesagt, in das Chesterfield-Hotel in Bruton-street zu gehen. Sie würden da den famosen 34er Portwein haben." Am nächsten Morgen ärgerte er seine Schwester ungemein, indem er sie aus ihrem festen Schlafe erweckte, um sie um ihre Meinung zu fragen, ob die See wohl gerade stürmisch auf dem Kanale sei? „Ich möchte gern einmal wieder einen guten Tanz haben, Du weißt," schrie er durch die halb geöffnete Thür, „aber ich fürchte, daß die arme Lucy halb todt sein wird."

Zur Zeit, wo Philipp und seine Frau Paris erreichten, wünschte der alte Lieutenant im Grunde seines Herzens, daß seine Tochter wieder zu Hause zurückgekehrt sei. Aber nicht so der junge Herr Gemahl. Er zog seine Börse und Lucy die sechzig Sovereigns zeigend, welche sein Vermögen ausmachten, erklärte er ihr rund heraus, daß sie sich auf eine oder die andere Weise einrichten müsse, sechs Monate damit auszukommen. Sie starrte ihn verwundert an, denn das arme Ding glaubte, eine Vergnügungsreise

unternommen zu haben. Er stotterte irgend eine Entschuldigung, Schulden gemacht zu haben, hervor, und wünsche, billig in Frankreich zu leben. Er hatte nicht Muth genug, ihr zu sagen, daß er geflüchtet sei, um der Schande und Strafe zu entgehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Bett von Dornen.

Das Haus war wohl verwahrt, als Nathaniel Crosier sich zur Ruhe begab. Die Bedienten hatten Pistolen neben sich liegen; die Kettenhunde waren losgelassen und liefen frei in dem Garten umher; und mehr denn Alles, der brave Soldat — sein Sohn — schlief in dem Visitenbette. Derjenige würde wahrlich ein verwegener Dieb sein, welcher es wagen würde, dem tapferen Hauptmann in der zweiten Etage zu Gesicht zu kommen.

Dieser liebende, martiale Jüngling würde gern einen vollen Hut mit Sovereigns darum gegeben haben, wenn er aus dem väterlichen Hause entweichen und auf leichten Flügeln der Liebe zu seiner angebeteten Bertha hätte fliehen können; allein, er war ein Gefangener. Eisenstangen machen noch kein Gefängniß, aber eines strengen Vaters eiserner Wille schließt jede Thür und jedes Fenster. Er hatte für seine Freiheit gekämpft und sich beinahe nur für den bloßen Versuch, eine Entschuldigung zu finden, um

aus seinem Gefängniß befreit zu werden, den armen Kopf zerbrochen. Der alte Herr war genöthigt gewesen, die Stirn zu runzeln und die Stimme zu erheben; er hatte sich gezwungen gesehen, beißende Worte über die Undankbarkeit von Söhnen zu sagen; und zuletzt, als alle Bitten fruchtlos waren, Befehle zu geben, daß sein Erstgeborener unter seinem Dache bleiben solle. Das war eine völlige Scene gewesen. Wenn der unglückselige Sohn zuletzt nachgab, that er dies mit einer herzgebrochenen Miene, für welche der Papa sich keine Rechenschaft geben konnte. Es schien ihm beinahe, als wenn Merton wünsche, daß man in das Haus einbreche und es plündere.

Gegen elf Uhr sprang der alte Herr in sein Bett und sich unter dem Schutze eines der Officiere Ihrer Majestät sicher fühlend, holte er die Schlaflosigkeit früherer Nächte wieder damit ein, daß er mit wunderbarer Schnelligkeit einschlief.

Der arme Merton blieb bis zwei Uhr Morgens auf, indem er den Mond anblickte und über sein Elend jammerte, bis seine Seufzer sich in Thränen verwandelten und er sich entschloß, seinen Kummer zwischen seine Betttücher zu begraben. Ein Schnarchen von vollem Ton und Umfang lieferte gar bald den Beweis, daß das Löschpapier der Vergessenheit seine Thränen des Grames getrocknet habe.

Der Banquier träumte. Er saß in seinem Bureau, und ein Mann, welcher Jahre lang vorher fallirt hatte

und ihm eine bedeutende Summe Geldes schuldete, trat mit einem schweren Kasten beladen in das Zimmer. Er hatte eine confuse Meinung, daß dieser Mann seitdem gestorben sei und kein Recht habe, auf der Erde herum zu wandern, allein der Besuch erweckte keine Furcht in ihm. Der Schuldner sagte ihm, daß er endlich komme, seine Verbindlichkeiten auszugleichen und wies auf den gewichtigen Geldkasten. Sie hatten eine lange Unterredung über vergangene Zeiten und der Deckel des Geldkastens ward alsdann gelüftet. Da war Gold genug, um einen Schubkarren damit anzufüllen. Der Mann bat den Banquier in der freundlichsten Weise, es alle anzunehmen. Sie versuchten Beide den Schatz vom Platze zu heben, allein er schien von seiner Schwere wie auf den Boden befestigt. Dennoch aber hatte ihn der Mann vorher so leicht wie eine Hutschachtel getragen. Es schien dem alten Crosier, daß er diesen Kasten fort und fortstoße, bis seine Hände bluteten, allein es war nur Zoll bei Zoll, daß er seinen Bemühungen nachgab. Er rief seine Commis, um ihm zu helfen, allein es kam keiner von ihnen. Dann schien es ihm, daß er sich nicht mehr in seinem Bureau befinde, sondern mit dem schweren Geldkasten auf einem Hügel in der Nähe von Swanborough stehe. Der Schatz entschlüpfte ihm und fiel den Abhang herab. Mit jedem Wälzen rasselte das Geld, als wenn es durch die hölzernen Seiten des Kastens bersten wolle. Er stürzte sich über Gräben

hin und schlug donnernd gegen Steine. Als er da stand und seine Hände in Verzweiflung rang, berührte ihn Jemand auf die Schulter und — er erwachte.

Anfänglich wußte er nur in dem Wirrwarr der Schlaftrunkenheit, daß ein menschliches Wesen neben seinem Bette stand, aber er dachte nicht im entferntesten an Diebe. Als sich sein Geist nach und nach sammelte und seine Augen sich öffneten, sah er ein, daß Niemand zu solch einer Stunde, in der Mitte der Nacht, berechtigt sei, ihn aus seinem Schlafe zu wecken. Er erhob sich halb von seinem Kissen und stotterte hervor: „Wer ist da? Wer sind Sie?"

Die Antwort machte ihn die Augen aufreißen. „Wenn Du Dich zu rühren wagst, oder um Hülfe rufst, so schmettere ich Dir Dein Hirn ein." Der Banquier stierte den Mann, von welchem diese Worte ausgegangen waren, mit glanzlosen Augen an und hielt es für klüger zu gehorchen, denn ein mächtiger Todtschläger befand sich sechs Zoll weit von seinem Schädel. Ein Zuck des Armes und er war ein Kind des Todes.

Der Dieb ließ das volle Licht einer dunkelen Laterne auf des alten Crosier's Gesicht fallen und betrachtete seine Züge prüfend. Der Banquier erduldete Alles dieses ruhig, während sein Geist emsig darüber nachdachte, ob die Spitzbuben wohl fähig sein würden, das feste Zimmer zu finden, wo das Silbergeschirr aufbewahrt sei: Er verzichtete auf den Verlust des umherliegenden Silbers, was in täglichem

Gebrauch war. Der genaue Werth einer jeden Sache im Hause war ihm bekannt. In einem eisernen Geldkasten, welcher in der Mauer seines Ankleidezimmers angebracht war, befand sich ein Packet Banknoten, für welche er zitterte. Ein Tisch stand vor der eisernen Thüre dieses Kastens und zum Himmel betete der alte Mann, daß er nicht entdeckt werden möchte.

Das grelle Licht der Laterne ward weggenommen und der Banquier blickte um sich her. Die Schubfächer waren erbrochen und seine Kleidungsstücke lagen zerstreut im Zimmer umher. „Es war der Lärm des Erbrechens der Schlösser, was mich träumen machte," dachte der alte Mann so gelassen, als wenn er sich in einem Polizeibureau befinde. Irgend Jemand, welcher das Haus kannte, mußte der Diebesbande angehören, denn ein geheimes Schubfach, in welchem der alte Mann die Juwelen seiner geliebten Frau aufhob, war geöffnet und die rothen Sammt-Etuis augenscheinlich ihres Inhaltes beraubt worden. Er sah alles dies, dennoch lag er hülflos da und wagte kaum zu athmen, aus Furcht, daß der über ihn gehaltene Todtschläger mit einem tödtlichen Hieb sein greises Haupt zerschmettern möge.

Die Minuten verstrichen langsam. Seine Uhr unter dem Kopfkissen pochte und machte seinen Kopf mit ihrem Ticktack förmlich beben. Er gewann etwas Muth in der Stille und dachte über die Ausführung des Planes nach,

plötzlich aus dem Bette zu springen und das Haus in Allarm zu versetzen. Das einzige, was ihn abhielt, dies zu thun, war der Gedanke, daß Merton möglicherweise ebenso stark bewacht sei, wie er selbst. Wie sehr er auch sein Geld liebte, sein Leben liebte er doch noch mehr.

Der Mann neben seinem Bette rührte sich. Er zog die schweren Bettvorhänge zurück und beugte sich über das Bett, bis sein mit Flor umhülltes Gesicht dem des Banquiers so nahe war, daß der Letztere die glühenden Augen unter dem schweren Schleier unterscheiden konnte. Der Dieb blickte ihn aufmerksam an, und sagte dann, mehr zu sich selbst sprechend: „Derselbe wie immer. Ich würde ihn überall wieder erkannt haben. Du hälst gut aus, alter Mann. Du mußt einen leichten Kampf mit der Welt gehabt haben, wenn Furchen für Narben gerechnet werden sollen.“

„Gott sei Dank! Ich kann auf seine Stimme schwören,“ dachte Crosier.

„Kennst Du mich?“ fragte der Dieb.

Der Banquier versuchte „Nein“ zu sagen, allein sein Hals und seine Lippen waren vor Furcht trocken, dennoch verstand der Mann an der einfachen Bewegung des Mundes, was gemeint war.

„Hast Du keinen Feind in der Welt, welcher Dir gern einen Streich wie diesen hier spielen würde? He, denk' ein bischen!“ fuhr der Schurke fort. „Such' Dir

einmal den Namen eines gewissen Jemandes zu erinnern, der Dich haßt; eines solchen, der Alles daran setzen würde, Dich zu Grunde zu richten; der beten oder fluchen würde, wenn sein Athem Dich verderben könnte."

Der Banquier schüttelte den Kopf.

„Rufe ihn in Dein Gedächtniß zurück," stöhnte der Spitzbube. „Gedenke vergangener Zeiten. Hast Du Niemandem Unrecht gethan? Ist kein Blut an Deinen Händen, hast Du keine Rache zu fürchten?"

Der alte Mann gedachte der Tochter, welche im Gefängniß gestorben war, aber er schüttelte abermals seinen Kopf.

Der Schurke begann die Geduld zu verlieren. Er athmete rasch vor Wuth und beugte sich näher und näher über das Bett. „Bei Gott!" schrie er, „ich könnte Dein hartes Herz aus Deinem verwelkten Busen reißen, da es so wenig fühlt und keine Reue kennt. Sieh' mich an, Mann! Kennst Du mich jetzt?" Dies sagend, lüftete er seine Flormaske und blickte sein Opfer finsteren Auges an.

„Vautrin!" murmelte Crosier, in einem fast gleichgültigen Tone. Er hatte seinen Quäler längst erkannt.

„Es ist lange her, daß wir uns zusammen trafen," sagte Vautrin ruhig. „Du gedachtest mich vielleicht nie wieder zu sehen. Ich kann mir denken, daß Du gar oft gebetet hast, daß ich die Erde verlassen und Platz für Dich machen möge. Thörichter alter Mann. Manche Nacht

habe ich hier vor diesem Hause gestanden, und während Du behaglich schliefst, geschworen, diese Zusammenkunft herbeizuführen. Du warst der Herr und Meister — jetzt bin ich Gebieter." Jeder dieser kurzen Sätze, energisch und drohend gesagt, war mit einer wilden Geberde begleitet.

Des Mannes Heftigkeit verhinderte den Banquier, seine Gedanken zu sammeln. Der dicht vor seinem Gesicht erhobene Finger, die vor seinen Augen bebende geballte Faust, verscheuchten seine Ideen. Er konnte auf keine Entschuldigung sinnen und fühlte sich in des Franzosen Gewalt.

„Ich bin gekommen, um unsere lange Rechnung in Ordnung zu bringen," fuhr Vautrin fort. „Ich will systematisch zu Werke gehen. Erstens, wo ist meine Frau, Deine Tochter?"

Keine Antwort.

„Wo ist ihr Kind — mein Sohn?" zischte Vautrin, indem er seinen Mund so nahe an des Banquiers Gesicht brachte, daß der Athem die greisen Haare wehen machte. „Wo sind sie? Antworte mir oder beim Himmel! es ist der letzte Augenblick, wo Du sprechen kannst."

„Sie starb," war Alles, was der alte Mann erwiedern konnte.

„Du tödtetest sie," versetzte Vautrin barsch. „Sie war Deine Tochter. Das Leben in ihr kam von Dir und Du mordetest sie. Wenn es Dir nicht recht war, daß ich sie

heirathete und ich Dich beleidigte, war sie deshalb weniger Dein Kind? Ich war rechtschaffen! Wenn sie mich, meine Talente Deinem Reichthume und Deiner Macht vorzog, enthob Dich das der Vaterpflichten? Du Bestie, es war Deine Hand, welche sie erschlug. Soll ich Dir sagen, wie und wo sie starb?"

Der alte Mann wunderte sich im Geiste, wie dieser Vautrin nach der Flucht seiner Frau die Kühnheit habe, so ruhig über ihren Tod zu sprechen. Da er nicht auf die Frage antwortete, fuhr der andere fort:

„Sie starb im Gefängniß, an gebrochenem Herzen, Gott bittend, Dir diesen niederträchtigen Mord zu vergeben.

Die Worte hallten fürchterlich an des alten Mannes Ohr, und er schauderte zusammen. „Ich versuchte sie zu retten," stöhnte er.

„Alter Mann," erwiederte Vautrin, „wenn Du auf den Himmel hoffst, so versperre Dir den Eingang nicht mit Lügen. Als die Tochter aus dem Bereiche Deiner Hülfe war, weshalb war das Kind im Stich gelassen? Du hast Deine Entschuldigung! Ich weiß es. Du sagtest, daß Deine Tochter eine Mutter aber keine Frau sei. Nicht zufrieden, ihr das Leben genommen zu haben, nahmst Du ihr die Ehre. Du beflecktest ihr Grab. Wo ist der Junge — mein Sohn?" Als er dies sagte, knirschte

Vautrin mit den Zähnen und schüttelte seine offenen Hände über Crosier's Gesicht.

„Dieser Junge ist in die Welt gejagt. Dein Fleisch und Blut ist nur Fingerslänge von des Henkers Hand gewesen. Jetzt komme ich zu Dir, um Gerechtigkeit zu fordern. Seit Jahren wußtest Du, daß dieser Junge legitim geboren war. Er hat mir von Deinem Anerbieten, ihn von England weg zu schaffen, erzählt, um ihn wie Unkraut auf den Heiden Australiens aufschießen zu lassen.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Crosier tonlos. „Geld?“

Der Schwiegersohn blickte den alten Mann mit Verachtung an; dann sagte er: „Wie Sie doch dieses Geld geliebt haben. Um des Geldes willen sandten Sie eine Tochter ins Gefängniß; um Ihr Geld zu retten ward ein Enkel in Schurkenstreichen und Verbrechen eingeschult. Selbst jetzt, da Ihr Leben mir gehört, rufen Sie Ihr Geld zu Hilfe und denken so zu entwischen.“

Trotz alledem kannte der Banquier nur zu gut den Zweck dieses Besuchs.

„Ich komme wegen meines Geldes,“ sagte der Mann, „und nicht wegen des Deinigen. Ich bin kein Dieb — ich bin das Opfer, welches gegen den Dieb Gerechtigkeit sucht. Dies ist mein Gerichtshof. Deine Frau starb vor sechs Monaten. Du weißt, daß mein Sohn legitim verheirathet ist; selbst der Heirathsschein ist Dir gezeigt

worden. Weshalb ward er seines Erbes beraubt? Antworte mir.“ Die drohende Weise, in welcher die dicken Finger den Todtschläger umfaßt hielten, machten Crosier zittern. Er sah die Hand weiß werden, als die heftige Spannung das Blut verdrängte.

Hastig erwiederte er: „Ja, ich habe ihr Unrecht angethan, ich gestehe es. Es soll ihm Recht widerfahren, ich schwöre es.“

„Ich gebe Dir drei Wochen,“ fügte Vautrin hinzu, „und wenn Du bis zu der Zeit Dein Wort nicht in Erfüllung gebracht hast, so stirbst Du. Das ist mein Schwur.“

„So sei es,“ rief der Banquier hastig aus.

„Nun, gib mir jetzt den Schlüssel zu Deinem eisernen Geldkasten,“ fuhr Vautrin fort. „Du vergaßest Deiner Tochter eine Aussteuer zu geben, als ich sie zu meiner Frau nahm. Du hattest Dein Geld gewöhnlich in diesem Kasten. Was er enthält, will ich als die vergessene Aussteuer annehmen.“

Eine Hoffnung durchkreuzte des Banquiers Geist. Er wollte aufstehen und während er Vautrin's Befehlen anscheinenden Gehorsam leiste, so viel Geräusch machen, daß das Haus wach werde und die Dienerschaft zu seiner Hilfe herbeieile. Zuerst begann er zu husten, vorgebend, daß die Kälte, nachdem er das warme Bett verlassen, seine Lungen angegriffen habe. Als er sich dann fröstelnd in das An-

kleidezimmer begab, wo der eiserne Geldkasten stand, warf er einen Stuhl um und stieß an einen Tisch. Aber ein geriebener Bursch, wie Vautrin, war nicht so leicht hintergangen. Er bemerkte dem Banquier milden Tones: „Du thätest besser, dieses Geschäft ruhig abzumachen. Ich habe Freunde unten auf der Treppe. Wenn irgend Jemand in dieses Zimmer zu dringen wagte, weißt Du, was ich thun würde? Dich tödten!“ Die Hand des Banquiers zitterte, als er den großen Schlüssel in das Schloß des eisernen Kastens steckte. Der Dieb stand hinter ihm und befahl ihm, ein Papier nach dem andern hervorzuholen. „Etwas rascher,“ murrte Vautrin; „Du hast Banknoten hier.“

Es war ein schwerer Packen, dick wie eine Rolle Band. Er trieb Vautrin's Tasche so auf, als wenn er sein Taschentuch darin trüge. Er sah an des Banquiers Gesicht, daß der Betrag bedeutend sei. Seine gute Laune kehrte zurück. Er bemerkte freundlichen Tones: „Wir sind jetzt noch nicht fertig, aber in wenigen Minuten sollen Sie von meiner Gegenwart befreit sein. Sie müssen dieses Papier unterzeichnen.“ Er zog ein gestempeltes Document hervor. „Ein kleines Rechtsgeschäftchen,“ erklärte der Schurke, „in welchem Sie aussagen, daß in Anbetracht Ihrer Zuneigung für mich, Sie mir diese Banknoten freiwillig zum Geschenk gemacht haben. Ich will den Betrag derselben morgen ausfüllen, wenn ich die Summe nachgerechnet habe. Ich dachte fernere Unannehmlichkeiten dadurch zu verhindern.

Jetzt gehen Sie wieder zu Bett. Erfüllen Sie Ihren Schwur, so verspreche ich Ihnen, Sie nie wieder zu belästigen.“ Er blies das Nachtlicht aus, steckte die Laterne in seine Tasche und entfernte sich, indem er die Thür hinter sich abschloß.

Crosier blieb ruhig in seinem Bette, gespannt horchend, ob die Diebe sich entfernten. Er zog seine Repetiruhr und war sehr erstaunt, zu finden, daß der ganze Vorfall nur einige Minuten gedauert hatte. Das Haus war so still, daß er glaubte, die einzige lebende Person darin zu sein.

Zuletzt fand er den Muth, die Schelle zu ziehen. Er zog sie bis der Draht beinahe brach. Dann kam ein rascher Fußtritt, und eine Stimme fragte, ob der „Herr“ etwas wünsche. „Schließ' die Thüre auf,“ war der eilige Befehl. Der Bediente mit seinem Rock über seinen Nachtanzug geworfen, schaute höchst verwundert drein, als der aufgeregte Crosier ihm sagte, daß Diebe in das Haus eingebrochen und ihn geplündert hätten. Der Diener stierte im höchsten Erstaunen das zerstörte Zimmer und die erbrochenen Schubfächer an, und ließ dann einen Hülfeschrei ertönen, welcher alsbald alle Schlafzimmer lebendig machte.

Wo war der tapfere Soldat, welcher die Citadelle bewachen sollte? Der Vater flog die Treppe hinauf, um seinen kühnen Sohn zu suchen, indem er den Schläfer ungeduldig anrief, zu erwachen. Aber seine Stimme erstarb

plötzlich. Er sah eine Gestalt in voller Länge auf dem Gange liegen und fühlte augenblicklich, daß es sein Kind war.

Die Bedienten hörten den alten Mann weinen und schluchzen und eilten ihm zu Hilfe. Der leblose Körper des Erstgeborenen wurde von der Erde aufgehoben und auf das Bett gelegt. Während Vater und Schwester über den Leichnam weinten, ritten Leute auf raschen Pferden nach nah und fern, um Aerzte zu holen und andere, halb angezogen, rannten durch das Dorf, nach Hilfe und nach Polizei rufend.

Das Haus war bald gepfropft voll von Policemen und Aerzten. Man fühlte den Puls und wechselte traurige Blicke, und die Lanzettenetuis wurden wieder in die Tasche gesteckt. Die Doctoren zogen sich zurück und überließen die Sache den Männern der Gesetze. Es war keine Hoffnung mehr, den Hauptmann wieder ins Leben zurückzurufen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Rechnungen sind abgeschlossen.

Das arme, mit dieser unglücklichen Familie in Verbindung stehende Geschöpf erhob sich freudig von seinem Bett, Gott dankend, daß das Tageslicht wieder zurückgekehrt sei, welches den geliebten Merton an seine Seite zurückbringe. Er wird um acht Uhr hier sein, dachte Bertha. Zwei Stunden längeren geduldigen Harrens und sein Arm sollte ihre Taille umschlingen und seine Lippen ihre Wange küssen.

Die traurige Nachricht wurde ihr in einer rohen Weise mitgetheilt. Die Leute in dem Hotel wußten nicht, wie sehr sie diesen elenden Menschen liebte; für diese war sie einfach nur Madame Tattenham, eine Freundin des todten Hauptmannes.

Der Wirth selbst unternahm es, ihr die Nachricht zu bringen. Er gab den Kellnern strengen Befehl, kein

Wort davon verlauten zu lassen. Er wollte die Sache allein abmachen.

Während das Tischtuch für das Frühstück gelegt wurde, stand Bertha harrend am Fenster. Sie ersuchte die Kellner „die Eier nicht eher heraufzubringen, bis der Hauptmann gekommen sei. Sie antworteten in ihrem gewöhnlichen Tone: „Sehr wohl, Madame.“

Aber statt des sehnlich erwarteten Mannes trat der Wirth ins Zimmer. Bertha wunderte sich, was er ihr zu sagen haben könnte und hörte die Bemerkungen, welche er über das Wetter machte, kalt mit an. Zuletzt fing er an zu husten und begann die Rede, welche er vorbereitet hatte. „Traurige Geschichte vergangene Nacht, Madame, in Swanborough. Man sagt, daß Herr Nathaniel Crosier beinahe wahnsinnig ist.“ Sie hörte ihm forschend zu. „Sie haben nichts von dem Diebstahl gehört, Madame? Die Diebe sind um zwei Uhr Morgens in das Haus eingebrochen und haben, wie man mir sagt, eine ungeheuere Masse Sachen davon getragen.“ Auf diesem Gipfel seiner Neuigkeit angekommen, hustete der Wirth auf's Neue, und sagte zögernd: „Ich hoffe nicht, daß Ihre Kräfte erliegen werden, Madame — oder daß sie Ihrem Gefühle erlauben werden, sich Ihrer — zu sehr zu bemächtigen, aber nicht die geringste Hoffnung ist für Hauptmann Crosier's Genesung zu hoffen — in der That, er ist nicht mehr.“

Solcher Schreckensbotschaft waren Bertha's Kräfte nicht gewachsen. Man mußte sie zu Bett bringen und dieselben Aerzte, welche am Morgen um den todten Körper von Merton Crosier gestanden hatten, beriethen sich nun über den Zustand des beinahe leblosen Wesens, welches er ruinirt hatte. Sie lag zwei Tage lang ohne Bewußtsein. Die Wartefrau des Hotels kam oft an ihr Bett und sprach mit ihr, allein kein Glied regte sich. Die Aerzte seufzten, wenn sie ihren Puls fühlten, und sagten dann: „Ihr Leben hängt an einem Haar! Wir müssen auf ihre Natur bauen; das ist unsere einzige Hoffnung.“ Die Wartefrau hatte bestimmte Befehle, ihre Lippen aufzuzwängen und Aether in den Mund zu tröpfeln. „Versäumen Sie eine halbe Stunde,“ sagte der Arzt, „so stirbt sie.“

Die gerichtliche Untersuchung über Merton Crosier's Leichnam fand statt. Die Chirurgen, welche die post-mortem-Examination vornahmen, erklärten, daß der Verstorbene an einer Krankheit des Herzens, durch Erregtheit beschleunigt, gestorben sei. Ein Mann holte, als er das Verdict der Geschworenen las, einen tiefen Seufzer, als wenn eine schwere Bürde von seinen Schultern genommen worden sei. Der Kerl, genannt Tater-trap Sam, wußte mehr, als die Aerzte. Er erinnerte sich sehr

wohl des Kampfes, welcher auf dem Gange stattgefunden, und wie er ein dickes Tuch auf des Mannes Mund gehalten hatte, um seine Schreie zu ersticken. Es ist möglich, daß der Hauptmann an einer Krankheit des Herzens starb, aber Tater-trap Sam war sicherlich die beschleunigende Ursache.

Drei Tage nach dem Begräbniß bestand eine Dame, in tiefen Trauerkleidern, darauf, Herrn Nathaniel Crosier zu sehen. Er sandte zu wiederholten Malen Antwort, daß er allein zu sein und in seinem Trübsal nicht gestört zu werden wünsche; aber die Besucherin war halsstarrig. Da ihre Bitten keinen Erfolg hatten, forderte sie Feder und Papier und schrieb auf dem Hausflurtisch einen Brief, welchen sie unterzeichnete: „Ihre Tochter — Bertha Crosier.“ Sie ward vorgelassen.

Er bemitleidete sie, weil sie so bitterlich weinte, und hörte ihre Geschichte daher geduldig mit an. Er begriff bald die Rolle, welche sein Sohn gespielt hatte. Die geheime Heirath in der Registratur, und Merton's Abneigung, seine Braut in seines Vaters Familie einzuführen, waren hinreichend für den Banquier, um den Rest des Romanes zu errathen. Aber er war durch den Verlust seines vielgeliebten Sohnes erweicht. Er hatte die Gnade, das arme Mädchen nicht zu enttäuschen. „Sie

ist tugendhaft und, Gott sei es gelobt, unversehrt," dachte er. „Weshalb die Erinnerung meines unglücklichen Sohnes besudeln?"

„Hinterließ mein theurer Merton irgend ein Testament?" erkundigte er sich mit sanfter Stimme.

Als er von dem Testamente hörte, welches der schlaue Soldat in der Zeit aufgestellt hatte, wo er ihr die Cour in ihrer Mutter Haus machte, und in welchem Bertha Hazlewood als alleinige Besitzerin von Allem ernannt wurde, was ihr Geliebter zur Zeit seines Todes besitze, war der Vater sehr erfreut, denn nun sah er voraus, daß kein Grund vorhanden sei, das Geheimniß des Betruges zu enthüllen.

* * *

Der Banquier hielt sein Versprechen, welches er Vautrin gemacht hatte. Er raffte all' seinen Muth zusammen und obgleich er fluchte und schwur, als er die Gelder auf seinen Enkel übertrug, so unterzeichnete er dennoch das Document. Sein Haß auf Vautrin dehnte sich bis auf sein Kind aus; in der That, erst als er erfuhr, daß Philipp zur Zeit des Einbruches in Paris war und er daher keinen Theil an dem Diebstahle haben konnte, entschloß er sich, seinen Schwur zu erfüllen.

Die Kunde von dieser Erbschaft ward dem jungen Manne von seinem Vater mitgetheilt, dem er auf den Boulevards, in der elegantesten Modetracht, begegnet war. Die Rolle Banknoten hatte bewirkt, was Nichts in der Welt hätte bewirken können — sie hatte einen Gentleman aus einem Schurken gemacht.

E n d e.

Schnellpressendruck von Fr. Scheel in Cassel.

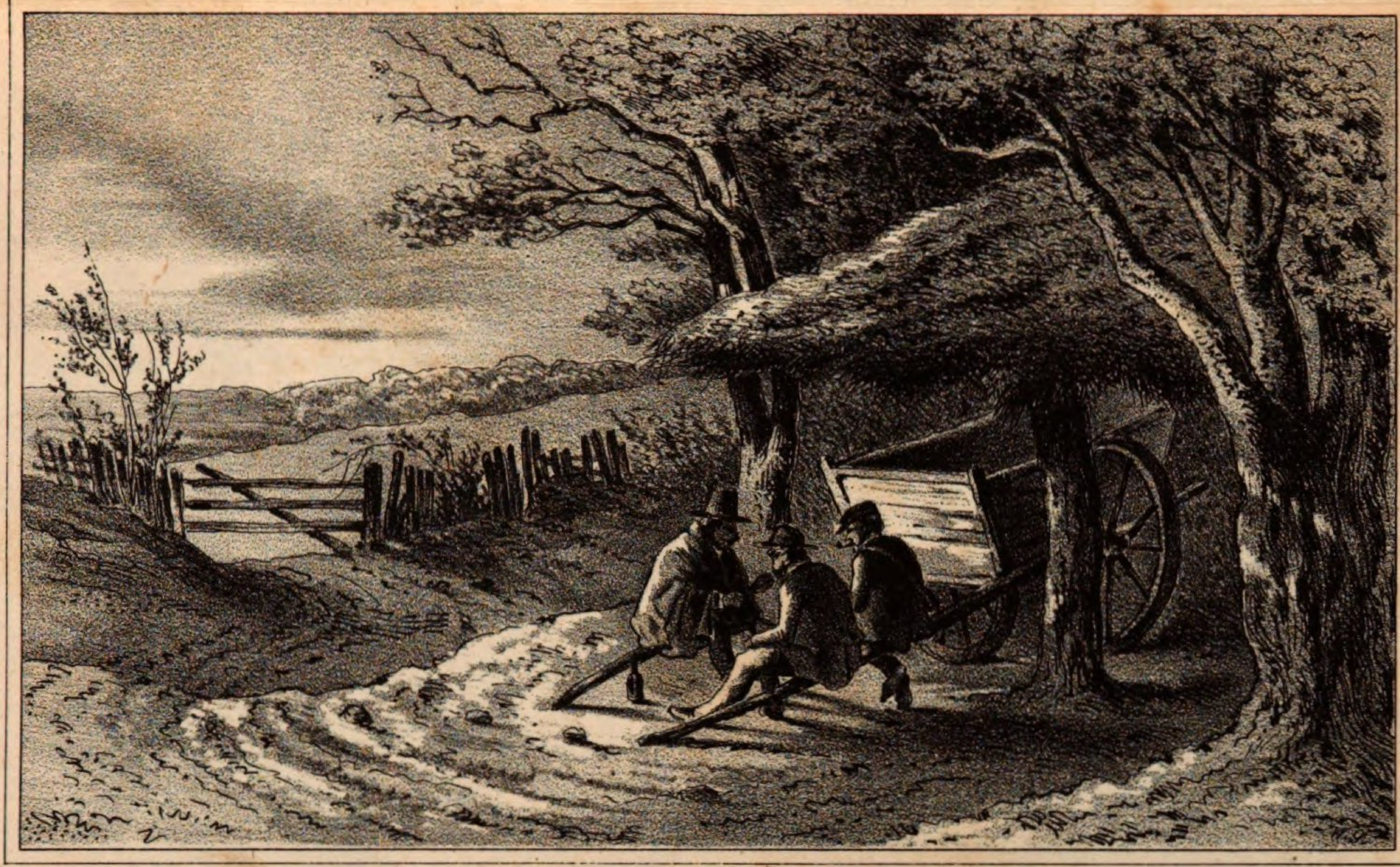
Die Kunde von dieser Erbschaft ward dem jungen Manne von seinem Barbier mitgetheilt, dem er auf den Boulevards, in der elegantesten Modetracht, begegnet war. Die Rolle Banknoten hatte bewirkt, was Nichts in der Welt hätte bewirken können — sie hatte einen Gentleman aus einem Schuften gemacht.

Ende.

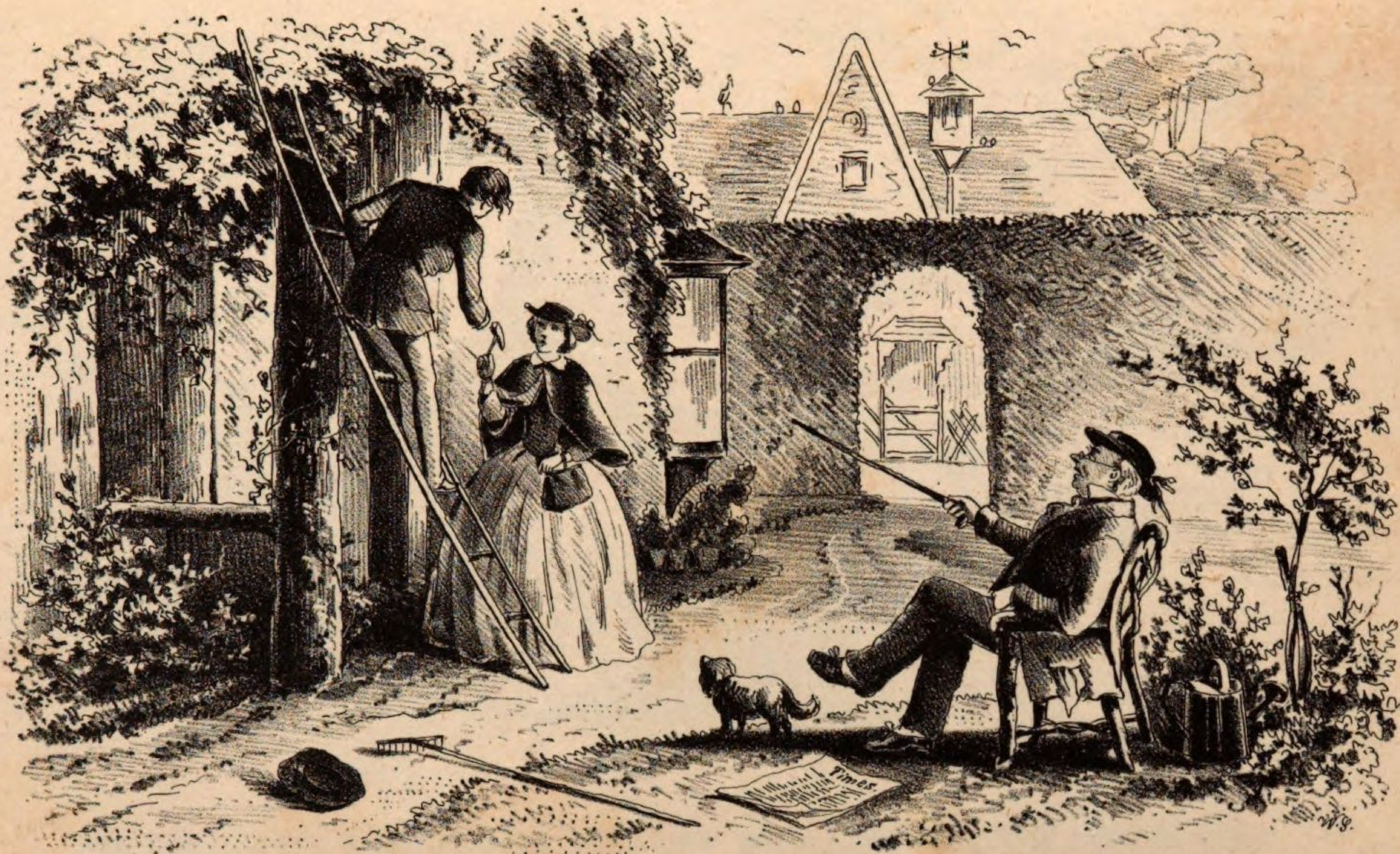
Schnellpressendruck von Fr. Scheel in Cassel.



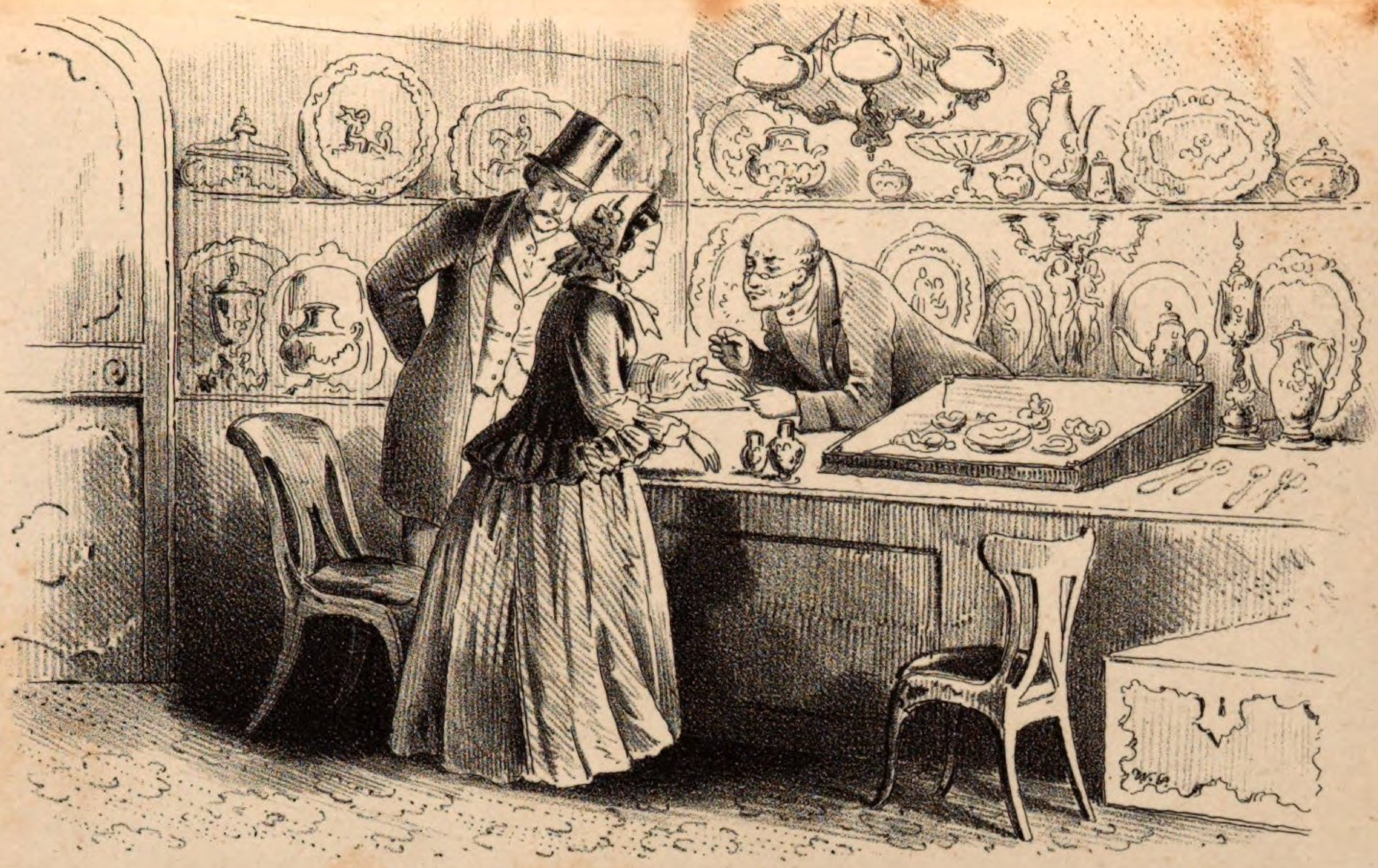
DIE SCHLÄGEREI IM BETTLERSAALE.



EIN WICHTIGES GESCHÄFT.



MAN MACHT PHILIPP DAS COMPLIMENT, DASS ER EIN VORTREFFLICHER JUNGER MANN SEI.



MAN VERSICHERT BERTHA, DASS SIE EINEN MERKWÜRDIG KLEINEN FINGER HABE.



DIE FAMILIE DES NATHANIEL CROSIER, ESQUIRE, VON EINEM DIEBESLÄRM AUFGESCHRECKT.